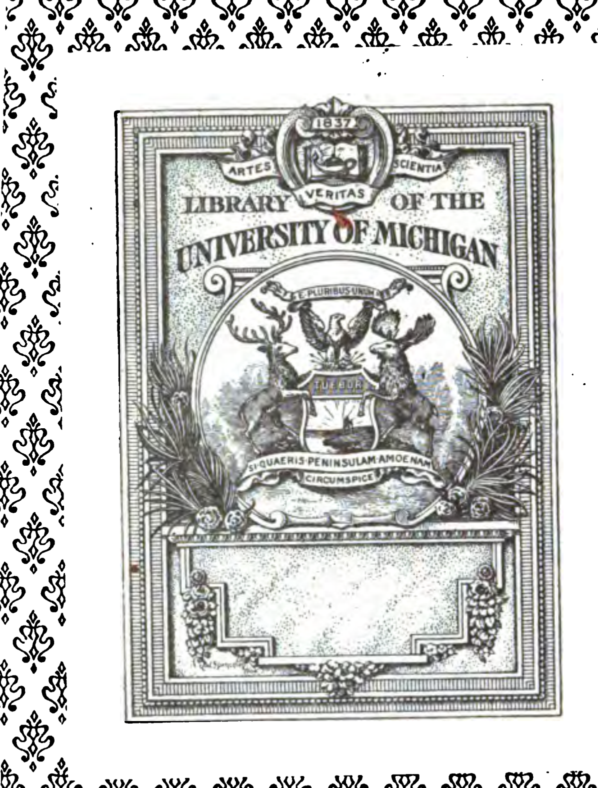
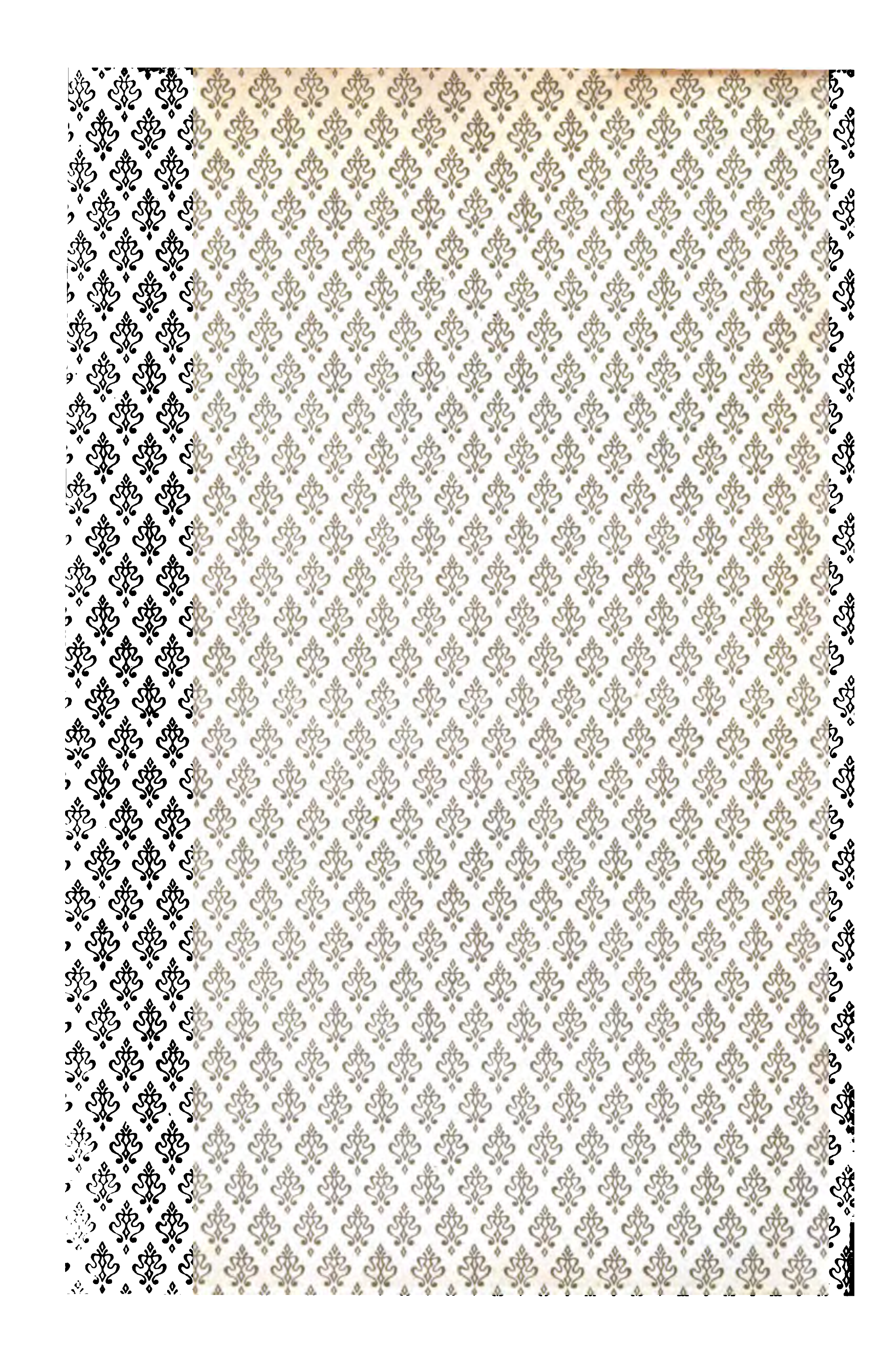

A
3 9015 00393 866 2
University of Michigan – BUHR


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Geschichte

des

Deutschen Zeitungswesens

von den ersten Anfängen
bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches

von

Ludwig Salomon.

Zweiter Band.

Die deutschen Zeitungen während der Fremdherrschaft
(1792—1814).

1902.
Oldenburg und Leipzig.
Schulzesche Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
A. Schwartz

Vorwort.

Der vorliegende zweite Band meiner Geschichte des deutschen Zeitungswesens hat leider fast drei Jahre auf sich warten lassen. Als ich im Juli 1899 den ersten Band abschloß, glaubte ich, gestützt auf die große Menge der Vorarbeiten, das Werk alsbald zu Ende bringen zu können. Bei der Gruppierung und Gliederung des Stoffes mußte ich aber schon nach kurzer Zeit gewahren, daß die napoleonische Epoche nicht bloß als eine Art Auftakt des neunzehnten Jahrhunderts genommen werden konnte, sondern daß die mannigfachen Schicksale der Presse jener Zeit eine eingehendere Darstellung erheischten, denn sie stellen im Grunde den Kampf Napoleons gegen die öffentliche Meinung in Deutschland dar, einen weitverzweigten, grausamen und brutalen Kampf, bei dem aber der Eroberer — wie überall, so auch hier — bis zu seinem jähen Sturze der Sieger auf der ganzen Linie blieb.

Diese Tragödie mußte etwas weiter ausgeführt werden. Zudem fühlte ich mich um so mehr dazu verpflichtet, weil bisher das deutsche Zeitungswesen der napoleonischen Epoche noch gar nicht geschildert, das schmerzvolle Ringen auf diesem weiten Gebiete im Zusammenhange noch niemals dargestellt worden war.

Für die ausführlichere Darstellung mußten auch wieder eingehendere Studien gemacht werden, und da zeigten sich nun oft ganz unerwartete Hindernisse. Die erhalten gebliebene Zeitungslitteratur der napoleonischen Zeit ist viel dürftiger, als man meinen sollte. Einesteils mochten die Zeitgenossen der Periode die Zeitungsblätter wohl nicht aufbewahren, weil der Inhalt ihnen nicht das bot, was sie wünschten, anderenteils haben sie gewiß nach der Abschüttelung der Fremdherrschaft oft genug mit einem gewissen Ingrimm alles das vernichtet, was sie in so aufdringlichem Tone an diese traurige Periode erinnerte. Es kostete mich viel Mühe und Zeit, das Material herbeizuschaffen; oft war das Ergebnis langer Nachforschungen nur höchst kläglich. So sind von dem „Echo der Berge", einer Zeitung, die viele Jahre in Düsseldorf erschien und viel gelesen wurde, offenbar nur noch elf Nummern vorhanden, die jetzt im Königlichen Staatsarchive zu Düsseldorf sorgsam gehütet und nur ausgeliehen werden, wenn die feuersichere Aufbewahrung gelobt wird. Und diese elf Nummern haben sich nur erhalten,

weil sie ein Pferdeliebhaber wegen der Inserate über Pferdeauktionen beiseite legte. Diese Inserate sind nämlich dick angestrichen. Von gar manchen anderen Zeitungen, so z. B. vom „Courier de Barmen“, ist alles verschwunden.

Ein anderes Hindernis in dem Studium des Zeitungswesens während der napoleonischen Epoche besteht in dem Mangel an Aktenmaterial. Die deutsche Presse wurde von Paris aus beaufsichtigt, die meisten Aktenstücke, die Preßangelegenheiten betrafen, gingen nach der französischen Hauptstadt, und dort sind viele nicht mehr zu erlangen. Vielleicht existieren die meisten gar nicht mehr. Einen schwachen Ersatz nur bilden die Briefe Napoleons, die Lecestre und Bretonne kürzlich herausgegeben haben.

Aus alle dem erklärt sich, daß der zweite Band länger auf sich hat warten lassen. Vielleicht ist es möglich, den dritten Band, der das Werk nun zum Abschluß bringen soll, etwas schneller fertig zu stellen, da für diesen das Material reichlich vorliegt.

Elberfeld, im März 1902.

Der Verfasser.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Die erste Etappe der französischen Invasion.

Zweiter Abschnitt.

Die napoleonische Zeit.



Erster Abschnitt.

Die erste Etappe der französischen Invasion.

Erstes Kapitel.

Die Lage der Presse auf der linken Rheinseite bis 1806.

1. Einleitung. Die Zustände in Deutschland zu Ende des 18. Jahrhunderts. Klagen über den Marasmus des Reiches. Der junge Hegel über die „rechtliche Anarchie". Die Losreißung der linken Rheinseite. Joseph Görres über die Vortheile der „Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke". Verherrlichung der Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich. Die „Wohlthaten" des neuen Regiments. Die idealen Güter. Die Presse. Der Artikel 35 der Verfassung des Jahres III und die weiteren Bestimmungen über das Zeitungswesen. Spott über die angebliche „Preßfreiheit".

Durch die französische Revolution war in ganz Deutschland zwar eine große Bewegung der Geister hervorgerufen worden, allein die Staatseinrichtungen und die gesellschaftlichen Verhältnisse änderten sich nicht; es blieb alles beim Alten, oder richtiger: der allgemeine Verfall schritt beständig weiter fort, ohne daß auch nur irgend welcher energische Versuch gemacht wurde, diesem höchst bedrohlichen Auflösungsprozesse Einhalt zu thun.

Besonders empfindlich war dieser Marasmus des Reiches im Westen. Während in Preußen und auch in Österreich immerhin noch auf eine gewisse Ordnung gesehen und einiges Leben in Handel und Verkehr aufrecht erhalten wurde, herrschte im Flußgebiete des Rheins in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts ein Wirrwarr, bei dem niemand aus noch ein wußte. Dort hatte sich nach und nach eine große Menge kleiner, fast ganz selbständiger Territorien gebildet; es gab sogar reichsunmittelbare Dörfer, und alle diese winzigen Staatswesen mit ihrer Selbstherrlichkeit, Kurzsichtigkeit, Mißgunst und Zanksucht

lebten in beständigem Zwist miteinander und machten sich gegenseitig das Leben sauer. Daher erfüllt denn besonders die achtziger und neunziger Jahre eine Unmasse von Klagen über die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse, ja, es kommt zu wahren Verzweiflungsrufen. Das Niederdrückendste hierbei war, daß man diesen verrotteten und verfilzten Verhältnissen gegenüber keine Rettung sah. Justus Möser erklärte denn auch, daß innerhalb der überlieferten Formen dem herabgekommenen Geschlechte nicht mehr zu helfen sei; es müsse eine andere Zeit kommen, die durch gewaltsame Erschütterungen hindurch auf den Trümmern des alten die Grundlage eines neuen deutschen Bürgertums lege. Und eine Kommission, die zu Anfang der neunziger Jahre den Verfall des fränkischen Kreises untersuchen sollte, gab zu den Akten: „Keine menschliche Kraft noch Weisheit kann den hereinbrechenden Umsturz und alles das unermeßliche Elend, was die Folge davon sein muß, abhalten, es sei denn, daß eine ganz neue Schöpfung in der gesamten Staatshaushaltung eintritt. Eine ganz neue Schöpfung muß es sein, *die* die toten Kräfte beleben, die schlummernden wecken *kann.*" Selbst der rheinische Antiquarius Ch. von Stramberg, der doch gern am Alten hing, mußte, speziell im Hinblick auf Kur-Trier, bekennen, daß das Bestehende den Massen mehr und mehr verletzend und selbst verächtlich geworden sei.

In einer ausführlichen „Kritik der Verfassung Deutschlands" erklärte denn auch der junge Hegel rundweg, daß man, wenn man Deutschland überhaupt noch als einen Staat ansehen wolle, seinen politischen Zustand als eine rechtliche Anarchie betrachten müsse; allein es könne ja von einem vereinigten Staatsganzen überhaupt nicht mehr die Rede sein, sondern nur von einer Menge unabhängiger und dem Wesen nach souveräner Staaten. Die Ursache hiervon sei freilich gerade das, was sonst den Stolz der Deutschen bilde, nämlich ihr Trieb zur Freiheit. Und nun weist er auf die große Gefahr hin, in die dieses Staatenkonglomerat, das sich „Deutsches Reich" nenne, nachgerade geraten sei. Er vergleicht es mit einem Haufen runder Steine, die sich zu einer Pyramide aufgebaut haben. Aber, fährt er fort, weil die Steine

schlechthin rund und, ohne sich zu fügen, so bleiben sollen, rollt die Pyramide, sobald sie sich zu dem Zwecke, zu dem sie sich gebildet hat, zu bewegen anfängt, auseinander, oder kann wenigstens keinen Widerstand leisten.

Dieser Fall trat denn auch bald genug ein; Kaiser Leopold II. und Friedrich Wilhelm II. von Preußen hatten sich etwas unvorsichtig in die französischen Angelegenheiten gemischt, worauf die Invasion der Franzosen und die Zertrümmerung des alten deutschen Reiches unaufhaltsam begann. Die erste Etappe bildete die Besitzergreifung des linken Rheinufers, die durch den Frieden von Luneville am 9. Februar 1801 sanktioniert wurde.

Und diese Losreißung eines so großen Landestheiles von Deutschland vollzog sich sehr einfach. Nirgends ein nennenswerther Protest, kein Wort des Schmerzes, oder der Klage. Offenbar trennte sich der weitaus größte Teil der Bewohner der linken Rheinseite ganz leichten Herzens von der deutschen Herrschaft, und als dann am 18. Juli 1801 die französische Konsularregierung eine Proklamation erließ, in der sie hervorhob, daß es nun für die Bevölkerung der neuen Landesteile keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß eine bessere Verwaltung, eine bessere Justiz zur Einführung kommen solle, daß das Land, das bisher unter der Herrschaft einer Menge kleiner Herren gestanden habe, „die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, aber stark genug, das Land zu drücken“, fortan den Schutz einer Macht genießen werde, die ihrem Gebiete Achtung zu verschaffen wisse, — da hoffte man allgemein, daß nun wirklich bessere Zeiten kommen würden. Frohgemut zählte Joseph Görres die Vortheile auf, die, trotz der „argen Dissonanzen“, sich durch die „Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke“ ergeben müßten: „Beiordnung einer Repräsentation aus dem Volke, Lossagung des Staates von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen, ungehemmtes Fortschreiten in Aufklärung und Bildung, steigender Wohlstand durch die Unterstützung einer kräftigen Regierung, endlich wachsende Kultur durch die Zerbrechung der lokalen Fesseln, die ihre Fortschritte allerwärts

hemmten." Zugleich wurde am Rhein entlang ein Kupferstich feilgeboten, der in der überschwänglichsten Weise die Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich verherrlichte. Das Blatt zeigte zur Rechten eine aufgehende Sonne, deren Strahlen auf einen Obelisken fielen, die neben den Namen verschiedener anderer französischer Generäle und Staatsmänner besonders den Buonapartes hell beleuchteten. Dem Obelisken gegenüber, unter einem Palmbaum, stand das Bild der mit den Insignien des Sieges, der Freiheit und Gerechtigkeit gezierten französischen Republik; neben ihr die Göttin der Weisheit, in der rechten Hand die Urkunde haltend, durch die nach Abschluß des Friedens von Luneville die Vereinigung der linken Rheinseite mit Frankreich verkündet wird. Mit der linken Hand wies die Göttin auf den Rhein hin, über welchem der Flußgott thronte, dessen rechter Arm und Fuß gefesselt war. In der freien Linken hält Rhenus ein bekränztes Ruder mit der Aufschrift: „Liberté du commerce". Vor der Göttin auf einem Helm saß ein Täubchen mit einem Oelzweig im Schnabel. Als Symbol der Künste und Wissenschaften endlich zeigte sich bei dem Obelisken ein Elefant, der in Anlehnung an die Sage, daß er aus den Strahlen der wiederkehrenden Sonne neues Leben zu saugen vermöge, mit dem Rüssel begierig die Sonnenstrahlen einsog.

Aber von all diesen Hoffnungen und Erwartungen, die in Wort und Bild zum Ausdruck kamen, wollte sich doch nur wenig verwirklichen. Wohl hob sich der allgemeine Verkehr etwas; auch wurden durch eine Konvention, die zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche zu stande kam, die überaus lästigen 32 Zollstationen des Rheins, die bisher auf der Strecke von Straßburg bis zur holländischen Grenze bestanden hatten, aufgehoben und statt ihrer 19 Octroistellen errichtet, wodurch die Rheinschiffahrt wieder aus ihrem Schlummer geweckt wurde. Daneben richteten die Franzosen neue Postlinien ein und bauten Chausseen. Durch Lieferungen für die Armee kam mehr Geld in den kleinen Bürgerstand, während sich für die größeren Kaufleute ein neues Absatzfeld in dem großen französischen Hinterlande eröffnete, und für den Handwerker fielen die Zunftschranken, die nach und nach so

erdrückend eng geworden waren, daß in Köln nicht einmal ein Messer verkauft werden durfte, das nicht auch dort verfertigt worden war. Im allgemeinen öffentlichen Leben wurde das neue Rechtsverfahren angenehm empfunden, das einfacher war und die Rechtsfälle rascher erledigte.

Mit diesen wenigen Besserungen und Vorteilen waren aber auch so ziemlich die Wohlthaten des neuen Regimentes erschöpft; dagegen hatte es viel Unruhe, viele Härten und Ungerechtigkeiten gebracht, und gerade die idealen Güter des Lebens, von denen während der Revolution in Paris so viel geredet worden war, sah man von diesen Helden der neuen Zeit ganz besonders vernachlässigt. Die Universitäten, Akademien und höheren Schulen mußten eingehen, und die sogenannten Primärschulen waren ererbärmlich, weil sich bei der außerordentlich schlechten Bezahlung — das Gehalt belief sich durchschnittlich auf 132 Frcs. im Jahre — tüchtige Lehrer nicht fanden.

Unter diesen Umständen erfuhr auch die Presse keine Förderung; ihre höheren Aufgaben wurden von der französischen Regierung nicht erkannt; man drückte sie zur dienenden Magd herab und mißhandelte sie in unerhörter Weise. Schließlich lag sie unter der harten Faust Napoleons ganz darnieder.

Ursprünglich, in den ersten Jahren der Revolution, hatten sich allerdings auch für das Zeitungswesen in Frankreich die schönsten Aussichten auf eine großartige Zukunft eröffnet. Im Artikel 355 der Verfassung des Jahres III hieß es, daß es im Gebiete des französischen Rechts keine Einschränkung der Preßfreiheit geben dürfe. Sollten aber die Umstände dennoch eine Einschränkung dieses Rechts erheischen, so sei ein derartiges Gesetz nur auf die Dauer eines Jahres gültig, wenn nicht vorher eine Bestätigung desselben stattgefunden. Allein schon im nächsten Jahre begann das Direktorium an diesem Artikel zu rütteln, und obgleich der Rat der Fünfhundert sich lebhaft gegen jede Beschränkung der Preßfreiheit wehrte, brachte es doch die Genehmigung von zwei Gesetzesvorlagen durch, von denen die eine die Todesstrafe setzte auf die in Zeitungen unternommene Anreizung zur Wiederherstellung des Königsthums, der Verfassung von 1793,

oder zum Sturze der bestehenden Verfassung, bezw. des Direktoriums, während die andere die Namensnennung des Verfassers und des Druckers auf Zeitungen, Flugschriften, Anschlagzetteln u. s. w. verlangte. Doch diese Beschränkungen bildeten nur ein kleines Vorspiel zur vollständigen Knebelung der Presse, die schon im Jahre darauf erfolgen sollte. Um die Herrschaft ganz und gar an sich zu reißen, führten die Direktoren Barras, Rewbell und Lareveillère am 18. Fructidor V (4. Sept. 1797) einen Staatsstreich aus, schickten 53 Deputierte in die Verbannung, entfernten auch alle ihnen sonst mißliebige Personen und stellten durch den Artikel 35 des Gesetzes vom 19. Fructidor V alle öffentlichen Zeitungen unter Polizeiaufsicht.*) Dem Ermessen

*) Im Laufe der weiteren Darstellung werden die Monate des republikanischen Kalenders noch öfters zu nennen sein; wir geben daher hier einige Erläuterungen dieser Zeiteinteilung. Das Jahr war in 12 Monate zu je 30 Tagen, der Monat in 3 Zeitabschnitte von je 10 Tagen (Decaden) eingetheilt. Die Monate hatten folgende Namen:

Vendémiaire (Weinmonat),
Brumaire (Nebelmonat),
Frimaire (Reifmonat),
Nivôse (Schneemonat),
Pluviôse (Regenmonat),
Ventôse (Windmonat),
Germinal (Keimmonat),
Floréal (Blütenmonat),
Prairial (Wiesenmonat),
Messidor (Erntemonat),
Thermidor (Hitzemonat),
Fructidor (Fruchtmonat).

Das Jahr I begann mit dem 22. September 1792, so daß also der 1. Monat Vendémiaire einen Theil des September und Oktober umfaßte. Auch alle übrigen Monate des republikanischen Kalenders fielen stets in 2 verschiedene Monate der gregorianischen Zeitrechnung. Am Schlusse des republikanischen Jahres wurden 5 bis 6 Ergänzungs- oder Schalttage (Jours complémentaires oder „sansculottides") behufs Herstellung des Ausgleichs mit dem astronomischen Jahre eingefügt. Die einzelnen Tage der Dekade waren nach der Zahlenfolge benannt. Der 1. Tag hieß Primidi, der 2. Duodi, der 3. Tridi und so fort bis zum letzten Tage, dem Decadi. Am 1. Januar 1806 wurde der republikanische Kalender wieder abgeschafft.

und der Willkür der Polizei wurden denn auch die deutschen Zeitungen der linken Rheinseite unterstellt, als die Franzosen von dieser Besitz ergriffen. Wo sie schon vor dem 5. September 1797 in die deutschen Städte eingedrungen waren, hatte dort das Kriegsrecht gegolten, bei dem sich die „Preßfreiheit“ nur innerhalb der ihr von dem betreffenden kommandierenden Generale gezogenen Grenzen bewegen konnte.

„Jedermann darf schreiben, was er will“, hieß es denn auch in einer 1799 erschienenen Spottschrift „Wörterbuch der französischen Revolutionssprache“, „nur nicht, was er denkt, oder was dem Volke die Augen öffnen könnte; sonst wird die Druckerpresse stante pede versiegelt und der Citoyen Schriftsteller auf eine öde Insel geschickt.“

---

2. Die beiden Blätter in Mainz und ihre franzosenfreundliche Haltung. „Der Beobachter am Donnersberg“. Mainz ohne Zeitungen. Die neue „Mainzer Zeitung“ und Johannes Weitzel. Die Zustände in Köln. Ein vom Rate den „Zeitungsschreibern“ erteilter Verweis. Die Franzosen und die Presse in Köln. „Vorschläge über die Behandlung der Presse“. Die seither in Köln herausgegebenen und die neuen Kölner Blätter. Eine amtliche Charakterisirung derselben. Die Pariser Regierung und die Kölner Zeitungen. Die journalistischen Unternehmungen des jungen Görres in Koblenz (Das Rothe Blatt und Der Rübezahl). Die Zeitungslitteratur von Aachen. Die Blätter in Cleve, Krefeld und Bonn.

Die deutschen Zeitungen der linken Rheinseite gerieten natürlich bei dem diktatorischen Verfahren der französischen Polizei sehr bald in die jämmerlichste Lage.

In Mainz hatten seither zwei Blätter bestanden, ein „Intelligenzblatt“, das 1753 unter dem Titel „Kur-Maynzische Wochentliche Frag- und Anzeignungs-Nachrichten“ ins Leben getreten war und neben den Inseraten und Verordnungen und Erlassen der Regierung seit 1769 auch einige politische Nachrichten gebracht hatte, und die „Privilegirte Mainzer Zeitung“, die 1767 auf Wunsch des Kurfürsten gegründet worden war, damit man auch außerhalb der Stadt Mainz etwas von dem Leben am Hofe

erfahre. Diese beiden Blätter machte sich nun der General Custine sofort nach seinem Einmarsch in die Stadt (21. Oct. 1792) dienstbar. Das Intelligenzblatt erhielt zunächst den Titel „Stadt Mainzisches Intelligenzblatt mit provisorischer Genehmhaltung der fränkischen Nation", dann hieß es kürzer „Mainzer Intelligenzblatt mit provisorischer Genehmhaltung", während die Zeitung kurz „Mainzer Zeitung" genannt wurde. In beiden Blättern herrschte natürlich sofort der Ton der neuen Zeit. Während sie beide vordem gut kurfürstlich gewesen waren, schäumten sie jetzt über von Verwünschungen gegen die Tyrannen, brachten sie schmetternde Freiheitslieder und Lobeserhebungen über die von Edelmut triefende Regierung in Paris. Es war die Überschwänglichkeit der Klubisten, die hier zum Ausdruck kam. Nach der Eroberung der Stadt durch die deutschen Truppen (23. Juli 1793) wurden vorübergehend so ungefähr die alten Zustände wiederhergestellt; als aber laut eines geheimen Artikels im Vertrage von Campo Formio die österreichischen Truppen im Dezember 1797 aus Mainz zurückgezogen wurden und der Kurfürst nun wohl oder übel die Stadt wieder den Franzosen überlassen mußte, zogen diese am 30. Dezember 1797 abermals in dieselbe ein und hielten sie nun bis 1814 in Besitz. Damit machten auch die beiden Mainzer Blätter wieder ihre Schwenkung zur Franzosenfreundlichkeit. Doch scheint die „Mainzer Zeitung" der Verwaltung immer noch nicht genug gethan zu haben; sie erhielt wiederholt Zurechtweisungen, und da sich auch das Publikum wenig befriedigt zeigte, so schloß sie am 13. Prairial VII (1. Juni 1799) ihre Thätigkeit. „Die Anzahl der Abnehmer," erklärte sie, „hat sich dermaßen verringert, daß die Kosten davon nicht mehr bestritten werden können." Beschleunigt war dieser Untergang wohl noch dadurch worden, daß eine Anzahl von Beamten der neuen Regierung ein neues Blatt, das den Titel „Der Beobachter am Donnersberg" führte, im Mai 1798 gegründet hatte. Herausgeber war der „Chef de Bureau" der Centralverwaltung Lembert. Allein auch dieses Blatt konnte sich nicht entwickeln, obgleich es weit geschickter redigiert wurde, als die alte „Mainzer Zeitung", denn die Situation wurde bald noch viel schwieriger, als Buonaparte durch den

Staatsstreich vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) die Gewalt an sich gerissen hatte. Durch Dekret vom 27. Nivose des Jahres VIII (17. Dec. 1799) wurde der Polizeiminister Fouché angewiesen, alle Zeitungen in strengster Weise zu beaufsichtigen, genaue Kontrole über die Tendenzen der einzelnen Journale zu führen und diejenigen, welche dem Gouvernement nicht gefügig seien, zu unterdrücken. Im Geheimen war er zugleich beauftragt, die Presse zu bestechen; die entsprechenden Summen hierzu wurden aus dem Ertrage der Spielpacht genommen. Dieses Vorgehen gegen die Presse traf auch den „Beobachter"; ja, seine Herausgeber mußten sogar gleich nach der Errichtung der neuen französischen Verfassung, obgleich diese für die Rheinlande noch keine Gültigkeit hatte, den in der Verfassung vorgeschriebenen Huldigungseid leisten und sich so den von dem Ersten Konsul beliebten Maßregeln gegen die Presse unbedingt unterwerfen. Bei dieser verschärften Strenge sah denn auch die Mainzer Regierung mit doppelter Aufmerksamkeit dem „Beobachter" auf die Finger und erteilte ihm eine Verwarnung nach der andern. So erhielt das Blatt einen scharfen Verweis durch den Präfekten im Juni 1801 „wegen seiner Anzüglichkeiten gegen auswärtige Behörden", und eine gleiche im August 1801. Unter diesen Umständen scheint den Herausgebern sehr bald alle Lust zur Weiterführung der Zeitung geschwunden zu sein; bereits am 29. Dezember 1801 ließen sie das Blatt eingehen.*) Nun waren die Mainzer bei dem angeregten politischen Leben einzig auf das dürftige Intelligenzblatt angewiesen. Gesteigert wurde diese Kalamität noch dadurch, daß die französische Regierung einer ganzen Anzahl von deutschen Zeitungen den Einlaß versperrte. So war die Frankfurter „Oberpostamtszeitung, das „Ristretto", das „Journal de Frankfort", „Der Neuwieder", die „Eudämonia" u. s. w. verboten. Infolgedessen erfuhren die Mainzer auch nichts über die amtlichen und wirtschaftlichen Vorgänge jenseit des Rheins; es blieben ihnen Ausschreiben der Kurmainzer Behörde in Aschaffen-

*) K. G. Bockenheimer, Gesch. d. Stadt Mainz während der zweiten französischen Herrschaft. 2. Aufl. Mainz 1891. S. 113 ff.

burg über das Ableben von ehemaligen Staatsangehörigen, über Bankerotte u. s. w. unbekannt, und daraus ergaben sich viele Unzuträglichkeiten und Verwickelungen. Diesem Mißstande machte schließlich der Präfekt Jeanbon-St. André dadurch ein Ende, daß er den federgewandten und für die französischen Ideen schwärmenden Johannes Weitzel zur Herausgabe einer Regierungszeitung gewann, die wieder den Namen „Mainzer Zeitung“ erhielt und vom 15. Nivose X (5. Januar 1802) an zu erscheinen begann.

Johannes Weitzel wäre wohl der Mann gewesen, das neue Blatt emporzubringen. Wenn auch seine Heimat auf der rechten Seite des Rheins lag — er wurde 1771 zu Johannisberg im Rheingau geboren —, so war er doch als Schüler des Mainzer Gymnasiums in Mainz aufgewachsen und hatte auch einen Teil seiner Universitätsstudien in Mainz gemacht. Weiterhin war er eine Zeitlang französischer Verwaltungsbeamter im Kanton Otterberg und in Germersheim gewesen, kannte also die Verhältnisse in Stadt und Land und war außerdem schwärmerischer Verehrer der Lehre von der Souveränität des Volkes. Der Staat war ihm, ganz wie in Rousseaus „Contrat social“, auf den Vertrag der Individuen begründet. Der blinde Konflikt von physischen Kräften habe ihn geschaffen, und die bloße physische Kraft bleibe seine Beherrscherin.*) Mit diesen Grundanschauungen, denen nicht nur die Franzosen, sondern auch die meisten Mainzer huldigten, hätte sich nun eigentlich Weitzel bald ein größeres Publikum heranziehen und auch den Beifall der französischen Regierung erwerben müssen, aber beides glückte nicht. Die Unterstützung, die ihm durch das Publikum zu teil wurde, war gering, und die große Steuerlast, die die Finanzgesetzgebung Frankreichs auf die Zeitungen gelegt hatte (jedes einzelne Zeitungsblatt von einem halben Bogen wurde einem Stempel von 3 Centimen unterworfen), war außerordentlich drückend, so daß schon nach

---

*) Näheres über Weitzel und seine politischen Ansichten bei G. Zedler, Der nassauische Publizist Johannes Weitzel. Annalen des Vereins für nass. Altertumskunde. 63. Band. Wiesbaden 1899.

dem ersten Vierteljahr eine Mindereinnahme von 127 fl. 12 kr. verzeichnet werden mußte. Dann gelang es zwar, das Blatt etwas zu heben, aber die steten Maßregelungen von der obersten Polizeistelle des Reiches herab warfen es immer wieder zurück. Wiederholt wurde die Unterdrückung der Zeitung verfügt, worauf sie dann mit Zustimmung des Präfekten unter einem veränderten Namen erschien. Zum erstenmale mußte sie am 17. Dezember 1805 zu erscheinen aufhören; statt ihrer wurden den Abonnenten bis zum Schlusse des Jahres die Bulletins der großen Armee aus Österreich geliefert. Vom 1. Januar 1806 ab wurde dann das Blatt als „Neue Mainzer Zeitung" herausgegeben, bis im Dezember 1807, da abermals Reklamationen von Paris aus erfolgt waren, der Titel wieder in „Mainzer Zeitung" geändert und auch ein anderes Format genommen wurde.*) Ueber das weitere traurige Schicksal des Blattes werden wir im nächsten Kapitel berichten.

Ganz ähnlich wie in Mainz verfuhren die Franzosen der Presse gegenüber auch in Köln. Dort wurde ihnen die Besetzung der Stadt außerordentlich leicht gemacht. Nicht nur durch die allgemeine schlimme politische und wirtschaftliche Lage im Reiche, sondern auch durch eine unerhörte Mißwirthschaft des Stadtregiments war die Reichsstadt Köln mehr und mehr herabgekommen. Sie zählte nur noch 45000 Einwohner, die mit Not und Elend rangen. Seit lange herrschte denn auch schon tiefe Mißstimmung, und es bildeten sich demokratische Klubs, in denen der „Völkerfrühling", der in Frankreich angebrochen war, verherrlicht wurde. Auch in den Zeitungen wurden Stimmen laut, die die neue französische Freiheit priesen, worauf die Stadtbehörde den „Zeitungsschreibern" unter dem 16. Juli 1794 einen Verweis ertheilte. „Da ein hochweiser Rath aus hiesigen Zeitungsblättern mißfällig ersehen", hieß es darin, „daß dieselben, unerachtet mehrmaliger obrigkeitlicher Warnungen, über die Grenzen der einem Zeitungsschreiber bloß zustehen-

*) K. G. Bockenheimer, Die Buchdruckerei im St. Rochushospitale zu Mainz. Mainz 1887, S. 10 ff.

den Geschichtserzählung mit allerlei unpassenden und anzüglichen Zusätzen, Vernünftelungen und Ausschweifungen hinausgehen, hochgeachteter Rath aber solches nicht zugeben kann, als werden sämtliche hiesige Zeitungsschreiber sich dessen gänzlich zu enthalten hiermit ernstlich mit der ferneren Warnung erinnert, daß im Betretungsfalle gegen dieselben mit willkürlichen Strafen und nach Befund mittels zu bewirkender Einziehung ihrer Privilegien verfahren werden soll". Und einem der Redakteure, der sich wohl am meisten hervorgewagt hatte, wurde noch besonders ins Gewissen geredet, daß er sich ja aller „unpäßlichen, anzöpflichen Zusätze" in Zukunft enthalte. Dem „Löblichen Censuramt" aber gab der Rat auf, „fleißig darauf Acht zu geben, daß der in betreff der Zeitungsschreiber erlassene Schluß pünktlich eingehalten werde."

Das hielt aber den hochweisen Rat nicht ab, selbst nach den Franzosen zu schielen, und als sich diese im Oktober 1794 mehr und mehr näherten, ihnen eine Abordnung entgegenzuschicken, um der Generalität die Stadt zu „Hochderselben Schutz" zu empfehlen und ihr die Schlüssel der Stadt zu überreichen. Im Hinblick auf die Stadtsoldaten wurde dabei die beruhigende Erklärung abgegeben, daß diese nur „zur Haltung guter Polizey" und zur Eintreibung der städtischen Einkünfte dienten. Darauf wurde der Abordnung, gewiß nicht ohne ein satirisches Lächeln, die Antwort: „Die französische Regierung würde sich nicht in die Regierungsangelegenheiten anderer Völker einmischen; es würden Personen, Eigentum, Gesetze und Religionsübungen geachtet, und es würde überhaupt gute Ordnung gehalten werden". Nach dieser Erklärung erfolgte am 6. Oktober der fröhliche Einzug Die „Patrioten" jubelten den Ankömmlingen entgegen, weil nun endlich die Stadt, „bisher von Tyrannen und Aussaugern geknechtet", der Freiheit gewonnen sei. Was es aber mit dieser „Freiheit" für eine Bewandnis hatte, sollte sich schon nach wenigen Tagen zeigen. Ohne weiteres nahm der französische General Championet die Verwaltung der Stadt in die Hand und schaltete ganz nach seinem Ermessen, natürlich auch der Presse gegenüber. Alle Schriften wurden der strengsten Censur unter-

worfen, und das am 15. November 1794 errichtete, aus acht Kölnern und vier Franzosen bestehende Comité de surveillance sorgte dafür, daß die Preßfreiheit nur soweit ausgedehnt wurde, wie es den Herren Franzosen genehm war. Als der General Graf Baillot eines Tages meinte, durch einen Artikel des „Reichs-Couriers“ beleidigt worden zu sein, verlangte er nicht allein strenge Bestrafung des Redakteurs, des Ratsverwandten Wolff, sondern sogar sofortige Unterdrückung des Blattes.

Als dann im Jahre 1797 die Vereinigung der linken Rheinseite mit der französischen Republik in aller Form erfolgte, wurde auch eine Civilverwaltung eingeführt, und hierbei erhielt das Polizei-Comité den Auftrag, dem Magistrat von Köln geeignete Vorschläge über die Behandlung der Presse zu machen. Diese Vorschläge wurden auch sehr bald formuliert und lauteten:

„Das niedergesetzte Polizei-Comité hat in Betreff der Zeitungen den aufgetragenen Bericht erstattet und erwogen, daß der Magistratur nach Anleitung wahrer Staatsgrundsätze die Aufsicht zukomme, wie und welchen Gebrauch der Bürger von seinen Geistesfähigkeiten macht; daß dieser in so mancher Hinsicht schädlich sein kann, als der Schriftsteller Gelegenheit hat, seine Grundsätze in Umlauf bringen zu können; daß diese Bemerkungen unsere hiesigen Zeitungsschreiber, Journalisten und sonstigen Verfasser öffentlicher Blätter um so mehr betreffen, als es leider zu bekannt ist, wie wenig dieselben zur Verbreitung des Republikanismus und zur Beförderung des echten Bürgersinnes bis dahin beigetragen haben; daß dem Magistrat äußerst daran gelegen, dieselben auf ihre Bestimmung zurückzuführen, welche einzig darin besteht, wahren Bürgersinn und jede dahin abzweckende Tugend in die Herzen der Bürger zu pflanzen, so beschließt der Magistrat:

1. Sämtliche Zeitungsschreiber, Journalisten und Verfasser öffentlicher Blätter stehen unter unmittelbarer Aufsicht der Magistratur, sind derselben einzig verantwortlich und also verpflichtet, die Einwilligung, ferner zu schreiben, beim Magistrat neuerdings nachzusuchen.

2. Denselben steht, wie jedem Schriftsteller nach den wirk-

lichen Gesetzen der Republik frei, ihre Aufsätze ungehindert schreiben und drucken zu lassen, sie dürfen jedoch gegen die französische Obergewalt so wenig, als gegen Republikaner und hiesige von der französischen Regierung eingeführte Verfassung und die öffentlichen Beamten verstoßen. Ihre vorzüglichste Pflicht soll darin bestehen, Gemeingeist zu verbreiten, republikanische und wahres Bürgerwohl befördernde Grundsätze im Allgemeinen anwendbar zu machen.

3. Der Polizei-Inspector hat darüber zu wachen und strenge Aufsicht zu halten, wie sämtliche Zeitungsschreiber ihre vorgeschriebenen Pflichten erfüllen und deshalb dem Magistrat die gewünschte Auskundschaft mitzuteilen.

4. Sollen sowohl der Magistratur als dem Polizei-Inspektor jedesmal ein Exemplar eingeliefert werden.

5. Die von der Magistratur einzuschickenden Aufsätze sollen mit Hinansetzung aller anderen vorzüglich eingewirkt werden.

6. Jede pflichtwidrige Übertretung und Abweichung soll unmittelbar von der Magistratur untersucht und vorstehenden Umständen nach entweder durch eine angemessene Geldstrafe, in wiederholten Uebertretungsfalle aber durch Schließung der Presse geahndet werden."

Diese Vorschläge wurden vom Magistrate acceptirt und traten am 14. Brumaire (5. Nov. 1799) als Verordnung in Kraft, worauf sich sowohl die älteren Blätter, die „Post-Amts-Zeitung", der „Eilfertige Welt- und Staatsbote" und die „Intelligenz-Nachrichten" wie auch der erst vor einiger Zeit gegründete „Reichs-Courier", jetzt „Stadt-Kölnischer Courier", um weitere Gestattung des Druckes an den Magistrat wandten und damit die neue Verordnung stillschweigend hinnahmen.*) Ein französisches Blatt aber, das „Journal général", das ebenfalls erst seit kurzem ins Leben

*) Die „Post-Amts-Zeitung" hätte eigentlich in die Verwaltung der französischen Regierung übergehen müssen (vergl. Band 1, S 151), weil das Blatt einen Zweig des Reichspostamtes gebildet hatte; bei der Übernahme der Post in die französische Verwaltung informierten sich jedoch die Franzosen vorher über den geschäftlichen Stand der Zeitung und sahen dann von der Übernahme des Blattes ab. Das Aktenstück, das die drei Zeitungs-

getreten war, erhob gegen die Verordnung Einspruch. Der Eigentümer und Redakteur Thiriart erklärte, die Preßfreiheit sei in den eroberten Ländern öffentlich verkündet worden, und es sei daher den Magistraten und jeder anderen Obrigkeit bei Strafe der Absetzung verboten, weder mittelbar noch unmittelbar die Preßfreiheit zu hindern, und er protestiere feierlich gegen diesen inkompetenten Beschluß des Magistrates. Zugleich steckte er sich hinter den kommandierenden französischen General Jacobé-Trigny, der denn auch für seinen Landsmann eintrat. Aber der Präsident des Magistrates zeigte sich zunächst sehr erbost. „Es sei grundfalsch", erklärte er dem General und dessen Schützling,

---

expeditoren im Auftrage der französischen Behörde über den Stand des Geschäftes unter dem 2. Nivôse III ausfertigten, ist im Archive der Stadt Köln erhalten geblieben und gewährt einen interessanten Einblick in die Geschäftsverhältnisse einer angesehenen Zeitung aus den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts. Es lautet:

„Von der Oberpostamtszeitung werden zur Zeit 36 Buch oder 1728 Zeitungen aufgelegt. Von diesen gehen ab ca. 100 Stck., welche teils umsonst gegeben, teils zur Ergänzung etwa nachfolgender Bestellungen aufbewahrt werden. Es bleiben demnach 1628 Stück zahlbare Zeitungen zu $2^2/_3$ Thl. per Jahr.

macht	4341 Rchsthl.	26 Albus
Avertissements schätzen wir zu	333 Thl.	26 „
Die Provision auf fremde Zeitungen beträgt	666 „	52 „
Summa	5311 Thl.	24 Albus

Wenn nun unterzeichneten 3 Individuen auf ihr höfliches Ansuchen und in Rücksicht auf die überaus teuren Zeiten für ihr notdürftiges Salaire einem jeden pro Tag 6 livres ausgeworfen werden, so beträgt

dieses	2098 Thl.	60 Albus	
das Salaire des Verfassers	468 „	17 „	4 Heller
seines Kopisten	88 „	26 „	— „
der Zeitungsdruck	640 „	— „	— „
das Papier	624 „	— „	— „
Summa	3919 Thl.	23 Albus	4 H.
bleibt barer Überschuß	1422 Thl.	— „	8 H."

Da nun aber die Provision für abgesetzte fremde Zeitungen (666 Thl.) doch nichts mit dem Ertrage der „Ober-Postamts-Zeitung" zu thun hatte, so betrug der Reingewinn in Wahrheit nur 756 Thl.

„daß dem Herausgeber eines öffentlichen Blattes freistehen solle, zu schreiben und zu drucken: was ihm gut dünke". Doch drang er mit seiner Ansicht nicht durch; der General war der stärkere, und das Blatt Thiriart's erschien ruhig weiter. Darauf bequemte sich denn der Magistrat, ihm auch die überflüssige Genehmigung dazu zu geben, jedoch nicht ohne die Bemerkung: „Übrigens wird der Magistrat schon von selbst wissen, die Gerechtsame, die sowohl dem Magistrat als dem General Jacobé-Trigny in Betreff der Zeitungen zustehen, zu unterscheiden und zu beobachten." *) Das „Journal général" scheint dann aber nur noch etwa bis zur Mitte des Jahres 1800 erschienen zu sein. Bestimmt läßt sich dies allerdings nicht feststellen; doch ist die Annahme wohl richtig, da sich Thiriart einige Jahre später an einem neuen journalistischen Unternehmen betheiligte.

Die neue Verordnung brachte natürlich die Zeitungen in eine sehr mißliche Lage, die sich aber noch wesentlich verschlimmerte, als das Dekret vom 27. Nivose des Jahres VIII erschienen war, das wir bereits bei der Schilderung der Mainzer Verhältnisse erwähnt haben. In Folge des Dekrets wurde die Kölner Municipal-Verwaltung angewiesen, eine genaue Aufstellung über Titel, Inhalt, Geist, Eigentümer, Redakteur und Drucker der einzelnen Zeitungen an den Polizei-Minister einzusenden, und sie entsprach dieser Aufforderung auch in ziemlich ausführlicher Weise. Aus dem Berichte geht zunächst hervor, daß neben den seither erschienenen drei politischen Blättern im Laufe der letzten Jahre noch zwei neue ins Leben getreten waren, der „Beobachter im Roer-Departement" (seit dem 22. Sept. 1798), redigiert von dem Eigentümer P. C. Reinhard, und der „Pariser Vorcourier", redigirt von Faber, Eigentümer der Drucker Haas. **) Des

*) Kölner Ratsprotocolle vom Jahre 1798.

**) Beim „Beobachter" wurde später die Bezeichnung „im Roer-Departement" fallen gelassen, wie mir vorliegende Nummern aus dem Jahre 1801 zeigen. Wann die Titelkürzung vor sich gegangen ist, konnte ich nicht feststellen. — Dabei sei noch erwähnt, daß nach der Aufstellung der Kölner Municipal-Verwaltung noch „Der Anzeiger im Ruhr-Departement" ins Leben trat, der aber vom 4. Germinal IX ab sich „Der Verkünder im Ruhr-

weiteren bietet der Bericht eine Charakteristik der Blätter, in der es von der „Kölnischen Zeitung" (der ehemaligen „Post-Amts-Zeitung"; Redakteur Otten, Eigentümer Köntgen) heißt: „Ein sehr Alltagsblatt, welches der guten Sache weder schadet noch nutzet", von dem „Welt- und Staatsboten" (Redakteur Collignon, Eigentümer Pauli und Monschau): „Ehemals geschrieben von einem Geistlichen, wegen offenbarer Verdrehung der Fakten, Aristokratismus und der Anhänglichkeit an die Emigranten sehr verdächtig. Seitdem aber der Eigentümer jenen Redakteur abgeschafft, unpartheiisch und unschädlich", vom „Journal général": „Narrateur impérial de faits et évènemens" ꝛc., vom „Beobachter": „In Rücksicht der Ereignisse ebenfalls unparteiischer Erzähler; öfter philosophische Übersichten zur Beurteilung der Ereignisse mit vieler Sachkenntniß, Staaten- und Erdkunde, prononcirt für den Republikanismus", und vom „Pariser Vorcourier": „Das Charakteristische dieses Blattes ist schnelle Bekanntmachung der Neuigkeiten, unparteiische Darstellung derselben, passende Bemerkungen über den Zustand der Gesetzgebung, strenge Wahrheitsliebe, Rüge wirklicher Mißbräuche, ohne deshalb in Tadelsucht auszuarten. Eine größere Ausbreitung dieses erst seit kurzem erscheinenden Blattes könnte für unsere Gegend von gutem Erfolge sein."

Dieses Urtheil der Kölner Munizipal-Verwaltung feite aber durchaus nicht gegen irgend einen plötzlichen harten Eingriff von Paris her. So wurde eines Tages im Jahre VIII der Miteigentümer des „Welt- und Staatsboten", Pauli jun., ohne weiteres gefangen genommen und unter starker Bewachung nach Paris geschleppt, weil bei den Gewalthabern der Republik der Verdacht aufgetaucht war, das Blatt begünstige die Pläne der Gegner der Republik und stärke dadurch die Hoffnungen der Legitimisten. In Paris saß sodann Pauli vier Monate im Gefängnis, ehe er zum Verhör gelangte. Unterdessen ging die

---

Departement" nannte. Das Blatt, das nur achtmal monatlich erschien, war aber (nach den mir vorliegenden Nummern zu urteilen) so dürftig, daß es hier eben nur erwähnt zu werden braucht.

Munizipalität in Köln gegen die Zeitung selbst vor, ließ die Presse versiegeln und verbot das weitere Erscheinen des „Staatsboten“. Erst als der Eigentümer der Druckerei, der Vater des Verhafteten, das Versprechen abgelegt hatte, nie mehr eine Zeitung zu drucken, wurden die Siegel gelöst. Darauf blieb der „Staatsbote“ fast zwei Jahre unterdrückt; vergeblich richtete eine große Anzahl von Kölner Notabeln an Jolivet, den General-Kommissar der vier neuen Departements, eine eindringliche Petition um Wiederfreigabe des Blattes; erst als im Dezember 1802 der Maire von Köln Schritte zu gunsten der Wittwe Pauli, geborenen Dumoulin, beim Ersten Konsul gethan hatte, wurde der Druck wieder gestattet. Die erste neue Nummer erschien am 5. Januar 1803, und in ihr wurde versichert: „Unparteilichkeit in der Darstellung der Zeit und Ereignisse, ohne Raisonnement und ohne Beurteilung, wird zunächst das Bestreben des „Staatsboten“ sein.“

Auch die „Kölnische Zeitung“ mußte schlimme Erfahrungen machen. Nachdem sie der junge Rechtsgelehrte Marcus Du Mont erworben hatte und auch selbst redigierte, entwickelte sie sich rasch sehr günstig weiter, worauf der Redakteur seinen Eifer verdoppelte. Das sollte ihm aber bald verhängnisvoll werden. In der Nr. 200 des Jahrganges 1805 brachte er einen Artikel über die Bewegungen der französischen Armee, der das lebhafte Mißfallen des Polizei-Ministers erregte; war es doch den Redaktionen der Provinzblätter verboten, irgend welche Nachricht über die Bewegung der französischen Armeen zu drucken. Unter dem 31. Okt. 1805 dekretierte daher der Präfekt des Roer-Departements, daß, da der Inhalt des fraglichen Artikels den durch die offizielle Zeitung verkündigten Neuigkeiten zuwider und folglich dessen Einrückung in die „Kölnische Zeitung“ eine förmliche Übertretung der Befehle des General-Polizei-Ministers und zudem geeignet sei, die öffentliche Meinung in Furcht, Schrecken und Verwirrung zu setzen, und dahin ziele, nur ungegründete Furcht statt des Zutrauens und der Freude über die Siege der französischen Armee zu verbreiten, der Druck des unter dem Namen der „Kölnischen Zeitung“ bekannten Blattes suspendiert

sein und bleiben solle. Sofort wurde die Schaubergsche Presse unter Siegel gelegt; doch vermochte es Du Mont nach langen Verhandlungen und mit Unterstützung des Bürgermeisters zu erwirken, daß das Suppressions-Dekret wieder aufgehoben wurde, worauf die Zeitung mit dem Beginn des Jahres 1806 wieder erscheinen durfte.*)

Mit den Blättern von Mainz und Köln war die Zeitungslitteratur der linken Rheinseite während der Periode von 1794 bis 1806 im großen und ganzen erschöpft; es sind nur noch zwei journalistische Versuche von Görres in Koblenz und einige kümmerliche Zeitungsunternehmen in Aachen, Cleve, Krefeld und Bonn zu verzeichnen.

Der junge Görres hatte die französische Revolution mit stürmischer Begeisterung begrüßt. Sein Widerwille gegen das alte Regime war noch verstärkt worden, als die Emigranten die Liederlichkeit des französischen Hofes nach Coblenz verpflanzt hatten und nun dort deren „ganze Abscheulichkeit vor den Augen des Volkes stand". Wiederholt trat er als geistsprühender Redner auf, und dann gründete er, um noch weiter zu wirken, zu Anfang des Jahres 1798 „Das Rothe Blatt, eine Dekadenschrift". Das erste Heft kam am 1. Ventôse VI (19. Febr. 1798) in klein 8°, 32 Seiten stark, heraus. Nach Einführung des Zeitungsstempels wurde jedoch das Blatt im April 1798 in eine „Monatsschrift" umgewandelt. Der Preis für drei Hefte betrug 18 Alb., oder 1 Gulden 30 Kreuzer. In diesem Blatte wollte Görres von seinem idealen Standpunkte aus aber keineswegs nur gegen das alte Staatswesen, sondern auch, wenn es sein mußte, gegen die Despotie der Republik kämpfen. Mit der Parole „Ewigen Krieg allen Spitzbuben; die Hand dem tugendhaften Manne" eröffnete er den Kampf. Mit aristophanischem Hohn bot er feil: „Drei Churkappen von Büffelsleder, weit für dicke Köpfe, mit Ohrfutteralen, einen Herzogshut aus Hasenfell, vier Reichsstädte, wo

*) L. Ennen, Die Zeitungspresse in der Reichsstadt Köln (Annalen des hist. Vereins f. d. Niederrh., 36. Heft) S. 71 ff. — Jakob Venedey, Die deutschen Republikaner unter der französischen Republik. Leipzig 1870, S. 201 ff.

die Kirchen häufiger sind als die Dummköpfe in Wien, wurmstichige Adelsdiplome auf Eselsfell". Aber er wandte sich auch gegen die furchtbaren Erpressungen und Unterschleife französischer Tribulanten und Lieferanten und nannte die Quäler und Diebe mit Namen. „Die Völker Europas hatten sich", schrieb er, „an den Franken Ideale von vollkommenen Wesen geträumt; sie wähnten, die Revolution habe sie stehenden Fußes in Engel und pure Geister umgeschaffen; sie glaubten, in ihnen die Befreier von ihren Despoten und durch sie allen ihren Beschwerden abgeholfen zu sehen, ohne einen Finger rühren zu dürfen. Die Schwärmer mußten sich getäuscht sehen, selbst wenn die Franken geblieben wären, was sie im Anfang des Krieges waren .... Das freilich schlecht beobachtete: ‚Krieg den Schlössern, Friede den Hütten!' ward das Signal zum Hasse gegen jene, die man früher mit Enthusiasmus aufgenommen hatte. Die mit jedem Tage wachsende Arroganz der stolzen Besieger der Koalition, die unerschwinglichen, jeden Tag erneuerten Forderungen, das ganze Gefolge jener Requisitionen, die kein Ende zu nehmen schienen — alles das wirkte zusammen, um dem öffentlichen Geiste eine Richtung zu geben, die wenig Tröstliches für die Zukunft versprach; Haß gegen die Franzosen ward allgemein." Dann schildert Görres die Immoralität der Franzosen und den falschen Moderatismus, den sie jetzt herauskehrten. „Erziehung muß dem bestehenden Unheile abhelfen .... Die öffentlichen Gewalten müssen dem eingerissenen Geiste entgegenarbeiten, als dritte Waffe neben diesen beiden soll die ‚Publicität' dienen, welcher das ‚Das Rothe Blatt' gewidmet sei." Weiterhin führte er aus: „Bis zu dem Augenblicke, wo alle unsere Funktionärs nur aus dem Grunde brav sind, weil sie brav sein wollen, muß ein Surrogat der fehlenden Grundsätze aufgefunden werden, das sie antreibt, brav zu handeln, weil sie brav sein müssen. Dieses Surrogat ist die Publizität. Jeder Bürger, der Gelegenheit dazu hat, wache über das Betragen der öffentlichen Beamten in seiner Nähe, denunziere ihre Vergehen dem Volke, und was Grundsätze nicht vermögen, wird die Furcht vor dem Pranger erwirken, wenn das Gefühl für Ehre und Schande nicht ganz

zum Nichts eingeschrumpft ist.“ Schließlich kam er sogar bei dem wüsten Treiben, das sich ihm überall darbot, zu dem Schluß: „Ich glaube, daß das Jahrhundert für die Einführung der demokratischen Form noch nicht erschienen ist und auch so bald nicht erscheinen wird. Die Menschen haben ihre alten Grundsätze weggeworfen und noch nicht Zeit oder Lust gehabt, sich neue anzuschaffen. Der Franzose, der die Sache einzelner Räuber zur Sache der Nation macht, muß selbst ein Räuber sein.“ Diese kecke Sprache war dem Direktorium in Paris natürlich sehr unbequem, und da sich auch der Landgraf von Hessen über den rücksichtslosen Spötter in Paris beschwerte, so wurde das „Rothe Blatt“ nach halbjähriger Lebensdauer unterdrückt. Das letzte Heft erschien am 21. Sept. 1798. Unmittelbar darauf (noch im September 1798) gründete sich Görres jedoch ein neues Organ, dem er den Namen „Der Rübezahl, eine Monatsschrift“ gab. Format und Preis blieben wie beim „Rothen Blatt“. Den Titel erklärte er im ersten Hefte mit den Worten: „Die Mächtigen der Erde hören nicht gern die Sprache der Wahrheit aus einem sterblichen Munde; vielleicht ist sie ihnen aus einem unsterblichen Organe weniger gehässig. Ich habe das Rothe Blatt mit dem zweyten Trimester geschlossen; welches Wesen könnte mir schicklicher, als der wiedergeborene Rübezahl, seinen Namen zu meinen künftigen Arbeiten leihen. Mein Journal soll Rübezahl heißen. Gehaßt von allen Schurken wie er, willkommen allen Redlichen, werde ich unter seinem Schutze ohne Prätension meinen ferneren Weg dahinwandeln.“ Dieses Versprechen hielt er auch redlich, doch wandte er sich jetzt fast nur noch gegen die Franzosen, und zwar nicht bloß gegen deren rücksichtsloses Auftreten, sondern auch gegen deren ganze politische Grundanschauung. Bald ekelte ihn das ganze Treiben so an, daß er erklärte, republikanische Schranzen, Schranzen des souveränen Volkes und seiner augenblicklichen Machthaber seien die verächtlichsten aller Menschenklassen. Und endlich trat er als Ankläger auf und rief: „Schändlich hat Frankreich die Genossen seiner Prinzipien und Kämpfe behandelt, zu Heloten sie entwürdigt; den Abschaum des Zeitalters hat es über uns hergespieen, Recht und Billigkeit mit

eisernem Fuße zertreten. Man hat uns Prokonsuln geschickt, herz- und kopflose Menschen, speichelleckende Kreaturen derer, die sie schickten und die unser spotteten, indem sie uns den Klotz hinwarfen und sagten: ‚Das sei euer König!‘ .... Patrioten, euere Verachtung diesen Tröblern!“ Natürlich traf nun den „Rübezahl“ dasselbe Schicksal wie das „Rothe Blatt“. Das letzte Heft erschien am 10. Messidor VII (28. Juni 1799).*) Der Widerwille gegen das Franzosentum steigerte sich dadurch in Görres noch mehr, erhielt auch durch eine Reise nach Paris 1799 weitere Nahrung und brach daher nach den Befreiungskriegen noch einmal in wahrhaft vulkanischer Weise hervor. Wir werden darüber im dritten Bande zu berichten haben.

Die journalistischen Unternehmungen in Aachen, Cleve und Krefeld kamen über eine lokale Bedeutung nicht hinaus, doch zeigen ihre traurigen Schicksale recht deutlich, wie jämmerlich es mit der republikanischen Freiheit bestellt war.

In Aachen wurde vom 1. April 1790 ab neben der „Aachener Zeitung“ von Franz Dautzenberg ein „Politischer Merkur für die niederen Reichslande“ herausgegeben, der für die französischen Freiheitsideale eintrat. Das wollte aber dem hohen Rate der Stadt nicht gefallen, und so wurde denn am 26. März 1791 „auf vorbrachten Vortrag und zum Teil verlesene Zeitung des hiesigen Politischen Merkurs vom 24ten currentis dem Gazetier Dautzenberg diese Zeitung zu drucken und auszugeben von nun an verbotten und zware wegen deren mehrmalen darinnen und signanter am 24ten currentis eingedruckten unanständigen und höchst ärgerlichen Ausdrücken“. Aber Dautzenberg besaß gute Verbindungen in Wien und erhielt daher von dort schon nach wenigen Monaten die Erlaubnis zur Herausgabe einer neuen Zeitung, die er nun vom Anfang Juni 1791 unter dem Titel „Aachener Zuschauer; mit Kaiserlicher Freiheit“ erscheinen ließ. Hierbei versprach er, die den Fürsten und höchsten Gerichten schuldige Achtung nie zu verletzen. Seine Begeisterung

*) Sepp, Görres und seine Zeitgenossen, Nördlingen 1877, und Jakob Venedey, S. 349—444.

für die französischen Ideen blieb jedoch dieselbe, und als die Franzosen Aachen besetzt hatten, trat er eifrig für die dauernde Vereinigung Aachens mit Frankreich ein. Daher benutzten denn auch die französischen Behörden seine Zeitung mit Vorliebe zu amtlichen und halbamtlichen Veröffentlichungen. Diese Situation des „Zuschauers" änderte sich aber, als Dautzenberg, der mittlerweile französischer General-Postkommissar geworden war, das Blatt an J. Offermanns übertragen hatte, der wenig Geschick entwickelte. Es kam zu verschiedenen Konflikten mit den Präfekten, und schließlich wurde die Zeitung am 26. Mai 1805 unterdrückt. Etwas besser erging es einem anderen Blatte, dem seit Neujahr 1794 von Thomas Vliex herausgegebenen „Aachner Wahrheitsfreund", obgleich diese Zeitung deutsch gesinnt war, oft in höchst unvorsichtiger Weise französische Verhältnisse tadelte und rücksichtslos über französische Mißerfolge berichtete. Infolgedessen schritt die Zentralverwaltung wiederholt gegen Vliex ein. „Solche Mitteilungen", erklärte sie einmal, als das Blatt allerlei Nachrichten über die mißliche Lage Bonapartes in Ägypten gebracht hatte, „erzeugen aristokratische Grundsätze und sind den republikanischen Armeen nachtheilig; sie beleben die Hoffnungen der Feinde der Republik und führen schwache Geister, welche das Abgeschmackte und Falsche derartiger Angaben nicht einsehen, irre." Darauf hielt sich Vliex wieder eine Zeitlang vorsichtiger, bald entschlüpften ihm aber aufs neue allerlei Bemerkungen, die die französische Regierung verdrossen, und es kam zu neuen Kollisionen. Nun half sich Vliex vorübergehend damit, daß er sein Blatt „Aachener Merkur" nannte; aber die französische Regierung konnte natürlich auch an dem „Merkur" kein Wohlgefallen haben; Vliex wurde sogar 1799 zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt und weiterhin der „Merkur" wiederholt verboten; doch immer wieder gelang es Vliex, die Aufhebung des Verbots zu bewirken, und so erhielt er sein Blatt schließlich bis weit in die kaiserliche Zeit hinein. Von der sonstigen Aachener Zeitungslitteratur seien sodann noch der „Brutus", „Le Postillon de la Roer" und das Verwaltungsblatt des Roerdepartements genannt. Das Dekadenblatt „Brutus der Freye" wurde 1796

von dem ehemaligen Mönch Franz Theodor Matthias Biergans (geb. 1768, gest. 1842), einem geistreichen, aber maßlos heftigen Manne, herausgegeben. Biergans hatte bereits 1795 versucht, seine Zeitung in Köln unter dem Titel „Brutus der Tyrannenfeind" erscheinen zu lassen, war aber mit seinem glühenden Hasse gegen das Christentum, die Einrichtungen der Kirche, die „gekutteten Schurken", die „privilegirten Bauernschinder" u. s. w. auf so viel Unwillen gestoßen, daß er es vorgezogen hatte, Köln zu verlassen.*) Aber auch in Aachen fand er nur geringen Beifall, obgleich die französischen Beamten ihm ihr Wohlwollen zu teil werden ließen. Er hatte sogar Mühe, einen Drucker zu finden, und klagte daher auf dem Umschlage der Nummer vom 22. April 1796, „daß er allenthalben auf Hindernisse stoße und fast gezwungen sei, sein Blatt in unterirdischen Gewölben drucken zu lassen".**) Wahrscheinlich ist es sehr bald nachher eingegangen. Die besten Zwecke verfolgte dagegen der „Anzeiger des Ruhrdepartements", der vom 2. Mai 1798 ab anfangs im Verlage von Joh. Aug. Dreysse, später von Simon Kuhnen zweimal wöchentlich erschien. Die Zeitung wollte vor allem wichtige Entscheidungen der höheren Verwaltungsbehörden und Gerichte, sowie Handels- und bürgerliche Angelegenheiten berücksichtigen und brachte denn auch eine bunte Fülle von Mitteilungen besonders aus dem Rechts- und Handelsverkehrsleben. Dabei war das Blatt oft von großem Freimut. Viele Gemeinden sind, so wagte es zu schreiben, durch den Druck des Krieges in eine traurige Verfassung geraten und ohne Hülfsquellen, der Handel und die Fabriken sind fast zu Grunde gerichtet; Räuber durchstreifen das Land. Dann klagt es über den entsetzlichen Zustand der Wege; ein auf vier Personen eingerichteter Wagen mußte von Aachen nach Köln vierspännig gefahren werden, sonst konnte man ihn nicht vorwärts bekommen. Bei der allgemeinen Verwahrlosung, in der das offene Land dalag, stellten sich Wölfe

*) Venedey, S. 218 ff. und 228 ff.

**) Die Kölner Munizipal-Verwaltung verweigerte dem „Brutus" den Eintritt in die Stadt, so daß ganze Stöße des Blattes lange Zeit vor dem Hahnenthor im Freien lagerten, allen Unbilden des Wetters preisgegeben.

ein, und die Boten, die Briefe zwischen den einzelnen Kantonen beförderten, mußten zum Schutze gegen diese Raubtiere bewaffnet werden. Trotz seiner Reichhaltigkeit fand aber der Anzeiger doch nicht die genügende Unterstützung beim Publikum und ging daher schon Ende 1799 ein. Die Zeitung „Le Postillon de la Roer" war ein seichtes französisches Blatt, das 1802 von dem Drucker N. Bovard gegründet wurde, aller zwei Tage erschien und mit in die Kaiserzeit hinüberging. Ohne ausgeprägteren Charakter, diente es nur den französischen Interessen. Gleichzeitig mit dem „Postillon" trat auch das Verwaltungsblatt ins Leben, das den Titel: „Recueil des actes de la préfecture du département de la Roer — Sammlung der Akten der Präfektur des Roer-Departements" trug, aber kurz „Präfekturakten" genannt wurde. Es erschien zweisprachig, wurde den Beamten unentgeltlich geliefert und kostete dem Publikum gegenüber im Jahres-Abonnement sieben Francs. Mit der Gründung dieses Blattes wurde einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen, denn hier erschienen nun alle die vielen neuen Gesetze und Verordnungen, die fortwährend von Paris aus erlassen wurden, in entsprechender Form gesammelt und konnten im gegebenen Falle nachgesehen werden. Vordem hatten Verordnungen und Beschlüsse bei Rechtshändeln bisweilen selbst von den Behörden nicht beigebracht werden können, wodurch nach und nach eine große Rechtsunsicherheit entstanden war. Neben diesen Gesetzen und Verordnungen brachte es dann ferner eine Fülle von amtlichen Ankündigungen und Benachrichtigungen, die heute ein gewisses kulturhistorisches Interesse erwecken. So macht z. B. der Präfekt Mechin unter dem 30. Juni 1803 bekannt, daß der Bürger Maugerard die aufgehobenen Klöster, Abteien und Kapitel besuchen werde, um dort von den vorhandenen Büchern, Handschriften und andern Kunstgegenständen Einsicht zu nehmen. Daß er das Wertvolle dann nach Paris senden werde, wird klüglich verschwiegen.*)

*) E. Pauls, Beiträge zur Geschichte der Buchdruckereien, des Buchhandels, der Zensur und der Zeitungspresse in Aachen bis zum Jahre 1816 (Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins, Bd. 15, Aachen 1893).

Das journalistische Unternehmen in Cleve war nur von ganz kurzer Dauer. Der Postmeister J. G. Schöpplenberg gründete dort gegen Ende der neunziger Jahre (eine bestimmte Angabe läßt sich nicht mehr machen) den „Orion“, gab ihm aber, da er ein warmherziger Patriot war, eine Richtung, die der französischen Regierung wenig behagte, worauf der Regierungskommissar Marquis unter dem 17. April 1799 kurzer Hand verfügte: „In Erwägung, daß dieses Journal Auszüge aus ausländischen Papieren enthält, die den Gemeingeist verderben können, und daß man den gefährlichen Umlauf dieser Auszüge soviel als möglich hemmen muß; in Erwägung überdies, daß der Verfasser, der zu wiederholtenmalen brüderlich gewarnt worden, demohnerachtet fortfährt, dergleichen treulose und verführerische Aufsätze in sein Blatt einzurücken, wird hiermit der „Orion“ unterdrückt.“ Alle Vorstellungen blieben erfolglos, und so ging Schöpplenberg schließlich, um des verhaßten französischen Regiments ledig zu werden, auf die rechte Rheinseite.*)

In Krefeld begann Peter Schüller mit dem 1. Januar 1799 eine „Politische und litterarische Iris am Niederrhein“ herauszugeben, ein Doppelquartblättchen, das 4 bis 5 mal in der Dekade, später an den geraden Tagen der Dekaden zum Preise von 9 Francs für das halbe Jahr erschien. Der Herausgeber erklärte: „Die Zeitung soll kein Chaos von Nachrichten, keine Mixtur von Wahrem und Falschem sein; der Hauptartikel ‚Geschichte unserer Zeit‘ soll eine zusammenhängende Geschichtserzählung der Weltbegebenheiten und eine wahrhaft treue Darstellung derselben enthalten“, aber er kam über verschiedene Anläufe nicht hinaus, mußte die Dürftigkeit seiner Nachrichten wiederholt damit entschuldigen, daß er mit „mancherlei Hindernissen“ zu kämpfen habe, und gab schließlich das Blatt mit dem 1. April 1801 auf. Am 2. Oktober 1800 hatte er jedoch bereits ein Intelligenzblatt gegründet, das etwas besser rentiert zu haben scheint; doch starb er bereits am 8. Oktober 1803, und nun ver-

*) Weiteres bei E. R. Schöpplenberg. Die Familie Schöpplenberg. Berlin 1870.

mochte die Wittwe das Blatt nur noch bis zum 21. März 1805 weiterzuführen. Sie versprach aber in ihrem Abschiedsworte, „sobald die Aussichten etwas günstiger werden", das Blatt zu neuem Leben zu erwecken, und hielt damit auch Wort.

Von dem Bonner armseligen Dekadenblättchen sei schließlich nur erwähnt, daß es von Johann Robert Geich herausgegeben wurde und in den beiden Jahren 1795 und 1796 erschien.

Zweites Kapitel.

Die Zeitungen im Reiche bis 1806.

1. Das regere politische Leben ruft viele neue Blätter hervor. Neue Zeitungen in Düsseldorf, Elberfeld, Essen, Dortmund, Hannover, Halle, Meißen, Gera, Zittau, Heilbronn, Nürnberg, Würzburg, Posen &c. Schwierigkeiten bei der Gründung einer neuen Zeitung. Mallinckrodts „Westphälischer Anzeiger“; die „Elberfelder Zeitung“; Beckers „National-Zeitung der Deutschen“.

Die großen Erfolge der Franzosen, besonders die Besitznahme der ganzen linken Rheinseite und die damit herbeigeführten umfangreichen territorialen Veränderungen, hatten in Deutschland das Interesse an den politischen Vorgängen sehr bedeutend gesteigert. Selbst der kleine Bürger suchte sich, sofern er lesen konnte — die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands war des Lesens und Schreibens allerdings noch nicht mächtig —, in den politischen Blättern über die Zeitläufte zu informiren. Es erstanden daher viele neue kleine Zeitungen, während sich diejenigen, die bereits existierten, zu erweitern suchten und ein öfteres, ja in einzelnen Fällen ein tägliches Erscheinen in der Woche einrichteten. Außerdem erhielt die Zeitungslitteratur eine sehr wesentliche Bereicherung durch die Gründung der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung“.

Von den kleinen neuen Zeitungen seien nur genannt die „Kriegs- und Friedenszeitung für alle Stände“ in Düsseldorf (seit 1799), die „Allgemeine Zeitung“ in Elberfeld (seit 1804), die „Allgemeinen Politischen Nachrichten“ in Essen (seit 1799 als Fortsetzung der „Essendischen Zeitung“, heute „Rheinisch-Westfälische Zeitung“), der „Westphälische Anzeiger“ in Dortmund

(seit 1798), die „Hannoverschen politischen Nachrichten" (die schon mit dem 1. Januar 1793 ins Leben traten und viermal wöchentlich erschienen, aber wohl bereits 1801 wieder eingingen), der „Hallische Kourier im Gespräche mit einem Bauern von den neuesten Zeitgeschichten und Welthändeln" (seit 1794 nach Zusammenschmelzung dreier kleiner Blätter) und das „Hallische patriotische Wochenblatt", herausgegeben von Niemeyer und Wagnitz (seit 1799), das „Meißner gemeinnützige Wochenblatt" (seit 1802), die „Aufrichtige deutsche Volkszeitung" (jetzt „Geraer Zeitung") in Gera (seit 1794), die „Zittauischen Wöchentlichen Nachrichten" (seit 1800), die „Neckarzeitung" in Heilbronn (bereits seit 1790), das „Journal von und für Franken" in Nürnberg (von 1790 bis 1793), die „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung" in Würzburg (seit 1803, heute „Neue Würzburger Zeitung"), die „Südpreußische Zeitung" in Posen (seit 1794, seit 1806 unter dem Titel „Posener Zeitung") u. s. w. Auch einige Blätter in französischer Sprache wagten sich hervor. So erschien von 1794 ab ein „Courier d'Elberfeld" und eine „Gazette de Barmen".*)

Wie schwer es übrigens gar manchem Blatte wurde, alle Vorurteile der Behörden gegen das Zeitungswesen zu überwinden und sich seine Existenz zu erringen, mag hier nur an der Gründung des Würzburger Blattes illustrirt werden. Im ganzen Bistum Würzburg erschien bis 1803 nur ein Annoncenblatt, das den hochtrabenden Titel „Die hochfürstlich würtzburgischen Frage- und Anzeigungs-Nachrichten" trug, im Volksmunde aber nur „das Blättle" hieß. Es war 1749 gegründet worden, hatte auch wiederholt versucht, sich zu erweitern und politische Neuigkeiten einzuschmuggeln, war aber jedesmal in empfindlicher Weise

*) Von diesen beiden französischen Zeitungen sind nur noch zwei Nummern des „Courier d'Elberfeld" bekannt, die Nr. 204 vom 27. August 1796 und die Nr. 281 vom 25. November desselben Jahres. Am Schlusse jeder Nummer befindet sich nur die Bemerkung „Avec permission de Son. Alt. Serenis. Elect. Palatine"; eine Angabe des Druckers und Redakteurs fehlt. Die Nr. 281 enthält den Baseler Vertrag vom 5. April 1795. Die beiden Blätter befinden sich in der Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins in Elberfeld.

in seine Schranken zurückgewiesen worden. Wer also etwas von den Welthändeln erfahren wollte, mußte auswärtige Zeitungen halten. Auch der fürstbischöfliche Hof und die Staatsbehörden bezogen solche; die fürstliche Pagerie hielt sich sogar die „Göttinger Gelehrten Anzeigen" und ein französisches Modejournal. Sobald aber der Fürstbischof hinter diesen „Unfug" kam, dekretierte er unter dem 15. Hornung 1793: „Da ich gar keinen Grund hiervon einsehe, noch weniger aber weiß, was die Hofedelknaben für einen Gebrauch von dem Modejournal und den Göttinger Gelehrten Anzeigen machen sollen, so sind solche in Zukunft nicht mehr zu bestellen." In den auswärtigen Zeitungen zeigte sich jedoch nach und nach ein sehr bedenklicher Geist; besonders Schlimmes brachte die „Mainzer Zeitung", so daß die Regierung in große Besorgnisse geriet. Der Vorschlag eines öffentlichen Verbotes wurde jedoch abgelehnt, da dasselbe „als ein Anfang von Feindseligkeiten" gegen die schon in unangenehmer Nähe auftretenden „Neufranken" angesehen werden könnte, auch nicht durchführbar sei und die Sache dadurch noch bekannter und „die Neugier so viel mehr dadurch gereizt werde." Man beschränkte sich also darauf, den Fürsten von Taxis als den Reichspostmeister zu ersuchen, daß er den Würzburgischen Postämtern die Annahme von Bestellungen auf die „Mainzer Zeitung" untersage. Zugleich aber wurde im Schoße der Regierung die Ansicht laut, man solle die auswärtigen Zeitungen mit gleichen Waffen bekriegen und eine eigene Zeitung herausgeben. Allein diese Stimme verhallte, da der Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal nach wie vor abgeneigt war, die Herausgabe einer Zeitung in Würzburg zu gestatten. Schon früher hatte er einmal in in einem Reskript erklärt: „Wenn auch eine Zeitung zu Würzburg herauskommt, so verhindert dies doch nicht, daß auch auswärtige Zeitungen gelesen werden. Viele von der mittleren und geringeren Klasse der Bürgerschaft werden aber alsbald ein neues Bedürfnis fühlen und eine unnötige Ausgabe machen, die sie zuvor unterlassen hätten. Am Ende aber erwacht noch unter diesen politische Kannegießerey. Auf die Güte der Zeitung, auf ächte Nachrichten, gute, reine Sprache kann ich vor der Hand gar kein

Vertrauen haben." Und bei dieser Ansicht beharrte der Fürstbischof bis zu seinem 1795 erfolgten Tode. Sein Nachfolger, der Fürstbischof Georg Karl von Fechenbach, war den Zeitungen günstiger gesinnt und geneigt, seine Erlaubnis zur Herausgabe eines politischen Blattes zu ertheilen; nun aber waren es die Regierungsräte, die sich ablehnend verhielten. Eine Zeitung sei ein gewisser Luxus, meinten sie, sie verleite die Leute zu allerhand politischen Gesprächen und gebe Anlaß zu schiefen Auslegungen und Unordnungen. Da erfolgte schließlich 1802 die Säkularisation, und der größte Theil des Würzburgischen Landes kam unter pfalz-bayrische Herrschaft. Der neuen Zeit wurden Thür und Thor geöffnet, und der Professor Klebe aus München erhielt im Jahre 1803 die Erlaubnis, die erste politische Zeitung in Würzburg unter dem Titel „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung" herauszugeben. Doch waren die Kinderjahre der Zeitung keine freundlichen. Die kurbayerische Regierung hob das Edikt vom 13. Juni 1803, durch das allgemeine Preßfreiheit gewährt worden war, im Oktober 1804 wieder auf und führte aufs neue die strenge Verordnung für die periodische Presse vom 6. September 1799 ein. Die dadurch geschaffenen Verhältnisse waren äußerst drückend, aber doch immerhin noch erträglicher als die Zustände, die sich von 1806 ab im Großherzogthum Würzburg herausbildeten, von denen wir im zweiten Abschnitte zu berichten haben werden.*)

Alle diese oben erwähnten neuen kleinen Blätter, von denen die meisten in Oktav erschienen, hatten aber nur einen ganz geringen Wert. Eine gewisse Bedeutung besaßen sie bloß in ihrer Gesamtheit als Symptom. Nur der „Westphälische Anzeiger", der in Quart zweimal in der Woche zur Ausgabe gelangte, gewann etwas mehr Einfluß, weil er von einem geistig bedeutenden Manne, Arnold Mallinckrodt, ins Leben gerufen worden war.

Arnold Mallinckrodt wurde 1767 zu Dortmund geboren,

*) S. Göbl, Zur Geschichte der Presse in Würzburg bis zum Jahre 1815. Würzburg 1896.

erwarb sich bereits mit 20 Jahren den Doktor der Rechte und wurde bald nachher Ratsherr seiner Vaterstadt. Einige Zeit darauf gründete er eine Buchhandlung und gab nun vom 1. Januar 1798 ab Dienstags und Freitags den „Westphälischen Anzeiger“ heraus. Das Blatt lieferte eine gedrängte Übersicht über die wichtigsten politischen Ereignisse und brachte Aufsätze über vaterländische Angelegenheiten, Erziehung, Gesundheitskunde, Ökonomie rc. Dabei erfreute es sich der Mitarbeit vieler hervorragender Männer, von denen nur Jung-Stilling, Kaspar und Peter Harkort, Ober-Konsistorialrat Natorp, Dr. Kortum, der Verfasser der „Jobsiade“, und der Mathematiker Benzenberg genannt sein mögen. Die offene Sprache des „Westphälischen Anzeigers“ wurde aber bei den Behörden sehr übel vermerkt; besonders zeigte sich die königliche Kriegs- und Domänen-Kammer in Hamm schon nach kurzer Zeit sehr aufgebracht über das Blatt, weil es wiederholt Übelstände rügte; sie richtete verschiedene geharnischte Beschwerden an den Rat der Stadt Dortmund und verlangte seine Unterdrückung. Da wandte sich denn Mallinckrodt in seiner Bedrängnis im Januar 1804 direkt an den König Friedrich Wilhelm III., worauf ihm dieser folgendes Handschreiben zugehen ließ:

„Auf Ihre Eingabe vom 28. v. Mts. habe ich den abschriftlich anliegenden Befehl an den Staatsminister von Angern erlassen, wodurch ich hoffe, daß Sie als Redakteur des „Westphälischen Anzeigers“ bei einer bescheidenen Publizität gegen jede Anmaßung für die Zukunft werden sicher gestellt sein. Ich verbleibe Ihr gnädiger Friedrich Wilhelm. Berlin, 20. Febr. 1804.“

In dem königlichen Schreiben an den Staatsminister von Angern hieß es aber u. a.:

„Es kann nicht jedem zugemutet werden, in solchen Fällen, die eine Rüge verdienen, sich der Unannehmlichkeiten, womit offizielle Denunziationen verbunden sind, auszusetzen. Sollte nun auch eine anständige Publizität darüber unterdrückt werden, so würde ja kein Mittel übrig bleiben, hinter die Pflichtwidrigkeiten der untergeordneten Behörden zu kommen, die dadurch eine sehr bedenkliche Eigenmacht erhalten würden. In dieser Rücksicht ist

eine anständige Publizität der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit oder den bösen Willen der Beamten und verdient auf alle Fälle geschützt und gefördert zu werden."

Das Blatt konnte nun ungehindert weiter erscheinen und rang sich auch, wie wir später sehen werden, durch die harte napoleonische Zeit.

Von den älteren Zeitungen, die sich in dieser angeregteren Periode erweiterten, sind vor allem die „Elberfelder Zeitung" und die „National-Zeitung der Deutschen" zu nennen.

Die „Elberfelder Zeitung" erhob sich 1792 „auf Begehren vieler resp. Zeitungsleser bei den itzigen bevorstehenden wichtigen politischen Vorfällen" zu einem täglich erscheinenden Blatte. Der „Westphälische Anzeiger" empfiehlt sie daher in seiner Nr. 90 vom Jahre 1799 aufs angelegentlichste. „Sie liefert", schreibt er, „die Nachrichten äußerst schnell, z. E. von Paris in 6 Tagen, aus der Schweiz in 5 Tagen, aus dem Reich in 4 Tagen, aus Holland in 3 Tagen u. s. w. Sie ist dabei streng unparteiisch und äußerst vollständig, da täglich ein halber Bogen (Sonntags ausgenommen) erscheint. Die Schreibart ist weder verziert noch vernachlässiget, sondern hat den ruhig erzählenden Ton, der auf die Dauer noch immer am besten gefällt.... Der Erfolg munterte den so thätigen Verleger (Herrn Mannes) auf, noch mehr Sorgfalt und Fleiß an das Blatt zu wenden. Er wußte sich von den Hauptschauplätzen des Krieges und Friedens unmittelbare Korrespondenzen zu verschaffen; auch berief er auswärtige Gelehrte zu der Redaktion. Gegenwärtig wird dieselbe von dem als Schriftsteller rühmlichst bekannten Herrn Doktor Klebe aus Gotha besorgt.... Auch mit Rücksicht des geringen Preises ist diese Zeitung zu empfehlen. Der Jahrgang kostet nemlich nur 4 Rthlr. 4 Ggr. oder 5 Rthlr. Frankfurter Geld."

Durch diese Vortrefflichkeit der Zeitung fühlte sich sodann „Seine Churfürstliche Durchlaucht von Pfalz-Bayern" bewogen, dem Blatte im Jahre 1800 den Titel „Herzoglich Bergische Provinzial-Zeitung" zu gewähren und dem Verleger J. A. Mannes darüber eine Urkunde ausstellen zu lassen.

Die „National-Zeitung der Deutschen" entwickelte sich, wie schon einmal kurz erwähnt wurde (Bd. I, S. 158), aus der 1784 von Rudolph Zacharias Becker in Gotha ins Leben gerufenen pädagogischen Wochenschrift „Deutsche Zeitung für die Jugend und ihre Freunde, oder moralische Schilderungen der Menschen, Sitten und Staaten unserer Zeit." Die pädagogische Tendenz des Blattes trat nach und nach zurück, und die Beurteilung der alle Gemüter erfüllenden Zeitereignisse wurde in den Vordergrund geschoben; immerhin erhielt sich der lehrhafte Charakter und die Neigung, die Beispiele tugend- oder lasterhafter Handlungen aus der Zeitgeschichte in anekdotenhafter Weise breit zu erzählen, noch ziemlich lange. Erst mit der Umänderung des Titels erfolgte auch die vollständige Umgestaltung in eine politische Zeitung. Becker beabsichtigte jetzt, mit dem Blatte eine Art „Archiv der Zeit" zu geben. Es sollte „an den zu moralischen Zwecken brauchbaren Nachrichten nichts einbüßen, aber vor allem dazu helfen, das Nationalgefühl des deutschen Volkes zu kräftigen und, wo es schlummerte, zu wecken". Ja, er hatte Mut genug, einen Kampf gegen die Gleichgiltigkeit zu unternehmen, „mit der die Bewohner der verschiedenen deutschen Länder einander betrachten, und gegen die Unbekanntschaft mit dem gemeinsamen Vaterlande", worin eine Hauptursache des Mangels an Patriotismus zu erblicken sei. An dem Grundmangel der deutschen Reichsverfassung, der Zerteilung der Nation in mehr denn 300 selbständige Staatengebilde, sei ja nun einmal nichts zu ändern, aber die traurige Thatsache der geistigen Zerstückelung solle man doch wenigstens zu beseitigen helfen. „Bekümmerte sich der Schwabe, der Franke, der Bayer, der Österreicher", schloß er den Artikel, in dem er sein Programm entwickelte, „mehr um seine deutschen Landsleute, den Sachsen, Westfälinger, Rheinländer u. s. w., nähme jeder Anteil an dem, was der andere als Mensch thut oder leidet, wenn sie nicht als Reichsbürger gemeinschaftlich handeln können, freute sich jeder der Fortschritte, die der andere im bürgerlichen und menschlichen Wohlseyn macht, unterhielten wir eine fortwährende Bekanntschaft mit dem Zustande der Wissenschaften, der Denkungsart, der Sitten, Ge-

bräuche, Künste und Gewerbe in den einzelnen deutschen Staaten, interessierten uns die Schicksale und Thaten ihrer Fürsten und merkwürdigen Bürger, wendeten wir, bis wir einst eine höhere Stufe der Humanität erreichen, das homo sum, humani nihil a me alienum puto einstweilen nur auf unsere deutschen Landsleute von den Alpen bis zur Ostsee an, so würde der Lokalgeist doch allmählich zum Nationalgeiste erhoben werden, der brave Schwabe, Franke, Sachse u. s. w. würde seine Schuldigkeit in seiner Provinz öfter mit der Hinsicht auf das Wohl des gemeinen Vaterlandes und der Nation erfüllen."

Und nun ging der wackere Mann mit Umsicht und regem Eifer daran, die Deutschen ordentlich aufzurütteln, sie an ihre vaterländischen Pflichten zu gemahnen und vor allem auch die Gegensätze zwischen Nord und Süd zu mildern. Der volkstümliche Ton seiner Sprache, die herzliche Wärme, mit der er an seine Leser herantrat, gewannen ihm schnell viele Freunde; die Zeitung wurde bald weithin in Stadt und Land ein gern gesehener Gast, streute eine Fülle von Anregungen aus und erfreute sich in ihrem Kampfe gegen veraltete Einrichtungen und Ansichten und mit ihrer steten Hervorhebung der großen vaterländischen Gemeinsamkeit schon nach kurzem der lebhaften Zustimmung in allen Kreisen. So erlangte sie bereits nach wenigen Jahren eine gewisse führende Stellung, die sie etwa bis Ende 1805 behauptete.

In dieser Zeit erklärte Becker auch einmal mit begreiflichem Selbstgefühl im Hinblick auf seine publizistische Thätigkeit, „daß die Publizität mit den Rechten, die sie allmählich erkämpft, mit den Pflichten, die sie anerkannt hat, und den Grenzen, die ihr Vernunft und Billigkeit gesetzt haben, unter die schönsten und wohlthätigsten Früchte des 18. Jahrhunderts zu zählen sei".*)

Von 1805 ab steigerte sich der politische Druck mehr und mehr, der Einfluß Frankreichs machte sich immer stärker geltend, so daß die Bewegungsfreiheit der Zeitung sich stetig verminderte. Immerhin erhielt sie sich den freimütigen Ton, und das sollte ihr dann in der napoleonischen Zeit verhängnisvoll werden.

*) Burbach, Rudolph Zacharias Becker. Gotha 1895. S. 28.

2. Die Cottasche „Allgemeine Zeitung“. Cottas Anknüpfung mit Schiller. Posselt und die Gründung des neuen Blattes in Tübingen. Das Programm der neuen Zeitung. Überschwängliche Verherrlichung Frankreichs. Der erste große Konflikt. Huber. Die Zeitung in Stuttgart und Ulm. Stegmann. Die Zeitung im Banne Napoleons.

Alle die eben besprochenen Zeitungsunternehmen der neunziger Jahre wurden aber tief in den Schatten gestellt durch die Cottasche „Allgemeine Zeitung“, die mit dem 1. Januar 1798 ins Leben trat und sich sofort vermöge ihrer Universalität und der Gediegenheit ihres Inhalts an die Spitze aller deutschen Zeitungen stellte. Auch sie ist aus dem Bedürfnis des Publikums hervorgegangen, bei dem gesteigerten politischen Interesse alle Nachrichten rascher und ausführlicher zu erhalten; doch bewegte auch sie sich zunächst noch in den bisherigen Grenzen der Zeitungen. Wie alle übrigen deutschen Blätter, so vermied auch sie es, für bestimmte politische Anschauungen aufzutreten und zu kämpfen, um dadurch bestimmte politische Ziele zu erreichen, oder doch wenigstens im nationalen Sinne zu wirken. Auch sie wollte vorerst nur unterrichten, jedoch mit einer Art von Wissenschaftlichkeit, von der Warte universeller Bildung herab.

Schon seit Jahren hatte sich der scharfsichtige und geschäftsgewandte J. F. Cotta mit dem Plane, eine solche große Zeitung zu gründen, getragen, allein es war ihm bisher noch nicht gelungen, die geeignete leitende Persönlichkeit dafür zu finden. Da wurde ihm Ende 1793 mitgeteilt, daß Schiller in Württemberg weile, und sofort beeilte er sich, mit diesem wegen des Projektes in Verhandlung zu treten. Es fand zu Anfang 1794 eine Zusammenkunft in Tübingen statt, und darauf besuchte Cotta im Mai bei seiner Reise zur Messe nach Leipzig Schiller in Stuttgart und legte ihm seinen Plan ausführlich dar. Allein dem Dichter lagen damals weit mehr die „Horen“ am Herzen; er konnte sich für die politische Zeitung nicht recht begeistern, und so reiste er denn nach Jena zurück, wohl halb und halb der Ansicht, die Sache werde sich wieder zerschlagen. Aber Cotta gab seine Lieblingsidee keineswegs auf, kam bei der Rückreise nach Tübingen über Jena und schloß dort am 28. Mai

1794 mit Schiller über den Verlag einer „Allgemeinen Europäischen Staatenzeitung“ einen ganz bestimmten Kontrakt ab. Die Bedingungen waren in jeder Weise entgegenkommend. Schiller sollte für die Leitung des Blattes 2000 Gulden fest, dazu bei steigendem Absatz große Tantièmen erhalten, und, abgesehen von anderen Erleichterungen, sollten zwei gut bezahlte Mitarbeiter, außer den Korrespondenten, das unter Schillers Namen erscheinende Blatt redaktionell bedienen. In der Hoffnung, sein Unternehmen nun gesichert zu haben, reiste Cotta nach Tübingen zurück und richtete von dort an Schiller alsbald ein langes Schreiben, in welchem er ihm eine Fülle von Weisungen und Ratschlägen für das zu gründende Blatt gab. Die Zeitung, deren ganzes Wesen Gründlichkeit sein müsse, solle zunächst eine Art Einführung in sich selbst bringen; daher möge Schiller mit einer Übersicht der Lage der europäischen Staaten beginnen. Allein diese Übersicht ließ auf sich warten; vielmehr erhielt Cotta nach einander von Schiller zwei Briefe, in denen dieser schließlich mühsam erklärte, daß er die Redaktion leider doch nicht übernehmen könne, sie würde ihm zu viel „Schwürigkeiten“ bereiten, auch hätten ihm „sehr bedeutende Männer“, mit denen er sich besprochen, lebhaft abgeraten.

So mußte denn Cotta die Verwirklichung seines Projektes abermals hinausschieben, aber zäh hielt er an ihm fest, und bald gelang es ihm auch, mit einem anderen namhaften Schriftsteller jener Zeit in Verbindung zu treten, mit Dr. Ernst Ludwig Posselt. Dieser stammte aus einer badischen Pastoren- und Beamtenfamilie und war 1763 geboren. Ursprünglich Jurist, gehörte er doch auch zu den begeisterten Jüngern des klassischen Altertums und der römischen Historiker. Durch sie hatte sich ihm das Ideal des Staates erschlossen; ihren Anschauungen und ihrer Kunst strebte er persönlich mit seiner eigenen historisch-politischen Publizistik nach. Professor der Geschichte und Eloquenz an Karl Friedrichs damals halbakademisch erweitertem Lyceum zu Karlsruhe, dann nach Gernbach aus irgend einem unbekannten Grunde in eine Art Verbannung geschickt und dienstlich wenig beschäftigt, war und blieb er vor allem Schriftsteller.

In seinen zahlreichen und viel gelesenen Schriften, von denen besonders seine „Geschichte der Deutschen" und sein „Taschenbuch für die neueste Geschichte" genannt sein mögen, zeigte er sich von der antiken Staatsbürgeridee erfüllt und durch die Ereignisse der Revolution tief erregt.*)

Die Unterhandlungen mit Posselt begannen bereits im Sommer 1794 und führten zu einem Vertrage, demzufolge das Blatt jetzt den Titel „Europäische Zeitung" führen sollte. Um es von vornherein reichhaltiger zu gestalten, sollte ihm eine besondere zwölfmalige Beilage im Jahre beigegeben werden, und zwar mit monatlichen Übersichten über die politische Gesamtlage Europas. Aber auch diesmal kam die Zeitung nicht zustande, vielleicht, weil man das ungünstig gelegene Rastatt zum Verlagsort gewählt und ein nur dreimaliges Erscheinen in der Woche in Aussicht genommen hatte, wodurch der große Zug des Unternehmens beeinträchtigt wurde. Doch trat merkwürdigerweise die so nebenbei vorgesehene monatliche Übersicht unter dem Namen „Europäische Annalen" ins Leben. Diese, häufig als Posselts Annalen citiert, sind dann von 1795 bis 1820 erschienen und waren eine wichtige und verbreitete Revue; auch werden sie noch jetzt als eine Geschichtsquelle, wenn auch nicht archivalischer Natur, für jenen Zeitraum geschätzt.

Cotta gab jedoch seinen großen Plan noch immer nicht auf, und als Posselt schließlich 1796 sein amtliches Verhältnis zur badischen Regierung vollständig gelöst hatte, schloß er mit diesem zu Anfang des Jahres 1797 einen neuen Vertrag, laut dessen Posselt die „Allgemeine Zeitung", wie sie jetzt wieder hieß, vom 1. April 1797 ab, und zwar nunmehr in Tübingen, täglich herausgeben sollte. Allein die Vorbereitungen waren doch so mannigfach, daß erst am 31. Oktober eine Ankündigung der „Neuesten Weltkunde" (so war der Titel abermals umgeändert worden) an das große Publikum versandt werden konnte, und erst am 1. Januar 1798 erschien die erste Nummer. Von diesem Zeitpunkte ab bezog Posselt ein monatliches Gehalt von 183 Gulden.

*) Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung. München 1896.

Die Ankündigung des neuen Blattes ist in gehobenem Tone geschrieben. Sie hebt zunächst hervor, daß das Interesse an den Weltbegebenheiten — seitdem es eine Geschichte gebe — nie größer gewesen sei als jetzt. Man lebe „in der Epoche von Ereignissen, welche so außerordentlich sind, daß wir über ihren bisherigen kühnen Lauf nur staunen können und ihre weitere Entwickelung kaum zu ahnen wagen, so weitgreifend in ihren Grundsätzen und Folgen, daß sie das ganze jetzige und künftige Schicksal des Menschengeschlechts umfassen". Dann wird darauf hingewiesen, daß die „Zeit=Blätter" beinahe alle „außer allem Verhältnis mit der Würde und Wichtigkeit ihres Gegenstandes stehen". Dieses „Mißverhältnis zwischen Stoff und Bearbeitung" solle jetzt beseitigt werden. „Deutscher Fleiß, deutsche Gerechtigkeit gegen das Ausland, deutsche Achtung vor dem Publikum, mit etwas britischer Freimütigkeit tingiert", werde bemüht sein, „eine Frucht gedeihen zu machen, wie das ganze übrige Europa sie nicht aufweisen könne: ein politisches Tag=Blatt, das wie ein treuer Spiegel die wahre und ganze Gestalt unserer Zeit zurückstrahle; so vollständig, als ob es der ganzen Menschheit angehörte, so untergeordnet den großen Grundsätzen der Moral und bürgerlichen Ordnung, als ob es ganz auf das Bedürfnis einer Welt voll Gärungsstoff berechnet wäre; so edel in Sprache und so unparteiisch in Darstellung, als ob es auf die Nachwelt fortdauern sollte". Die Cottasche Buchhandlung fügte noch einige Mitteilungen geschäftlichen Inhalts hinzu. „Der Preis für die Pränumeranten auf 3 Monate ist", hieß es da, „4 fl. 30 kr. Reichsgeld. Dafür liefern wir mithin 91 halbe Bogen in groß Quart".

Bei der Herausgabe der Zeitung war aber auch noch ein ganz anderer Punkt zu beachten: die Zensur. Im Jahre 1791 waren in Württemberg die Zensurvorschriften neu revidiert, aber keineswegs verschärft worden; immerhin waren sie lästige Fesseln geblieben, die Cotta bei seinem Unternehmen stets hindern mußten. Er kam daher ohne weiteres bei seinem Herzoge um Befreiung von der Zensur ein und führte dabei einfach praktische Bequemlichkeitsgründe und die Versicherung an, er betrachte es selber als

sein höchstes Interesse, nichts Anstößiges zu bringen. Sein Gesuch fand aber bei dem zum Gutachten aufgeforderten Geheimen Ratskollegium geteilte Annahme. Bei dem „Vorurteil des Publikums für den berühmten Verfasser (Posselt)“ sei „ein starker und ausgebreiteter Verschleiß“ zu erwarten und doppelte Vorsicht geboten. Schließlich aber schlug die Person und Buchhändlerstellung Cottas alle Bedenken aus dem Felde, und es erfolgte dann am 29. Dezember 1797 der Bescheid der Regierung dahin, daß die „Neueste Weltkunde“ ohne Zensur für diesmal aus besonderen Rücksichten gestattet werde, doch vor der Hand nur auf ein Jahr und unter ausdrücklicher Mahnung zur größten Behutsamkeit, nicht allein in Betreff Württembergs, sondern auch in Absicht auf alle übrigen Staaten, zur Vermeidung von jeglichen Weitläuftigkeiten mit diesen.

Das Blatt konnte also jetzt ungehindert hinausfliegen und erschien am 1. Januar 1798 mit einem schwungvollen, hochgestimmten einführenden Artikel aus Posselts Feder. Das ganze Pathos eines für die neue Zeit Begeisterten spricht aus ihm. Ungeheuer, heißt es da, sind die Umwälzungen, die Europa seit dem Jahre 1789 erfahren hat, aber noch bedeutsamer muß es sein, daß ein Volk sich erhoben hat mit der Absicht, das freieste auf Gottes Erde zu sein, und daß dies einst so weichliche Volk nun Sparter und Römer in Schatten stellt und so stark und gefährlich wie nie eine andere Nation der Geschichte geworden ist: durch die unbesiegliche Macht der Grundsätze. „Kein Wall von Bajonetten wird je dicht und stark genug sein, um Meinungen den Durchgang zu wehren.“ An den Ereignissen der Zeit ist jeder Einzelne interessirt: es gilt, nicht dem Geiste der Zeit einen ohnmächtigen Widerstand entgegenzusetzen, sondern ihm eine Richtung zu geben, daß er nie in Revolutionen ausschlage. Jeder muß sich mit der Wahrheit zu durchdringen suchen, daß es vorzüglich die Staatsverwaltung ist, die das Wohl oder Wehe der Einzelnen bestimmt, daß auch unter der ungebundensten Alleinmacht, wenn sie gut verwaltet wird, besser wohnen ist, als in einer von einem Kollegium von Platonen und Montesquieus gemodelten Republik, wenn sie nach Leidenschaft und durch Laster

regiert wird, daß überall nichts Vollkommenes, überall das gewisse, wenn auch teilweise unscheinbare Gute dem noch ungeprüften, wenn auch noch so schimmernden Neuen vorzuziehen ist, daß die Menschheit dann erst glücklich sein wird, wenn alle Staatsverfassungen nebeneinander existieren und jede Regierung den edeln und weisen Ehrgeiz haben wird, die ihrige am besten zu verwalten.

Eine besondere Schwierigkeit bereitete schließlich noch die Versendung des Blattes. Von Tübingen ging die Post nur dreimal in der Woche nach Stuttgart; Cotta war daher genötigt, die Zeitung täglich mit eigener Stafette nach Stuttgart und Cannstatt zu senden, damit sie von dort aus auch täglich ins Reich verschickt wurde. Dadurch wurden aber die Kosten für den Verleger nicht unerheblich vermehrt, weshalb der Jahrespreis auf 18 Gulden erhöht wurde. Die Thurn und Taxissche Post erhielt davon 6 Gulden Rabatt, ließ aber, da sie nach den Orten außerhalb ihres Gebietes das Blatt nicht direkt übermitteln konnte, den Übergangs- oder „Ablage"-Postämtern die Zeitung für 15 Gulden, damit jede der beiden beteiligten Postverwaltungen ihre Provision hatte.

Die vielen Mühen, die Cotta mit der Einrichtung der Zeitung gehabt hatte, sollten sich aber bald lohnen. Bereits im Januar 1798 konnte er von 1400 Abonnenten sprechen und im August von 1400 Postabonnenten und 600 Exemplaren, die durch den Buchhandel bezogen wurden. Dabei waren bereits (allerdings nach der Berechnung von 1794, die wohl nicht mehr ganz stimmte) bei einer Auflage von 1000 Exemplaren die Kosten gedeckt. Die Zeitung war also einem Bedürfnis entgegengekommen; aber so ganz nach Wunsch war sie vielen Lesern noch nicht. Schon das tägliche Erscheinen wollte nicht allen gefallen. Tägliche politische Zeitungen, schrieb Archenholtz aus Hamburg an Cotta, möchten in Paris und London eine Wohlthat sein, wo tausend Menschen des Morgens wissen wollten, was passiert sei, in Deutschland aber sei so viel Zeitung, besonders wenn die Post sie nur zweimal wöchentlich, also gleich mehrere Nummern, bringe, eher Plage, die überflüssigste Sache, die man sich denken könne.

Noch viel mehr Tadel erfuhr aber die Haltung des Blattes. Posselt zeigte sich immer mehr als ein überschwänglicher Verehrer Frankreichs, pries immer lauter die „wundervolle“ Zeit, die jetzt durch Frankreich erstanden, zählte mit Befriedigung die Kunstschätze und Handschriften auf, die aus dem Vatikan und aus Venedig nach Paris „geliefert“ worden seien, und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Gerne opferten die Italiener ihre Reichtümer der Kunst und des Kunstfleißes um den ersten Schritt in das Heiligtum der Freiheit.“ Daher bemerkte denn Goethe schon am 17. Januar 1798 in einem Briefe an Schiller spöttisch: „Wie finde ich Herrn Posselt glücklich, daß er sich über den Succeß dieses übermächtigen und übermüthigen Volkes bis tief in die Eingeweide freuen kann.“ Und Schiller antwortete, indem er von „tollen Sprüngen“ sprach, die Herr Posselt vor dem Publikum mache.

Aber auch die Regierungen hatten bald an dem Blatte allerlei auszusetzen. Österreich empfand es unangenehm, daß die „Neueste Weltkunde“ so viel über den Rastatter Kongreß berichtete, und besonders empfindlich berührte es in Wien, daß die Zeitung die Mitteilung über Österreichs Zustimmung zu den Abtretungen deutschen Gebietes am linken Rheinufer an Frankreich brachte. Gesteigert wurde die Mißstimmung noch, als ein anderes Blatt, die „Schwäbische Chronik“, allerlei Betrachtungen im Sinne einer besonderen Perfidie Österreichs gegen das den Abtretungen entgegentretende Bayern daran knüpfte. Es erfolgte daher unter dem 27. Februar von Wien aus eine scharfe Beschwerde bei der württembergischen Regierung; auch wurde eine schleunige „Redressierung und ernstliche Rügung solcher kurzsichtigen oder bösartigen Skribler“ verlangt. Während diese Angelegenheit schwebte, geriet Posselt in einen zweiten und noch viel schlimmeren Konflikt. In einem in hohem Grade überschwänglichen Artikel „Frankreich und der Nord“ hatte er Frankreich als den Vertreter des verjüngten Europa, unwiderstehlich fortdringend zu politischen und geistigen Eroberungen, Rußland gegenübergestellt, dem überlebten Norden, der dem Absterben unrettbar verfallen sei. Er verlangte im Interesse Frankreichs, daß die russische

Politik, die Störerin des europäischen Friedens, durch die übrigen Staaten in Schach gehalten werde. Darauf lief natürlich sofort in Stuttgart eine Beschwerde Rußlands und auch Österreichs ein, mit der Aufforderung, Mittel zu finden de réprimer la conduite audacieuse des Gazettiers du duché de Wurttemberg. Das Geheime Ratskollegium des Herzogs suchte aber die Sache noch einmal so einigermaßen glimpflich beizulegen; die „Weltkunde" wurde nur verwarnt und ihr gedroht, daß sie bei der Wiederholung solcher Ausschreitungen ihrer Zensurfreiheit verlustig gehen werde.*)

Damit war jedoch die Verstimmung in Wien nicht gehoben worden. Man fand offenbar die Zurechtweisung durch die herzogliche Regierung viel zu gelind und beschloß nun von Reichs wegen gegen das Blatt vorzugehen. Das vollzog sich aber in dem üblichen sehr langsamen Tempo; es wurde Mitte August, ehe das Insinuatum der k. k. Hofkanzlei an den kaiserlichen Reichshofrat zum Vortrag kam. Bei diesem wurde aber ganz kurzer Hand beschlossen, daß Kaiserliche Majestät die „Neueste Weltkunde" „zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe, welche durch dergleichen verführerische Schriften gefährdet würden, zu unterdrücken nötig fänden", dem Herrn Herzog zu Württemberg ex officio danach zu rescribieren und „Ihme Herrn Herzogen zu befehlen, den Druck ersagter Zeitung ungesäumt zu untersagen und, wie solches geschehen, binnen zwei Monaten allergehorsamst anzuzeigen." Zugleich ward der Vertrieb des Blattes durch die Thurn und Taxissche Reichspost unmöglich gemacht.

Von diesem grausamen Schlage erhielt aber Cotta glücklicherweise bereits Mitteilung, ehe er auf ihn herabfiel, und machte daher sofort eine Eingabe an den Herzog. Er hielt es dabei für das klügste, nicht etwa den landesherrlichen Schutz gegen die Kränkung seines Eigentums anzurufen, sondern einzulenken. Er gab die unumwundene Erklärung, „daß fürs künftige die Redaktion von Dr. Posselt, gegen den vorzüglich jenes reichshofrät-

*) Ausführliches bei W. Volmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. Stuttgart 1876.

liche mandatum prohibitorium veranlaßt worden zu sein scheint, nicht mehr besorgt werde.“ Auch wollte er einen anderen Titel wählen und selber beim Reichshofrat für Mittel sorgen, daß die somit neue Zeitung kein ähnliches Verbot zu befürchten habe. Die Cotta günstig gesinnte Behörde stellte dem Herzog den Vorschlag als sehr annehmbar vor, worauf die Angelegenheit in leidlich günstiger Weise erledigt wurde. Cotta ward gestattet, eine „anderwärtige“ Zeitung, für die er selber im vollen Umfange verantwortlich sei, herauszugeben, doch nunmehr unter württembergischer Zensur. Zugleich erhielt der Reichshofsrat zu Wien die Mitteilung, daß die „Neueste Weltkunde“ zu erscheinen aufgehört habe.

Cotta beeilte sich darauf, die neuen Verhältnisse so schnell wie möglich einzurichten. Als neuen Titel für sein Blatt wählte er nunmehr „Allgemeine Zeitung“, als Erscheinungsort Stuttgart, weil dort der Sitz einer Zensurbehörde war und auch die Postverhältnisse günstiger lagen. Um dann noch weiter sicher zu gehen, suchte er auch ein kaiserliches Privileg nach.

So erschien denn die Zeitung am 9. September 1798 zum erstenmale unter dem neuen Titel an dem neuen Verlagsorte. Mit der Redaktion hatte Cotta den Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber betraut, der bereits seit Ende März als Hülfsredakteur fungiert hatte. Posselt hatte die „Europäischen Annalen“ behalten und sollte auch ständiger Mitarbeiter der „Allgemeinen Zeitung“ bleiben. Er erhielt jetzt bis Ende 1798 monatlich 125 Gulden und vom Jahre 1799 ab bis zu seinem Tode 1804 ein jährliches Honorar von 1000 Gulden. In seinem „Napoleons-Enthusiasmus“ verstieg er sich in den „Annalen“ schließlich so weit, daß er den ungeheuerlichen Vorschlag machte, „eine der höchsten Bergwände der Alpen zu schleifen und in goldenen Riesenbuchstaben Napoleons Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle“.

Mit Huber kam die Zeitung in ein ruhigeres Geleis, obgleich auch dieser, wie Posselt, ein begeisterter Verehrer der Franzosen war und von der Revolution nicht nur das Glück Frankreichs, sondern das der ganzen Menschheit erhoffte.

Diese großen Sympathieen für Frankreich waren allerdings bei Huber wohl begründet, denn er war 1764 in Paris geboren worden und ganz in der Atmosphäre der französischen Bildung aufgewachsen. Sein Vater, ein Niederbayer von Geburt, war früh nach Paris gekommen und hatte sich dort mit einer Französin verheiratet. Später siedelte die Familie nach Leipzig über, wo der Vater Lektor des Französischen wurde, während die Mutter vornehme Studierende, die sich noch im Französischen vervollkommnen wollten, als Kostgänger ins Haus nahm. In dieser anregenden Umgebung trat Huber früh in das geistige Leben ein. Bekannt ist, daß er in Gemeinschaft mit den Demoiselles Stock den jungen Schiller veranlaßte, nach Leipzig zu kommen. Später gelangte er als Sekretär des kursächsischen Gesandten an den Hof des Kurfürsten zu Mainz, wurde dann selber kursächsischer Geschäftsträger, fand aber nie volles Genüge in der diplomatischen Thätigkeit, sondern neigte sich immer wieder der Litteratur und Poesie zu, ohne jedoch eine bedeutendere Schöpferkraft zu besitzen. In den Mainzer litterarischen Kreisen lernte er auch Georg Forster und dessen Gattin Therese kennen, deren Geist und Anmut ihn bald mehr fesselte, und mit der er sich dann, als Forster im Strudel der Revolution zu Paris untergegangen war, 1794 in Neuenburg in der Schweiz, seinem Zufluchtsorte nach der Besetzung der Stadt Mainz und der Auflösung des kurfürstlichen Hofes, verheiratete. Die Ehe gestaltete sich sehr glücklich, doch hielt es schwer, sich in den unruhigen Zeiten ganz durch Schriftstellerei zu erhalten. Huber nahm daher 1798 gern den Ruf Cottas an. Er erhielt 1798 im ganzen 1526 Gulden Gehalt, von 1799 ab jährlich 2000 Gulden; daneben bezog er aber noch verschiedene Honorare für andere schriftstellerische Arbeiten.

Das gemessene Auftreten Hubers, seine geistreiche Art, die Ereignisse darzustellen, und die Entwicklung der Verhältnisse als eine ganz natürliche und regelrechte zu betrachten, fand bald allgemeinen Anklang. Auch die Herren in Weimar und Jena söhnten sich mit der Zeitung aus; Goethe brachte das in seiner Weise bereits unter dem 15. Oktober 1798 in einem Briefe an

Cotta zum Ausdruck und sagte dabei: „Habe doch jeder seine Meinung, neige sich doch jeder zu irgend einer Partei, allein wer zu viel sprechen will, muß sich zu mäßigen wissen, wie man es in jeder guten Gesellschaft thut." Unter dem 12. Oktober hatte er bereits seinen ersten Beitrag über den neu dekorierten weimarischen Theatersaal geschickt, und am 24. Oktober ließ er den Prolog zu „Wallenstein" folgen. Weiterhin sandte er unter dem 7. November und 23. Dezember Korrespondenzen. Auch 1799 stellte er sich wiederholt ein.

Das Hauptthema der Zeitung bildet natürlich nach wie vor Frankreich, aber aus den Nachrichten von Paris tritt nun mehr und mehr die gewaltige Person Napoleons hervor. Bald überragt sie alle um ihn her. Doch ist es zunächst nur ein gewisses Bangen und Grausen, das man gegenüber diesem Giganten empfindet. In den Briefen jener Zeit ist man etwas offener; man spricht dort von ihm als von einem „Usurpator", von einem „furchtbaren Menschen", öffentlich aber, in der Zeitung, kommt nur die Sorge zum Ausdruck, ob dieser emporstrebende Riese nicht vielleicht noch ganz Europa seinem Ehrgeize aufopfern werde. Bei jeder Gelegenheit schimmert diese Sorge durch. Auch der Tod Washingtons giebt Veranlassung, auf diesen unheimlichen Buonaparte zu blicken. „Kein Held der Geschichte", heißt es da, „spielte je eine lange politische Rolle mit glücklicherem Erfolge durch, als Washington die seinige durchgespielt hat: sein Ehrgeiz hatte einen gemäßigten Charakter und war nicht der sich selbst überstürzende Ehrgeiz, von welchem Shakespeare spricht." Und dann geht der Aufsatz zu dem Wunsche über, auch Buonaparte möchte jetzt nach seinen Großthaten und Verdiensten inmitten eines zur Ruhe gelangten republikanischen, glücklichen Frankreich sein Leben als Privatmann beschließen. Aber dieser Wunsch ist wohl der Zeitung selbst als so wenig begründet erschienen, daß sie darauf nicht wieder zurückkommt, sondern Napoleon nur noch aufmerksamer beobachtet und ihn auch mehr und mehr mit größter Vorsicht behandelt. Vielleicht hat daran aber auch, wie Heyck bemerkt, die württembergische Zensur einen Anteil. Als schließlich Napoleon zum lebenslänglichen Konsul

ernannt wird, ist die „Allgemeine Zeitung“ davon garnicht überrascht, sondern nimmt das Faktum als ganz selbstverständlich hin. Des weiteren schließt sich die Zeitung mehr und mehr den Grundanschauungen der französischen Regierung an. Wenn der „Moniteur“ irgendwo erhobene Äußerungen eines sichern Rechtsgefühls mit der überlegenen Sachverdrehung „metaphysischer Distinktionen“ niederschlägt, so ist damit auch für die „Allgemeine Zeitung“ das entscheidende Wort gesprochen.

Nach Frankreich erfährt dann Süddeutschland, Österreich, England und Skandinavien entsprechende Behandlung. Erst in dritter Linie kommt Hessen, Thüringen, Sachsen. Nur selten werden Preußen und Rußland erwähnt. Der Staat Friedrichs des Großen und sein „furchtbares Heer“ genießen zwar alle Achtung, aber irgend welche Interessengemeinschaft ist nicht vorhanden. An die Existenz eines heiligen römischen Reiches deutscher Nation wird man nur ganz selten erinnert.

Durch die geschickte Leitung Hubers konnte sich die Zeitung mehrere Jahre ruhig weiter entwickeln, dann aber traf sie ein neues Mißgeschick, das von Cotta selbst herzuleiten ist. Dieser war in einen Konflikt eingetreten, der sich zwischen dem Herzog Friedrich und den württembergischen Landständen herausgebildet hatte; darüber fühlte sich der Herzog so verletzt, daß er Cotta zu schaden suchte, wo er konnte. Es kam zu allerlei kleinen Bestrafungen, und plötzlich wurde die „Allgemeine Zeitung“ am 13. Oktober 1803 durch raschen Kabinettsbefehl vollständig verboten. „Aus Gründen“, so wurde der Zensurbehörde mitgeteilt. In der halbamtlichen „Stuttgartischen Zeitung“ hieß es noch, daß „alle Erinnerungen, die den auswärtigen Gouvernements gehörige Achtung genau zu beobachten, fruchtlos gewesen“. Cotta selbst erhielt keine weitere Aufklärung, und da seine Bemühungen um Wiederaufhebung des Verbotes vergebens waren, so neigte er schon zu dem Entschlusse, die Zeitung aufzugeben. Zu seiner Überraschung kamen ihm aber die verschiedensten Angebote: Bayern, Baden, das preußische Ministerium in Ansbach und zwei kleinere Fürsten forderten ihn auf, das Blatt jetzt bei ihnen herauszugeben. Cotta entschied sich für Bayern, und zwar für das

ihm bequem gelegene Ulm, und richtete alsbald seine Eingabe an den Kurfürsten Max Joseph. Er selbst wünsche dabei das Erscheinen unter bayrischer Zensur.*) Die Genehmigung erfolgte umgehend, und zugleich wurde Huber eine bayrische Beamtenstelle zugesagt mit der ausdrücklichen Erlaubnis, daß er sich in der Hauptsache der „Allgemeinen Zeitung“ widmen dürfe. Er erhielt mit 1000 Gulden Gehalt das Amt eines Landesdirektionsrates in Bayrisch-Schwaben bei der Sektion des Erziehungswesens und sollte die Aufsicht über die Bibliotheken der Provinz und noch einige andere Pflichten übernehmen.**)

Mit außerordentlicher Rührigkeit ging nun Cotta an die Neueinrichtung in Ulm und konnte bereits am 17. November 1803 die neue Ausgabe des Blattes aufnehmen. Der Titel lautete jetzt: „Kaiserlich und Kurbayrisch privilegierte Allgemeine Zeitung“. Frohgemut hieß es in der ersten Ulmer Nummer: „Konnte der Verleger sich auch immer zu dem Publikum versehen, daß es den Eifer nicht verkenne, mit welchem er stets auf die Erhaltung und Vervollkommnung eines so beträchtlichen Institutes bedacht war, so hat doch die bei Gelegenheit der unerwarteten Unterbrechung unseres Blattes allgemein, laut, und durch die bedeutendsten Organe ausgesprochene öffentliche Stimme, welche dessen baldigste Wiederherstellung verlangte, alle seine Erwartungen noch weit übertroffen.“

Doch nicht nur das Heimatsrecht, sondern auch noch manches andere Wertvolle gewährte Bayern der „Allgemeinen Zeitung“. Das

---

*) In Bayern bestand bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr strenge Zensur, die von einem Zensurkollegium ausgeübt wurde. 1799 trat jedoch an Stelle dieses Kollegiums eine weit mildere Zensurkommission, die ihr Augenmerk hauptsächlich nur auf die politischen Mitteilungen über das Ausland richtete, damit dort nicht irgend welche ungehörige Notizen verletzen möchten. Durch Verordnung vom 13. Juni 1803 ward dann auch diese Kommission aufgehoben, und die bayrische Regierung selbst erklärte, daß „die Zensur in ihrer Anwendung auf einzelne Fälle weder gerecht, noch zweckmäßig, noch hinreichend“ sei. Allein bald wurde der Einfluß Napoleons auf Bayern so intensiv, daß mit dem 17. Februar 1806 die alten Zensurvorschriften, wie sie bis 1799 bestanden hatten, wieder in Kraft traten.

**) L. Geiger, Therese Huber. Stuttgart 1901. S. 125.

Blatt erhielt alle geeigneten Bekanntmachungen der bayrischen Behörden als Inserate, vollständige Portofreiheit für Briefe von der Redaktion, nachdem sich Bayern von Thurn und Taxis losgemacht und ein eigenes staatliches Postwesen eingerichtet hatte, und außerdem wurde ihm der geringste Tarifsatz für die Beförderung der Nummern in Bayern berechnet.

Leider sollte es Huber nicht lange mehr vergönnt sein, unter den angenehmen Ulmer Verhältnissen die Zeitung zu leiten; er zog sich auf einer Reise ein Brustübel zu und starb am 24. Dezember 1804. „Ich verlor", schrieb Cotta an Schiller, „an ihm einen warmen Freund."

An die Stelle Hubers trat Karl Joseph Stegmann, der, 1767 in Schlesien geboren, in Halle Jura studiert hatte und auch einige Zeit in Berlin als Beamter thätig gewesen war, darauf einige Jahre in Italien gelebt und sich dann in Zürich der Journalistik zugewendet hatte. Dadurch war er mit Cotta in Berührung gekommen und von diesem bereits im Frühjahr 1804 als Hilfsarbeiter für die „Allgemeine Zeitung" gewonnen worden. Hier erwies er sich sofort als ein so geschickter und besonnener Mitarbeiter, daß Cotta beim Tode Hubers keinen Augenblick schwankte, ihm die Oberleitung des Blattes anzuvertrauen, die er sodann bis zu seinem 1837 erfolgten Ableben führte. Er war ganz der Mann, schreibt Heyck, der die innersten Absichten des Begründers der Zeitung, dessen höchste Achtung er besaß, zu verwirklichen wußte. Er ist es gewesen, der innerhalb der ihm gezogenen Schranken der „Allgemeinen Zeitung" ihren viel bewunderten und natürlich auch viel angegriffenen Ton und Charakter aufgeprägt hat. Unparteiischer als Posselt, bedeutender, geeigneter und weniger abgelenkt als Huber, war er ein Schriftsteller, dessen Universalität nicht bloß in seinen Kenntnissen, sondern noch wertvoller in seiner Urteilsfähigkeit zum Ausdruck gelangte. „Ein scharfer Verstandesurteiler, aber nichts weniger als ein nüchterner Mensch. Die konsequente Fernhaltung des Trivialen hat er zur täglichen Regel erhoben. Nichts war in jener Zeit einer allgemein noch wenig politisch erzogenen Journalistik und Zeitungsschriftstellerei diesem Manne, der sich als der Priester der Zeit-

geschichte fühlte, verhaßter und peinlicher, als die öde Kannegießerei und jeder leere Wortprunk."

Zu dem weiteren Ausbau der Zeitung gehörte vor allem die Erweiterung des Kreises der Korrespondenten. Eine solche wurde jetzt unter Stegmann nach verschiedenen Seiten hin vorgenommen. Von Beginn der Zeitung an war Karl August Böttiger einer der eifrigsten Berichterstatter. Bis 1804 Gymnasialdirektor in Weimar, dann Studiendirektor in Dresden, schrieb er besonders über mitteldeutsche Angelegenheiten, lieferte ausführliche Leipziger Meßberichte und viele Nekrologe. Aus Hamburg berichteten Archenholtz und D. H. von Bülow, denen von 1805 ab Fr. Alex. Bran zur Seite trat. In Paris war Konr. Engelb. Ölsner gewonnen worden, in der Schweiz Paul Usteri, in Italien Fr. Reuchlin u. a. m. Aber diese Mitarbeit war nicht ohne Gefahr; es wurde daher über die Persönlichkeit verschiedener neuer Korrespondenten tiefstes Geheimnis bewahrt.

Immer schwieriger wurde die Situation der Zeitung, als die Macht und der Einfluß Napoleons wuchs. Dreimal unternahm es die Regierung Napoleons, Einfluß auf das Blatt zu gewinnen, und beim dritten Male, im Juli 1805, erreichte sie auch ihr Ziel. Es kam eine Abmachung zustande, derzufolge die Zeitung von der französischen Regierung (durch Vermittlung der kaiserlichen Gesandtschaft in Stuttgart) offizielle Aktenstücke zur Veröffentlichung erhielt, während Stegmann in ein persönliches Korrespondentenverhältnis zur kaiserlichen Regierung trat.

Diese Unterwerfung unter die französische Macht kann nur dadurch erklärt werden, daß der gebietende Einfluß Napoleons nicht mehr abgewiesen werden konnte. Dazu kam, daß die kosmopolitische Weltanschauung Stegmanns und seine Sympathie für Frankreich diesen Schritt erleichterte.

Die Zeitung brachte nun alle die zahlreichen napoleonischen Bulletins, die die Feste und die Feldzüge der Franzosen verherrlichten, obwohl sie ganz gleich denen waren, über die einst Posselt und Cotta in ihrer Ankündigung der „Neuesten Weltkunde" spottend die Achseln gezuckt hatten, und nahm auch auf die Person

des Kaisers Napoleon die größte Rücksicht. Äußerungen des Kaisers wurden meist nur dann gebracht, wenn sie durch die Veröffentlichung im „Moniteur“ sanktioniert worden waren.

Doch diese Haltung ist trotzalledem noch immer eine leidlich selbständige zu nennen; erst als die Zeit des Rheinbundes begann, wurde das Blatt in eine Situation hineingedrängt, in der es sich jeder Selbständigkeit beraubt sah.

Drittes Kapitel.

Die Zeitschriften im Reiche bis 1806.

1. Wieland über die neuen Zeitschriften. Die abwartende Haltung der Journale. Das „Berlinische Archiv der Zeit", die „Eunomia", Bernhardis „Kynosarges". Woltmanns „Geschichte und Politik". Die Monatsschrift „Frankreich". Die Zeitschrift „London und Paris". Versuch der französischen Regierung, das Journal zu unterdrücken. Seine politische Haltung und sein Inhalt überhaupt. Die „Zeitung für die elegante Welt". Wird von den Romantikern in Besitz genommen. Verherrlicht Goethe, mißachtet Schiller. Das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks in Kleidungen".

Das regere geistige Leben, das durch das Emporsteigen der französischen Nation auch in Deutschland geweckt wurde, machte sich jedoch nicht nur bei den politischen Zeitungen, sondern auch bei den Zeitschriften geltend, und zwar hier um so mehr, da ja verschiedene bedeutende Journale, wie Schlözers „Staatsanzeigen", Mosers „Patriotisches Archiv", Gökingks „Journal von und für Deutschland" ꝛc., eingegangen waren, und andere, die ehedem hochbedeutend gewesen, wie Wielands „Mercur", Weißes „Bibliothek der schönen Wissenschaften" und Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek", altersschwach dahinsiechten, außerdem die Zensur weniger schwer auf den Zeitschriften, als auf den politischen Tageszeitungen lastete.

Leider befand sich unter diesen neuen Journalen kein einziges von wirklich großer Bedeutung. „Es stechen", schrieb der alte Wieland im Sommer 1802 an seinen Sohn Ludwig, der seinem Vater mitgeteilt hatte, daß er sich der Schriftstellerei widmen

wolle, „zwar alle Jahre etliche Dutzend neue Journale wie Pilze aus sumpfigem Boden, aus den schwammigten Wasserköpfen unserer litterarischen Jugend hervor, aber es sind Sterblinge, die meistens das zweite Quartal nicht überleben. Die alten Journale sind bisher immer noch die dauerhaftesten gewesen, aber auch diese nehmen mit jedem Jahrgange ab, und der „Teutsche Mercur", der sich dreißig Jahre erhalten hat, wird, allem Anscheine nach, mit diesem Jahre seine corvée beschließen*)... Die „Zeitung für die elegante Welt" und das „Moden-Journal" sind beynahe die einzigen, die einen starken Abgang haben, weil sie auf die Eitelkeit, Frivolität und Anekdotensucht unseres Publikums fundiert sind."

Allerdings sah der Briefschreiber etwas schwarz; bereits in einem Briefe vom 20. September desselben Sommers an seine Tochter Charlotte bekannte er, daß er an Ludwig in einem „bitteren Tone" geschrieben, denn er wünschte eben sehnlichst, daß sich der Sohn um eine öffentliche Anstellung bewerbe, damit er nicht als Schriftsteller „von den Lastern und Thorheiten seines Zeitalters" zu leben brauche.

Immerhin lag in dem Wielandschen Urteile viel Wahres. Der damaligen Journallitteratur fehlte ein großer allgemeiner Gedanke. Schubart, Weckherlin, Schlözer, Moser, Göckingk waren von einem solchen erfüllt gewesen; eine ideale Freiheit hatten sie vor ihrer Seele stehen sehen. Mittlerweile aber war eine bedeutende Wendung in dem Weltlaufe eingetreten. Der Gigant Napoleon legte der Menschheit wieder eherne Fesseln an und bereitete sich offenbar vor, auch Deutschland unter seine eiserne Faust zu bringen. Das fühlte man allgemein. Und wenn auch einige Napoleonsenthusiasten eine napoleonische Weltherrschaft als die einzige Rettung ansahen, um aus der Jämmerlichkeit der Verhältnisse herauszukommen, so klagten doch die meisten von denen, die einst die französische Republik begeistert begrüßt hatten, daß die freiheitliche Bewegung einen ganz anderen Verlauf, als zu erwarten gewesen, genommen habe.

*) Der „Mercur" hielt sich noch bis 1810.

„Ach, des goldenen Traumes Wonn' ist dahin!
Mich umschwebt nicht mehr sein Morgenglanz.
Und ein Kummer, wie verschmähter
Liebe, kümmert mein Herz“ —

rief Klopstock aus. Die Napoleon-Vergötterung der großen Massen begann erst nach den glänzenden Waffenerfolgen von 1806.

Die neuen Journale des Jahrzehnts von 1796 bis 1806 sind daher nicht von der tiefen Erregung durchschüttert, die das vorige Jahrzehnt erfüllt; eine gewisse abwartende Haltung macht sich bei den meisten geltend. Nur selten kommt es einmal zu einem energischen Accent. Das „Archiv der Zeit“ mit seinen Nachfolgern, der „Eunomia“, dem „Kynosarges“ und der Woltmannschen „Geschichte und Politik“, die Zeitschrift „Frankreich“, das Journal „London und Paris“ und die „Zeitung für die elegante Welt“ halten sich in sehr engen Grenzen und beobachten, wenn sie über das Gebiet der Litteratur und Kunst hinausgehen, einen vorsichtigen und zahmen Ton. Das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks“ bewegt sich nur im salonmäßigen Plauderton. „Der Freimüthige“ befaßt sich zwar im letzten Jahre seines Bestehens mit politischen Fragen und tritt da besonders für die Rüstungen gegen die mehr und mehr erstarkende Macht Frankreichs ein, seine Bedeutung liegt aber doch fast ausschließlich auf dem litterarischen Gebiete, wo er die Romantiker und besonders Goethe bekämpft. Ganz unbedeutend blieb der fade und charakterlose „Beobachter an der Spree“ und „Der kleine Berliner Merkur“. Die „Abendzeitung“ fing erst an, sich zu entfalten. Das Falksche Journal „Elysium und Tartarus“, in dem sich eine energischere deutsche Gesinnung regte, wurde sehr bald verboten.

Das „Berlinische Archiv der Zeit und ihres Geschmacks“ wurde von 1796 ab von F. E. Rambach zunächst mit F. L. W. Meyer, dann von Ende 1798 ab mit J. A. Feßler bis 1800 herausgegeben. Rambach sowohl wie Feßler besaßen zu ihrer Zeit litterarischen Ruf. Der erstere wurde 1767 zu Quedlinburg geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, wurde 1791 Konrektor am Friedrichswerderschen Gymnasium und 1798 Pro-

fessor der Altertumskunde an der königlichen Kunstakademie zu Berlin. 1803 ging er nach Rußland und starb 1826 in Reval als russischer Staatsrat. Als Schriftsteller machte er sich nicht nur durch die Herausgabe des „Archivs", sondern auch durch eine große Menge von Dramen bekannt, von denen viele vaterländische Stoffe behandelten. Viel bunter war der Lebenslauf von Ignaz Aurelius Feßler. Er wurde 1756 zu Czurendorf in Ungarn geboren, trat 1773 in den Kapuzinerorden, widmete sich im Kloster dem Studium der Theologie, geriet aber, da er dem Kaiser Joseph II. Mitteilungen über den schlimmen Zustand der Klostergefängnisse gemacht hatte, mit seinen Vorgesetzten in Konflikt und trat 1784 wieder aus dem Kapuzinerorden aus. Zugleich ernannte ihn Kaiser Joseph II. zum Professor an der Universität Lemberg. Dort wurde er 1787 wegen seines Trauerspiels „Sidney" in einen Prozeß verwickelt, worauf er nach Breslau floh, wo er Erzieher beim Erbprinzen von Schönaich-Carolath wurde und 1791 zur protestantischen Kirche übertrat. Einige Jahre später ging er nach Berlin, trat dort, außer mit Rambach, auch mit Fichte in Verbindung, erhielt auch von der preußischen Regierung eine Anstellung, verlor diese aber nach der Schlacht bei Jena wieder und geriet in recht dürftige Verhältnisse, bis er 1809 einen Ruf an die Alexander-Newsky-Akademie bei Petersburg erhielt. Hier wirkte er zwar nicht lange, weil man ihm Kanteismus und Atheismus vorwarf, doch eröffnete man ihm andere Ämter, in denen er nach und nach bis zum Generalsuperintendenten und Kirchenrat der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Petersburg emporstieg, als welcher er 1839 starb. Neben seinen litterarischen Arbeiten für das „Archiv" verfaßte er besonders eine Reihe von Romanen, die hauptsächlich ihren Schauplatz in Ungarn und Österreich haben.

Das „Archiv der Zeit" brachte es bis auf 10 Bände; aber dem stattlichen Umfange entsprach der Inhalt nicht. Das Blatt schwankte hin und her, und nach ihm wechselte, wie Ludwig Geiger witzig bemerkt (Berlin, 2. Bd., S. 69), die Zeit gar oft ihren Geschmack. Neben geistreichen Schriftstellern öffnete es auch den oberflächlichsten Skribenten seine Spalten. „Die weiteste

Duldsamkeit, die urteilsloseste Vielseitigkeit war das Lebensprinzip des „Archivs" und seiner Leser."*) Zuerst war es gegen Goethe aufgetreten, dann nahm es die Angriffe zurück, und bald darauf konnte es bei der Aufführung der „Claudine von Villa Bella" mit der Musik von Reinhardt den „ersten Dichter der Teutschen" und den „ersten Componisten Teutschlands" nicht genug rühmen und erklärte: „Stück und Musik gehören zu dem Trefflichsten, was Teutschland in diesem Fache aufzuweisen hat." Schließlich geriet es bei der Besprechung eines Goethe-Bildnisses von F. Büry, wo der Dichter etwas außergewöhnlich in Scharlachmantel und blauem Unterkleide dargestellt ist, vollständig in Ekstase und rief aus: „Wenn das Ungewöhnliche dich, wie in der Gegenwart eines höheren Wesens, ergreift, so sage dir kühn: Das ist Goethe!" Mit vollen Backen stieß es auch für Tieck und die Schlegel in die Posaune. August Ferdinand Bernhardi, der Schildknappe der Romantiker, veröffentlichte eine lange, von kritischer Weisheit triefende Besprechung der Tieckschen „Genoveva", die er für ein „schlechthin vollendetes, absolutes Kunstwerk" erklärte, pries A. W. Schlegels Gedichte als wunderbare Schöpfungen, mit denen sich der Dichter „von der Form aus einen Weg zum Heiligtum der Dichtkunst bahne", und bewog Schleiermacher, für das „Archiv" eine anerkennende Besprechung von Friedrich Schlegels vielberufener „Lucinde" zu schreiben. Eine Verhöhnung Kotzebues, die wahrscheinlich auch aus der kritischen Feder Bernhardis stammte, lief recht kläglich aus. Kotzebue gab eine sehr energische Antwort, worauf die Redaktion den Angriff kleinmütig als eine Übereilung bezeichnete. Nur ganz gewöhnlicher Klatsch waren die satirischen Bilder, in denen der oberflächliche Daniel Jenisch unter dem Pseudonym Gottschalk Necker die Zustände von Berlin schilderte. In politischen Betrachtungen trat Franzosenhaß hervor, von dem besonders Feßler beseelt war. Überall fehlte aber die ernste, festgefaßte Gesinnung.

Die Erbschaft des „Archivs" suchte die „Eunomia" anzutreten, die Feßler zunächst mit Rhode, dann allein herausgab.

*) R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. S. 747 ff.

Sie kam aber über große Versprechungen nicht hinaus. Vorübergehend zog sie die Aufmerksamkeit dadurch etwas auf sich, daß sie sich gegen Schiller und Goethe wandte. In einer langen Abhandlung über den „Wallenstein“ (Jahrg. 1801, Jan.) heißt es: „Die Kritik weiß nicht recht, was sie aus „Wallensteins Lager“ machen soll. Die Offiziere Wallensteins, so wie nachher auch er selbst, zeigen sich mehr als geübte Schulredner und wetteifern in philosophischen Sentenzen und glänzenden Bonmots, worüber indes die Zuschauer ebenso, wie die handelnden Personen, die wahre Angelegenheit gänzlich vergessen.“ Und weiterhin wird gesagt: „Schiller scheint es wohl gefühlt zu haben, daß es ihm in den „Piccolominis“ und in „Wallensteins Tod“ nicht ganz gelang, die wahre Größe seines Helden darzustellen. Deswegen schickt er uns hier ein Vorspiel, das Lager, voraus, das den Zuschauer von jener Größe überzeugen soll. Dieses Vorspiel scheint also in Schillers Geist ein Nachspiel gewesen zu seyn, und dieses nöthige, aber nicht glückliche Supplement des ganzen Charakters Wallensteins stellt er jetzt an die Spitze und läßt uns darin so viele Versicherungen von Anderen darüber hören, bis wir es endlich, aber nicht zum Vorteile der beiden übrigen Stücke, zu glauben anfangen.“ Ähnlich wird über die „Maria Stuart“ geurteilt. „Die Form, in welcher der Stoff im ganzen dargestellt wird“, heißt es dort, „und die einzelnen sich widerstrebenden Bestimmungen desselben lassen keinen Total-Eindruck zu, den man aus der Vorstellung mit nach Hause nähme.“ Bei Goethe wurden dessen Kunstansichten bemängelt. Der Verfasser dieses Artikels war der Bildhauer Johann Gottfried Schadow.

Auch der Versuch Bernhardis mit der Quartalsschrift „Kynosarges“ (Berlin 1802) schlug fehl. Das Journal wurde wohl besonders wegen des schwerfälligen philosophischen Aufsatzes über die Erziehung abgelehnt, den der Herausgeber gleich im ersten Hefte brachte, und über den selbst Friedrich Schlegel scherzte, indem er von dem „dickhäutigen, bierschweren Bernhardi“ sprach.

Die Zeitschrift von K. L. von Woltmann, „Geschichte und Politik“, von der von 1800 bis 1805 sechs Bände, jeder zu 12 Stücken, in Berlin erschienen, blieb bei der Oberflächlichkeit

der Urteile und der überschwenglichen Bewunderung Napoleons, in der sich Woltmann fortwährend erging, fast ganz unbeachtet.

Wesentlich gediegener und darum auch in weiten Kreisen beliebt war die originelle Monatsschrift „Frankreich“, die von 1795 bis 1805 in Altona in 32 Bänden erschien und nur aus Pariser Briefen bestand, die von Freunden und Bekannten des Herausgebers an diesen gerichtet waren. Die Monatsschrift wollte also dem allgemeinen Verlangen entsprechen, möglichst viel von der französischen Hauptstadt, die damals im Mittelpunkte alles Interesses stand, und überhaupt von Frankreich in der bequemsten Form zu erfahren. Weder der Herausgeber noch die Verfasser der Briefe wurden jemals genannt und sind wohl auch lange weiteren Kreisen unbekannt geblieben. Neuerdings hat M. Plehn bei seinen Studien über die französische Landwirtschaft vor hundert Jahren die Zeitschrift sorgfältig durchforscht, weil sie u. a. wichtige Mitteilungen über den Ackerbau und die wirtschaftliche Lage Frankreichs zu Ende des 18. Jahrhunderts enthält, und dabei auch in handschriftlichen Nachlässen sowohl jenen Persönlichkeiten nachgespürt, die die Monatsschrift herausgaben, wie auch denen, die für sie schrieben.*) Gegründet wurde das Journal von dem Altonaer Gelehrten Peter Poel, der noch heute durch seine Lebensbeschreibung „Bilder aus vergangener Zeit“ bekannt ist, und dem Kapellmeister Johann Friedrich Reichardt, der 1795 in Altona lebte, aber schon 1796 nach Halle übersiedelte. Es ist also in der Hauptsache nur Poel gewesen, der die Monatsschrift leitete. Die Mitarbeiter waren in erster Linie die gebildeten Hamburger der damaligen Zeit, welche Reisen nach Paris unternahmen, der Kaufherr Sieveking, der Professor Büsch, Poels Schwiegervater, der später viel genannte Hamburger Patriot Ludwig Heß, Georg Kerner, der Sekretär des französischen Gesandten Baron Karl Friedrich Reinhard, u. a., sodann viele Franzosen, Matthieu Dumas, die Lameths, d'Aiguillon, Abbé Louis, Talleyrand, Lafayette, die als Flüchtlinge teils vorüber-

*) M. Plehn, Die französische Landwirtschaft vor hundert Jahren. (Voss. Ztg. 1897, Sonntagsbeilage Nr. 13.)

gehend, teils längere Zeit in Hamburg gelebt und in dem gast-
freien Poelschen Hause verkehrt hatten, und endlich Deutsche, die
sich dauernd oder doch für einige Zeit in Paris niedergelassen,
wie der Professor Karl Friedrich Cramer aus Kiel, Cramers
Schwager Eitzen, Detlev Friedrich Bielfeld, bekannt durch sein
Heldengedicht „Thuiskon", und Wilhelm Hensler, der Stiefsohn
des Kapellmeisters Reichardt. Der letztere steuerte die mit einem
W gezeichneten „Briefe eines Nordländers" bei, die sich besonders
mit der französischen Landwirtschaft zur Zeit der Revolution be-
schäftigen und die günstige Lage der französischen Bauern schil-
dern. Auf einer Wanderung durch die ehemalige Touraine fand
er überall wohlgepflegtes Land; in die Ebene von Etampes
wünschte er alle die „verkehrten Ausländer" führen zu können,
die Frankreich als unangebaut und ausgehungert verschrieen.
Diese Angaben sind um so bemerkenswerter, als Heinrich von
Sybel in seiner „Geschichte der französischen Revolution" die
Lage der französischen Landleute um 1796 als eine besonders
verzweifelte darstellt. Auch sonst noch bietet das Journal viele
wertvolle Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte, was auch
z. B. von Varnhagen von Ense in seinen „Denkwürdigkeiten", von
Steffens in seinen Memoiren „Was ich erlebte", von Lorenz Meyer
in seinen „Fragmenten" und von noch manchem anderen rühmend
hervorgehoben wurde. Trotzdem hat man diese wertvolle Quelle
bisher wenig ausgebeutet; nur Adolf Schmidt schöpfte aus ihr
bei Abfassung seines großen Werkes über die Pariser Zustände
während der Revolutionszeit in ausgiebiger Weise. Im Jahre
1805 wurde die Monatsschrift aus uns unbekannten Gründen
verboten.

Einen ähnlichen Zweck wie die Monatsschrift „Frankreich",
verfolgte die Zeitschrift „London und Paris", nur erweiterte
sie ihren Gesichtskreis bis zur Themse. Sie wurde von Friedrich
Justin Bertuch in Weimar, in dessen Verlage bereits seit 1787
das „Journal des Luxus und der Mode" erschien (vergl. Bd. 1,
S. 255), ins Leben gerufen. Durch das „Journal des „Luxus
und der Mode" besaß Bertuch schon mannigfache Verbindungen
in den beiden Hauptstädten, so daß für die Gründung des neuen

Unternehmens nicht viel Schwierigkeiten bestanden. Alljährlich erschienen zwei Bände zu 8 Stücken in Lexikonoktav, geschmückt mit vielen meist bunten Bildern. Am Schlusse eines jeden Jahrganges wurde noch ein sorgfältig hergestelltes Register der beiden Bände geliefert. Der Name des Herausgebers blieb unerwähnt. Das Journal begann mit dem Jahre 1798. Im allgemeinen wollte die Zeitschrift nur angenehm über die beiden Städte London und Paris unterhalten; die Politik sollte unberührt bleiben. Das war aber bei dem so bewegten politischen Leben ganz unmöglich; gewisse Konzessionen mußten wohl oder übel gemacht werden, und darum wird denn auch einmal gelegentlich erklärt: „Das Journal ist zwar nicht tiefen politischen Untersuchungen über wichtige Staatsereignisse gewidmet, aber doch solchen Schilderungen, die da zeigen, welchen Einfluß diese großen Begebenheiten auf den Geist des Volkes, auf seinen Charakter, auf seine Sitten u. s. w. hatten." So wurden neben harmlosen Karikaturen über die Harmonie vor und nach der Heirat, über die Unfälle durch das Tragen von Regenschirmen in Paris, „wo auch in der freien Luft jedem Einwohner nur soviel Raum gestattet wird, als er braucht, sich an seinem Nachbar vorbeizudrängen" und die „musards de la rue du Coq" (die Gaffer vor Martinets Karikaturenladen, ein köstliches buntes Kostümbild) auch gar manche gebracht, aus denen ein beißender Spott sprach. So wurde in dem Bilde „Die litterarische Gesellschaft" eine damals viel genannte Madame Constance lächerlich gemacht, in der Karikatur „Ihr Künstler seht hier euere Richter" die Knebelung der Presse in Frankreich geschildert und dabei über die „höchst unwürdigen Verdrehungen, die man sich beim Einrücken fremder Artikel gestattet", geklagt. Auch in den Aufsätzen fand sich manch offenes Wort, und zudem wurde das Buch „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate", das außerordentliches Aufsehen machte und sofort in Frankreich verboten wurde, warm empfohlen und als „heilsam" gerühmt. Da war es denn ganz natürlich, daß die französische Regierung dem unbequemen Journale das Lebenslicht auszublasen suchte, und hierbei fand es bei der weimarischen Regierung nicht den entsprechenden

Widerstand. Unter dem 10. Juli 1804 meldet Bertuch an seinen Freund Böttiger in Dresden, daß sich ein Ungewitter über „London und Paris" zusammengezogen habe, daß er sich aber zu helfen wisse. Er werde die Zeitschrift mit dem neuen Jahrgange nach Halle in seine dortige neue Handlung verlegen. „Daß ich dort sicher bin", heißt es dann weiter, „versicherten mich Schmalz, Schütz und Madeweiß, die ich darüber sprach, und bewiesen mir dies durch den neuesten Fall mit dem Buche „Napoleon Bonaparte", dessen Verbot in den preußischen Staaten Talleyrand durch den Gesandten Luchesini verlangte. Der König aber ließ darauf antworten, dies Buch jetzt erst zu verbieten, sei lächerlich und viel zu spät, Libelle, die bei guter Sache von selbst hinfielen, zu unterdrücken.... Er liebe und schätze Geistesfreiheit in seinen Staaten, und folglich müsse er sich diese Zumutung verbitten. Kurz: Luchesini bekam über seine Ängstlichkeit eine Art Nase. Sie sehen daraus, daß ich „London und Paris" ganz sicher, ohne darüber in Berlin anzufragen, nach Halle verlegen kann." Und eine Woche später kann Bertuch dem Freunde ganz bestimmt mitteilen: „‚London und Paris' ist wirklich von Herrn (sic) Napoleon verboten, vom preußischen Adler aber schon in Schutz genommen." *)

In Halle wurde der Ton der Zeitschrift wesentlich freier; das zeigte sich in dem langen Artikel über den Aufenthalt des Papstes Pius VII. in Paris (1805, 2. Stück), in dem Berichte über die französische Presse, wo ausgeführt wird, daß der „Mercure de France" und das „Journal des Débats" „allem, was einer liberalen Idee auch nur von weitem ähnlich sieht, aus allen Kräften entgegenarbeiten, sie womöglich ins Lächerliche ziehen, weil dies bekanntlich in Paris die fürchterlichste von allen Waffen ist", und es dann schließlich heißt: „beide Journale werden von der nämlichen unsichtbaren Hand geleitet, stehen unter denselben unsichtbaren Oberen" (1805, Stück 2), in der Plauderei über die Gleichgültigkeit der Pariser in der Politik, „weil doch alles gerade so gehen muß, wie es der Hof für gut

*) Ludwig Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. S. 155.

befindet" (1806, Stück 2), und in noch vielem anderen. Die Karikaturen betreffen jedoch jetzt meist englische Verhältnisse; aus Frankreich können wahrscheinlich keine mehr bezogen werden, weil dort keine mehr erscheinen dürfen. Die von einem tollen Humor belebten englischen farbigen Bilder rühren von dem genialen Gillray her und behandeln die politischen Aktionen des Ministers Fox, die katholischen Bestrebungen in Irland, den „Triumph der Opposition und ihre Erhebung zur Hofpartei" (eine höchst ergötzliche Schilderung, wie sich die Partei in dezente Kostüme wirft) und vieles andere.

Mit dem Zusammenbruch Preußens mußte das Journal abermals zum Wanderstabe greifen. Es siedelte nach Rudolstadt über und erschien dort in alter Weise bis 1810. Dann änderte es den Titel in „Paris, Wien und London"; in den beiden nächsten Jahren nannte es sich nur „Paris und Wien" und dann bis 1815 „London, Paris und Wien", worauf es zu erscheinen aufhörte. Im ganzen umfaßt es 30 Bände, in denen eine Fülle von kulturgeschichtlichen Notizen, politischen Einzelschilderungen und sonstigen Angaben der mannigfachsten Art aufgespeichert ist. Es ist daher das ergiebigste Journal der in Rede stehenden Epoche.

Mit der „Zeitung für die elegante Welt", die von 1801 ab in Leipzig erschien, wollte der Herausgeber Karl Spazier etwas Besseres, Gediegeneres bieten, als in dem seichten, aber weit verbreiteten Bertuchschen „Journal des Luxus und der Mode" zu finden war, und brachte auch die nötigen Eigenschaften dazu, ein reiches Wissen und einen feinen Sinn für das Schöne und Anmutige, mit. Ursprünglich hatte er sich dem Lehrerberufe und der Musik gewidmet. Geboren am 20. April 1761 zu Berlin, studierte er in Halle Philosophie und Theologie, wirkte dann als Lehrer in Dessau, als Professor in Gießen und Neuwied, wo er den Hofratstitel vom Fürsten erhielt, wurde 1791 Lehrer der deutschen Sprache an einer Handelsschule in Berlin, gründete dort 1793 bei seiner ausgesprochenen Neigung für Musik die „Berlinische musikalische Zeitung", die er 1794 herausgab, schrieb Verschiedenes über Pädagogik, Philosophie und Musik

(gab u. a. die Selbstbiographie von Dittersdorf und „Gretrys Versuche über den Geist der Musik“ heraus) und komponierte eine Anzahl Lieder, darunter „Stimmt an mit hellem hohen Klang“ von Claudius. Das alles verschaffte ihm einen bedeutenden Namen, so daß er 1796 als Lehrer und Erzieher an das Dessauer Philanthropin berufen und 1797 zum Mitdirektor der berühmten Anstalt ernannt wurde. Doch gab er 1800 diese Stelle auf und siedelte nach Leipzig über, wo er nun die „Zeitung für die elegante Welt“ ins Leben rief, aber bereits am 19. Januar 1805 starb.*)

Beim Beginn des Journals stellte Spazier den Grundsatz auf, „unter keiner Bedingung jemals die Blätter der Zeitschrift mit Streitigkeiten anzufüllen“ und „sich zu keiner Partei zu schlagen“; allein bei dem so zerklüfteten Partei- und Cliquenwesen konnte es nicht fehlen, daß der Herausgeber einmal eine Meinung äußerte, die irgend einem Parteigänger nicht gefiel. Einer der gröbsten dieser Kampfshähne, Gabriel Merkel, ein Freund Kotzebues, fuhr denn auch sehr bald auf die „Zeitung für die elegante Welt“ los, und nun sah sich Spazier genötigt, bei den Gegnern Kotzebues, den Romantikern, Unterstützung zu suchen. Diese kamen auch dem Bedrängten sehr gern zu Hülfe, denn sie besaßen, seitdem das „Athenäum“, das „Archiv der Zeit“, die „Eunomia“ und das „Kynosarges“ eingegangen waren, gar kein Sprachrohr mehr und nahmen mit der ihnen eigenen Ungeniertheit sehr bald von dem ganzen Blatte Besitz. Von 1802 ab kann die „Zeitung für die elegante Welt“ als das ausgesprochene Organ der Romantiker gelten, in welchem Bernhardi seinen kleinen Heckenkrieg gegen Kotzebue und Merkel fortsetzt, August Wilhelm Schlegel das Berliner Theater und die Berliner Kunstausstellung in graziösen und witzigen Plaudereien bespricht, wobei er seine besondere Ästhetik und den Gegensatz des antiken Stils zum romantischen entwickelt, Caroline Schlegel, die Frau August Wilhelms, die Weimarische Aufführung von dessen vielbesprochenem Schauspiel „Ion“ mit weiblicher Beredsamkeit schildert, und wo dem Olympier Goethe

*) Zeitung für die elegante Welt, 1805, 15.

ein ganz besonderer Altar errichtet wird. Auch fallen die Opfer, die ihm auf diesem dargebracht werden, immer sehr reichlich aus. Das herzlich unbedeutende Gelegenheitsstück „Paläophron und Neoterpe" wird als „vortrefflich" gerühmt und an die Besprechung ganz unvermittelt ein bombastisches allgemeines Preisen der Verdienste Goethes geknüpft. „Wir empfinden so tief", heißt es da, „was wir, auch in Rücksicht des Theaters, sowie in mancherlei andern Dingen und Kunstgeschmacks-Sachen, waren, und was wir jetzt durch Ihn — sind, daß wir ihm gern diesen Dank bezeugen, da er über Lob viel zu weit erhaben ist. Ihm haben die Musen die Lorbeerkränze, die ihm gehören, schon längst gereicht, und sie werden wohl fortblühen, wenn die Strohkränze der Volksbelustiger (dieser Hieb ging natürlich auf Kotzebue) sich längst von ihren platten Stirnen abgeschillert haben werden." (1803, 3. Febr.) Und die „Natürliche Tochter" ist nach der Zeitung das Großartigste und Herrlichste, was bisher geschaffen wurde. „Daß doch alle Gemüther empfänglich wären für die Hoheit des Plans", schreibt der Referent, „für den glänzenden Flor der reinsten Schönheit, der durch das Ganze hinblüht; daß es keinen gäbe unter den Gebildeten, der sich nicht ergriffen fühlte von dem Zauber dieser Ideale, von der hehren Architektur dieser Komposition! Was sich hier weiter sagen ließe, wäre eitel, und da eine kritische Würdigung weder diesem Blatte, noch diesem Augenblicke angemessen sein möchte, so bliebe nur übrig, sich an allgemeines Lob zu halten, was in mehr als einer Rücksicht jederzeit das Vortreffliche entweiht. Eher ließe es sich rechtfertigen, auf die Perlenmilde der Diktion aufmerksam zu machen, der unsere Litteratur nichts Gleiches entgegensetzen kann, es wäre denn von den Werken desselben Dichters." (1803, 1. Nov.) Dagegen erfährt Schiller bei der Abneigung, die unter den Romantikern gegen ihn herrschte, stets Mißachtung und selbst herben Tadel. Der „Tell" wird als ein Stück geschildert, das den übrigen Dramen Schillers „weit nachstehe"; der zweite Akt ist dem Kritiker viel zu breit, da sich die Mannen dort „ewig um den entscheidenden Punkt in geschwätziger Passivität herumdrehen", und im vierten kommt ihm der Monolog Tells sogar „lächerlich"

vor (1804, 13. Okt.). Die nationale Bedeutung des Stückes wird nicht erkannt. Nach Schillers Tode aber brachte die Zeitung eine (später von allen Schillerbiographen benutzte) Korrespondenz aus Weimar, in der das Begräbnis des berühmten Toten und der Trauergottesdienst in der Jakobskirche in erschütternder Weise geschildert wird. Der Artikel schließt: „Tausende hat sein Geist gelabt und gestärkt; — waren sie dankbar dafür?" Die Redaktion scheint nicht empfunden zu haben, daß auch sie sich mit unter denen befand, die der Vorwurf traf.

Nach dem Tode Spaziers ging die „Zeitung für die elegante Welt" an August Mahlmann über, der sie bis 1816 redigierte; sie verflachte sich unter diesem aber rasch und verlor vollständig ihre Bedeutung; doch erlebte sie noch einmal eine kurze Nachblüte unter dem Jungen Deutschland. Wir werden also bei Behandlung der dreißiger Jahre noch einmal auf sie zurückkommen.

Eine gewisse Ergänzung zur „Zeitung für die elegante Welt" bildete das „Magazin des neuesten französischen und englischen Geschmacks in Kleidungen", das vom 1. Januar 1798 mit bunten Modekupfern im Leipziger Industrie-Kontor zum Preise von sechs Thalern für den Jahrgang erschien und neben den Modeberichten auch mancherlei „dem Frauenzimmer" gewidmete belehrende und unterhaltende Artikel brachte. Einige Jahre später erhielt die Wochenschrift den Titel: „Charis, ein Magazin für das Neueste in Kunst, Geschmack und Mode, Lebensgenuß und Lebensglück". In dieser Zeit waren der Magister H. A. Kerndörffer, ein äußerst fruchtbarer Romanschriftsteller, und der Litterat M. A. Berrin ihre Redakteure. Mit dem 1. Oktober 1806 erhielt sie den Namen „Allgemeine Modenzeitung", den sie noch heute trägt. Eine besondere Zierde der Zeitschrift bilden die Stahlstichporträts hervorragender Zeitgenossen. Ihren vornehmen Ton erhielt sie durch den langjährigen Redakteur August Diezmann (geb. 1805, gest. 1869). Seit 1839 erschien sie im Verlage der Baumgärtnerschen Buchhandlung, seit 1866 ist sie Eigentum der Dürrschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

---

2. „Der Freimütige“ von Kotzebue und Merkel. Gegner der Romantiker und Goethes. Bringt die Differenzen Goethes mit Kotzebue zur Sprache und sucht Goethe zu diskreditieren. Wendet sich schließlich der Politik zu. „Elysium und Tartarus“ von Johannes Falk. Wird von echt patriotischem Geiste getragen. Vorgehen Goethes und Voigts gegen Falk.

Je lauter und kecker die Romantiker in der „Zeitschrift für die elegante Welt“ wurden, desto mehr mußte sich naturgemäß bei Kotzebue eine gewisse Erregung geltend machen. Unmöglich konnte er diesem Treiben in der litterarischen Arena auf die Dauer stillschweigend zusehen. Es verlangte ihn nicht nur, auf die beständigen Angriffe Bernhardis zu antworten; er wollte auch die Weihrauchwolken, in die der ihm so verhaßte Olympier in Weimar eingehüllt wurde, nach Möglichkeit auseinanderblasen. Zu diesem Zwecke gründete er in Berlin die Zeitschrift „Der Freimütige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser“. Das Blatt erschien vom Januar 1803 ab viermal, später sogar fünfmal in der Woche in je 2 Quartblättern mit Kunst und Musikbeilagen, später auch mit der Inseratenbeilage „Litterarischer und artistischer Anzeiger“ in für die damaligen Verhältnisse sehr vornehmer Ausstattung. Auf der Stirnseite prangte die Silhouette Aristides', des Gerechten.

Als Mitherausgeber beteiligte sich bereits 1803 der schon wiederholt genannte Gabriel Merkel, ein 1769 zu Lodiger geborener Livländer, an dem Unternehmen. Mit ihm erhielt Kotzebue eine für seine Zwecke ganz vorzügliche Hülfskraft. Auch Merkel war ein geschworener Feind der Romantiker und ein Gegner Goethes und Schillers, ein Schriftsteller von prickelndem Gestaltungsdrange, aber von unzulänglichem Schaffensvermögen. Um die Brüder Schlegel mit aller Heftigkeit bekämpfen zu können, hatte er von 1801 bis 1803 eine periodische Schrift „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Litteratur in Deutschland“ in 26 Stücken in Berlin herausgegeben und darin das „Athenäum“ als einen „Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere darstellen möchten“, und den Roman „Lucinde“ von Friedrich Schlegel als einen „Mistkäfer“ bezeichnet, weiterhin ein Unterhaltungsblatt „Ernst und Scherz“

ins Leben gerufen, das nun mit dem „Freimütigen" vereinigt wurde. Der Titel lautete jetzt: „Der Freimütige und Ernst und Scherz".

Von den sonstigen Mitarbeitern sind besonders Böttiger (der sich ein Jahreshonorar von 400 Thalern erschrieb), August Lafontaine, der beliebte Romanschriftsteller, Friedrich Laun (Schulz), Fr. Kind, J. Ch. F. Haug, Karl Witte, der Vater, und Therese aus dem Winkel zu nennen. Wieland konnte sich, trotz wiederholter Aufforderung, nicht entschließen, einen Beitrag einzusenden.

Der Inhalt der Zeitschrift zeichnete sich durch Eleganz, Frische und Witz aus. „Das Blatt war", urteilt Ludwig Geiger*), „für Berlin jedenfalls eine völlige und erwünschte Neuerung. Es belehrte durch seine kurzen Notizen und seine längeren Aufsätze in recht unterhaltender Weise über die Vorgänge auf den Gebieten der Politik, Litteratur und Kunst, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in fremden Ländern. Es bewies eine nicht abzuleugnende journalistische und redaktionelle Geschicklichkeit. Es soll nicht abgeleugnet werden, daß Kotzebue und Merkel dem Skandal nicht abhold waren, aber man thut ihrem Blatte großes Unrecht, wenn man es zu den Skandalblättern rechnet." Immerhin waren es gerade die vielen bissigen Angriffe auf Goethe und die zahllosen Streiche, welche gegen die Gebrüder Schlegel geführt wurden, mit denen die Zeitschrift Aufsehen erregte und rasch einen großen Leserkreis gewann. Schon Mitte 1804 wurden 2000 Exemplare abgesetzt.

Die Angriffe auf Goethe begannen bereits in der dritten Nummer des „Freimütigen", wo Kotzebue unter dem 4. Januar 1803 über „eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre", berichtet. Er mußte dabei auf ein litterarisches Ereignis zurückgreifen, über das schon ein volles Jahr hinweggegangen war.

„Im vorigen Winter", so begann der Artikel, „brachte Herr von Goethe das Schauspiel „Ion", nach Euripides, von Herrn A. W. Schlegel, in Weimar auf die Bühne. Herr Oberkonsi-

*) Berlin 1688—1840, Bd. II, S. 153.

storialrat Böttiger, der, wie bekannt, mit dem Geiste wie mit der Sprache der Griechen sehr vertraut ist, verglich den deutschen „Ion“ mit dem griechischen Original, fand, oder — wenn man lieber will — glaubte zu finden, daß der erstere dem letzteren weit nachstehe, und nahm sich vor, in dem „Journal des Luxus und der Mode“, dessen Redakteur er ist, einige Worte darüber zu sagen.“ Es wird dann betont, daß Böttiger „mit der ihm eigenen Urbanität“ der Theaterdirektion für die geschmackvolle Inszenierung gedankt habe, worauf es weiter heißt: „Nachdem er auf diese Weise, nicht ohne eigenes Vergnügen, Gerechtigkeit geübt, ging er auf das Stück selbst über, stellte es mit dem Original zusammen, zeigte die oft unglücklichen Abweichungen, nahm seinen alten Vertrauten, den Euripides, in Schutz und verweilte mit leisem, anständigem Spott bei mehreren Unschicklichkeiten. Diese Beurteilung ließ er in einem Stücke des „Moden-Journals“ abdrucken, welches eben aber unter der Presse war. Herr von Goethe erfuhr das zufälliger Weise. Er schrieb sogleich ein Billet an Herrn Legationsrat Bertuch, Herausgeber des Journals, mit dem Ersuchen, ihm die bereits fertigen Bogen zur Durchsicht zu schicken, ehe das Journal ausgegeben würde. Dies geschah noch an demselben Vormittag, und schon in der Mittagsstunde erhielt Herr Legationsrat Bertuch ein zweites Billet, des drohenden Inhalts: ‚Daß, wenn dieser schon gedruckte Bogen nicht *sogleich kassiert* werde, Herr von Goethe zu dem Herzoge gehen und um seine Entlassung von der Direktion des Theaters ansuchen wolle‘. — Dabei wurde ein peremtorischer Termin, nämlich bis 4 Uhr nachmittags, angesetzt, mit der wiederholten Drohung, daß, wenn man bis dahin sich dem Willen des Herrn von Goethe nicht gefügt habe, alsdann der Gang zu dem Herzoge wirklich gemacht werden solle. Wir glauben nicht zuviel vorauszusetzen, wenn wir vermuten, daß der Empfänger dieses Billets sich sehr darüber wunderte. Er ging sogleich selbst zu dem Herrn von Goethe, um ihn durch Vorstellungen, die wir wohl nicht anders als *vernünftig* nennen können, auf andere Gedanken zu bringen; aber vergebens. Herr von Goethe äußerte vielmehr einen so unbegreiflichen Zorn, daß er dadurch bewies:

der größte Dichter sei nicht immer der größte Philosoph. Herr Legationsrat Bertuch sah sich nun — aus Rücksichten, die in seiner Lage sehr begreiflich und verzeihlich sind — genötigt, nachzugeben und den Bogen wirklich zu kassieren. Herr von Goethe fügte noch das Verlangen hinzu, daß künftig im „Moden-Journal" über das Weimarische Theater nichts anderes mehr gesagt werden solle, als was er selbst schrieb, und welchem folglich die höchste Glaubwürdigkeit zukomme." Es wird dann noch hinzugefügt, daß sich Goethe auch an Wieland gewandt habe, damit die Rezension nicht etwa im „Mercur" erschiene, worauf Kotzebue schließt: „Das ist das Faktum, dessen Wahrheit wir, leider, verbürgen können. Man wird leicht glauben, daß in Weimar nur Eine Stimme darüber war, und daß selbst die zahlreichen Verehrer des Herrn von Goethe den Kopf mißbilligend schüttelten. Einige sonst getreue Unterthanen, die es gewiß gerne sehen würden, wenn das Fürstentum Weimar ein großes Königreich wäre, wünschten sich doch diesmal Glück, daß die Grenzen, auf welche Herr von Goethe sein Interdikt einschränken mußte, nicht allzu groß wären. Andere fragten, wie Herr von Goethe es aufgenommen haben würde, wenn seine etwas derbe Satire ‚Götter, Helden und Wieland', oder seine noch derberen Xenien (die er in reiferen Jahren geschrieben hat) im Manuskript, durch einen Machtspruch ohne alle Gründe, unterdrückt worden wären? Noch andere machten ein etwas boshaftes Dilemma. ‚Entweder', sagten sie, ‚ist die Rezension des Herrn Ober-Konsistorialrats Böttiger schlecht, oder sie ist gut: im ersteren Falle wird ein großer Mann, wie Goethe, sich nicht darum kümmern; im zweiten sollte dieser große Mann sie nicht unterdrücken?' Endlich gab es in Weimar auch noch einen nicht unbeträchtlichen Teil von getreuen Unterthanen, die an der Sache selbst weiter keinen Anteil nahmen, aber aus Patriotismus wünschten, Weimar, welches so oft das deutsche Athen genannt wird, möge nicht durch eine seiner größten Zierden in den übeln Ruf kommen, daß man sich daselbst nicht unterstehen dürfe, ein öffentlich ausgestelltes Kunstwerk freimütig, ohne Verletzung des Anstandes, zu beurteilen. — Wir wünschten von ganzem Herzen, daß Herr von Goethe selbst zu

seiner Rechtfertigung etwas über diesen außerordentlichen Vorfall bekannt machen möchte. Hierzu fordern wir ihn im Namen seiner durch ganz Deutschland zerstreuten Verehrer auf, die untröstlich darüber sein würden, wenn sie von ihrem Lieblingsdichter eine Handlung glauben müßten, die wir — freimütig gesprochen — weit lieber von einem Großvezier erzählt haben würden."

Auf diese äußerst geschickt beigebrachten Nadelstiche reagierte Goethe natürlich nicht, und Kotzebue hatte das auch offenbar gar nicht erwartet, denn schon sechs Tage später rückte er mit seinem zweiten und jetzt bereits viel gröberen Angriffe heraus. Er hatte dazu die Aufführung von Friedrich Schlegels Trauerspiel „Alarkos" in Weimar gewählt, die natürlich in der „Zeitung für die elegante Welt" höchlich gelobt worden war. Hieran knüpft Kotzebue an und schreibt — wir citieren mit einigen Abkürzungen —: „Zur Steuer der Wahrheit muß ein Augenzeuge erklären, daß jene Behauptung eine Verleumdung für die geschmackvollen Einwohner von Weimar enthält. — Das Weimarische Publikum hatte schon soviel von „Alarkos" schwatzen hören, daß es allerdings mit großer Neubegier zu der ersten Vorstellung strömte. Ehe wir aber weiter erzählen, müssen wir den Leser mit einigen Einrichtungen des dortigen Schauspielhauses bekannt machen. Alle lauten Zeichen des Mißfallens sind verboten; man darf nur klatschen. Auch hieran nehmen die Logen selten teil; das Parterre allein klatscht oder schweigt. Vor Pochen, Pfeifen oder Zischen haben sich also weder Autor noch Direktion zu fürchten. Das ist aber nicht genug; bei gewissen Stücken ist auch das finstere Schweigen von unangenehmer Bedeutung. — Um nun mit Anstand ein gebührendes Klatschen zu bewirken, hat der Herr Directeur, ungefähr in der Mitte des Parterre, sich einen ausgezeichneten runden Sessel machen lassen, auf welchen er sich im Notfall setzt, die Arme so hoch als möglich in die Höhe streckt und so laut als möglich das Signal zum Klatschen giebt. Da nun der Herr Directeur zugleich in anderer Rücksicht bedeutenden Einfluß hat, so geben alle diejenigen wohl auf ihn acht, die jenen Einfluß scheuen, oder gern benützten, und sobald das Signal erschallt, stimmen sie pflichtschuldigst ein. Da aber

doch der „Alarkos" jedem Gefühl des Beifalls gar zu offenbar widerstrebte, so konnte die eifrigste Bemühung, die man dem Herrn Directeur nachrühmen muß, es an diesem Abend nicht weiter bringen, als daß höchstens sechs bis acht Paar Hände dann und wann sich *verstohlen* hören ließen, denn die Eigentümer dieser Hände konnten eine gewisse Scheu doch nicht überwinden. Das ganze übrige Publikum blieb still und ernst und war durch nichts in seinem Verzweiflung erregenden Schweigen zu stören. — So wurde denn das Stück ruhig fortgespielt bis gegen das Ende. Am Ende aber, da sie hinsterben wie die Fliegen, kommt unglücklicherweise ein Bote und erzählt von dem König:

„Aus Furcht zu sterben, ist er gar gestorben!"

Diese Zeile durchzuckte die ganze Versammlung wie ein elektrischer Funke: es war ein allgemeines Ersticken zu befürchten, wenn man das Lachen noch länger zurückzwingen mußte, und in dieser höchsten Not vergaß man den runden Stuhl samt dem, der darauf saß: durch ein lautes schallendes Gelächter machte das Publikum sich plötzlich Luft. Umsonst wandte der Herr Directeur sich ganz gegen das Publilum (Referent hat es selbst gesehen), umsonst gebot er mit zornigen Blicken und lautem Zischen Ruhe: er mußte den Sturm austoben lassen, und erst, nachdem die Thränen des Lachens getrocknet waren, neigte sich das Stück ruhig zum seligen Ende. Als der Vorhang fiel, wurde das Signal wieder von allen denjenigen befolgt, die es für ihre Pflicht hielten, und deren wohl ein Dutzend sein mochte. Die übrigen sahen einander an, zuckten die Achseln und gingen still nach Hause."

Diese beiden Artikel des „Freimütigen" machten ein ungeheures Aufsehen in der litterarischen Welt; in allen Salons sprach man davon, und viele stellten sich auf Kotzebues Seite. Denn seit längerer Zeit liebte es Goethe, sich als Jupiter tonans, oder als kühl abweisender Hofmann zu zeigen, was manchen verletzte; zudem war man der Ansicht, daß die große Gunst, die er den Gebrüdern Schlegel erwies, von diesen in geschickter Weise erschlichen worden sei. Seit Jahren ergingen sich die Brüder in überschwengligstem Lobe über die Dichtungen Goethes; August Wilhelm schrieb eine lange Abhandlung über „Hermann und

Dorothea" für die „Allgemeine Litteraturzeitung", Friedrich eine solche über „Wilhelm Meister" für das „Athenäum", und auch sonst verbreiteten sie den Ruhm des Olympiers, wo und wie sie nur konnten. Sie brachten die großen Schlagworte der damaligen Kritik auf: „Goethes rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie", bei Goethe befinden wir uns „auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelassen und rein ist", er ist der „wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" u. s. w.

Diese maßlosen Verhimmelungen verstimmten weite Kreise, besonders auch, weil man die Absicht herausmerkte. „Man streute wohl ehemals Goethen Weihrauch", schrieb Maximilian Klinger, „jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümieren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an solchem Gestank erstickte? Wären „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea" nicht von so gutem Atem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen sein? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sei etwas blässer dadurch geworden."

Wie Goethe über das Gebaren der Schlegel dachte, ist nicht genauer bekannt, doch darf wohl angenommen werden, daß er sich diesen so äußerst zuvorkommenden Kritikern einigermaßen verpflichtet fühlte und besonders aus diesem Grunde „Jon" und „Alarkos" zur Aufführung brachte. Daß die Aufführungen Wagnisse waren, hatte ihm u. a. auch Schiller gesagt. Dieser fürchtete fast eine totale Niederlage, und nach der Aufführung von Friedrichs Stück hatte er mißmutig an seinen Freund Körner geschrieben: „Mit dem ‚Alarkos' hat sich Goethe kompromittiert; es ist seine Krankheit, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält."

Der boshafte Artikel Kotzebues traf also genau die Stimmung des großen Publikums und mußte Goethe und die Seinen auf das empfindlichste berühren. Doch antwortete der Dichter auch hierauf nicht; dagegen fingierte Kotzebue eine Antwort aus Weimar und druckte sie am 13. Mai 1803 im „Freimütigen" ab. „Was machen Sie, lieber Freund?" heißt es da mit der

unschuldigen Miene des Mephisto. „Warum greifen Sie uns in Ihren Blättern an? Haben wir das um Sie verdient? . . . . Sie irren, wenn Sie glauben, daß Herr von Goethe aus Despotie handle. Zwar gebe ich Ihnen zu, daß es ganz das Ansehen davon hat, und daß nichts in der Welt ihn berechtigen konnte, dem Publikum eine bereits gedruckte und für dasselbe bestimmte Rezension vorzuenthalten, weil sie einem seiner Bewunderer vielleicht weh thun konnte (darüber ist auch hier nur eine Stimme). Es kommt uns gerade so vor, als ob man jemand im Dunkeln vor ein Gemälde stellen und jeden, der ein Licht brächte, zur Thür hinausjagen wollte . . . . Trotz alledem behaupte ich aber doch ganz ernstlich, daß weit edlere Bewegungsgründe ihn bestimmten. Der kräftigste unter den deutschen Dichtern hat natürlich auch das kräftigste Gefühl für Freundschaft. Ja, nur aus Freundschaft und Dankbarkeit konnte ein Mann wie Goethe einen Augenblick vergessen, was er sich und der Welt schuldig ist. Die Leute, die nicht bloß, wie wir alle, an den echten Werken seines Genies, an seinem „Werther", der „Iphigenie", dem „Tasso" u. s. w. sich ergötzen, sondern ihn auch in der Nachtmütze bewundern, die Leute, die allenfalls auch das, was er im Schlafe spricht, eine Fortsetzung der „Zauberflöte", eine Weissagung der Bakis, einen Groß-Cophta u. s. w. zu poetischer Poesie erheben, müssen ihm natürlich lieber sein, als wir kältern Erdensöhne, die wir so eifersüchtig auf seinen Ruhm sind, daß wir gern leugnen möchten, er habe jene tauben Blüten fallen lassen. Die Hand aufs Herz, lieber Freund, das ist eine menschliche Empfindung, und — so groß auch Goethe ist, so bleibt er doch Mensch. Als Freund, als dankbarer Mensch nahm er den „Ion" und den „Alarkos" in Schutz und bediente sich derjenigen Macht, die ihm Gott verlieh, die neugeborenen Kindlein seiner Freude bei Ehren zu erhalten. — Ich weiß recht gut, daß Sie mir einwenden werden: noch vor wenigen Jahren habe Herr von Goethe einen heftigen Widerwillen gegen jene Verfasser geäußert; aber, lieber Freund, ist nicht gerade die Versöhnlichkeit ein neuer schöner Zug in seinem Charakter? — Kaum ist „Wilhelm Meister" zur Tendenz des Jahrhunderts erhoben worden, so ver-

gißt er edelmütig das Vergangene, reicht ihnen die Hand und deckt sie mit seinem Panier, sie, die des Deckens so sehr bedürftig sind .... Hören Sie also auf, lieber Freund, uns in Ihrem „Freimütigen“ anzutasten, und machen Sie eine Übereilung wieder gut, die wir hier sämtlich laut tadeln müssen, wenn wir auch im stillen u. s. w.“

Doch damit nicht genug, Kotzebue fügte an diese fingierte Korrespondenz auch noch eine „Antwort des Herausgebers“. Er bezeuge zwar, sagte er dort, daß er viele Schriften Goethes sehr hochschätze und das wahrhafte Genie in ihm aufrichtig bewundere. Ein blinder Anbeter sei er freilich nicht; er könne seinem Geschmacke nicht so enge Fesseln anlegen, um alles schön zu finden, was jenem so entschlüpft sei. Goethe habe ja mitunter sehr schwache Produkte geliefert, allein das sei ja wohl allen Genies aller Jahrhunderte zuweilen passiert. Man würde über dergleichen minderwertige Leistungen hinweggesehen haben, wenn nicht Goethe, durch Weihrauch betäubt, einen Ton in der Gelehrten-Republik angenommen hätte, die in einer Republik auch dem Ersten nicht gezieme. Fern sei es von ihm, Goethe, den liebenswürdigen Verfasser der „Iphigenie“ und des „Tasso“, verkleinern zu wollen, aber Goethe, den Despoten des Geschmackes, dürfe er nicht verehren. „Und wenn, wie Sie selbst gestehen, niemand widerlegt hat und niemand widerlegen kann, daß alle die gehässigen Dinge, deren ich ihn beschuldigt, buchstäblich wahr sind, dann dürfte und müßte der „Freimütige“ schweigen? Die unbestrittenen Lorbeeren, die Herr von Goethe um seine Schläfe gewunden, geben ihm das Recht, uns Schellenkappen aufzusetzen? — Ei mit nichten! — Was er sich erlaubt hat, läßt sich durch keinen „Tasso“ und durch keine „Iphigenie“ entschuldigen, und es ist daher gut und notwendig (auch bereits von ganz Deutschland, Weimar vielleicht ausgenommen, dafür anerkannt worden), daß dergleichen durchaus nicht ins Privatleben eingreifende Anekdoten bekannt gemacht werden, damit das Publikum seine Stimme laut erhebe, und Herr von Goethe, dadurch aufmerksam gemacht, das steife Gewand eines litterarischen Despoten von sich werfe und uns nur die Gestalt des allgemein geliebten und verehrten

Dichters wieder vor Augen stelle .... Kurz und gut, ich hab' es mit niemanden zu thun, als mit Goethe, und auch mit dem nur, wenn er fortfährt, uns als Kinder zu behandeln, die sich weißmachen lassen, ein Pfefferkuchen sei eine Mandeltorte.“

Diesen Angriffen mit schwerem Geschütz folgte ein längeres Kleingewehrfeuer. Zunächst zog Kotzebue einen Zwist hervor, den er vor vierzehn Monaten in Weimar mit Goethe wegen einer Verstümmelung seines Lustspieles „Die deutschen Kleinstädter“, das in Weimar zur Aufführung kommen sollte, gehabt hatte. Goethe habe an dem Stücke so viele Veränderungen vorgenommen, die durchaus keine Verbesserungen gewesen wären — er belegt dies durch Beispiele —, daß er sich um seiner Ehre willen veranlaßt gesehen habe, es zurückzuziehen. Dann zerpflückte er das Drama „Die natürliche Tochter“, das in Berlin zur Aufführung gekommen war. „Einzelne vortreffliche Stellen entschädigen nicht für die Langeweile“, schreibt er, „die mit bleiernem Fittich über dem Ganzen schwebt“. Endlich beschwerte er sich in seiner Weise über eine Verunglimpfung seiner Person. Es wurde ihm gemeldet, daß nach einer Aufführung der Weimarischen Truppe im Theater zu Lauchstädt der Schauspieler Haide bei der üblichen Mitteilung über die nächste Aufführung den Namen Kotzebue etwas zögernd und mit spöttisch-lächelnder Miene genannt habe. Diese Taktlosigkeit war nach seiner Ansicht „eine erbärmlich kleine Rache“ der Direktion, und er forderte das Weimarische Theater auf, künftig doch gar kein Stück mehr von ihm spielen zu lassen; er wußte dabei natürlich ganz genau, daß damals ein Repertoir ohne Kotzebue nicht möglich war.

Damit erreichte aber das Geplänkel, wenigstens für ihn, sein Ende. Er überließ die Redaktion des „Freimütigen“ vollständig seinem Freunde Gabriel Merkel und ging nach Paris. Merkel ließ es sich zwar ebenfalls angelegen sein, Goethe zu diskreditieren, wo es nur ging; so brachte er bereits im August 1803 einen Artikel, in welchem die Frage erörtert wurde: „Was fehlt Goethe, der erste deutsche Schriftsteller zu sein?“; bald aber wandte er sich mehr und mehr der Politik zu und zeigte hier bei nüchternem Urteil einen sehr klaren Verstand. Mit großem Eifer

trat er für umfassende Rüstungen ein, da die Macht Frankreichs beständig wachse und schon eine große Gefahr für Preußen geworden sei. Seine Stimme verhallte aber, wie so manche andere; Preußen brach im Oktober 1806 zusammen, und darauf mußte auch das Erscheinen des „Freimütigen“ eingestellt werden. Merkel selbst floh nach Rußland, und damit war seine Rolle ausgespielt. Zwar kehrte er noch einmal 1816 nach Berlin zurück, vermochte aber nicht wieder Fuß zu fassen. Die von ihm mit Hülfe von F. W. Gubitz ins Leben gerufene Zeitschrift „Ernst und Scherz oder der alte Freimütige“ ging schon nach Jahresfrist wieder ein. Bereits vorher hatte er sich wieder nach Rußland gewandt, wo er sodann auf seinem Gute Depkinshof bei Riga im Mai 1850 gestorben ist.*)

Noch wesentlich schärfer als im „Freimütigen“ gelangte in der Zeit bis 1806 die politische und besonders die antifranzösische Stimmung in dem Weimarischen Journale „Elysium und Tartarus“ zum Ausdruck; doch erschien dieses Blatt nur dreiviertel Jahre, vermochte also eine tiefere Wirkung nicht auszuüben.

Sein Herausgeber Johann Daniel Falk, gewöhnlich Johannes Falk genannt, stammte aus dem Osten, war 1770 in Danzig geboren, hatte sich besonders in modernen Sprachen und Musik gebildet, in Halle eine Zeitlang Theologie studiert und sich dann in Weimar der schriftstellerischen Laufbahn gewidmet. Vornehmlich war es Wieland gewesen, der sich seiner freundlich angenommen hatte. Die schriftstellerischen Leistungen hatten sich aber bisher nur auf Satiren beschränkt, die nicht sehr hoch standen und von Bernhardi, den Schlegel und Tieck arg zerpflückt wurden. In der Zeitschrift erhob sich Falk über sein bisheriges Niveau, zeigte eine tüchtige Gesinnung und bekundete ein sicheres Urteil über die Verhältnisse. Ursprünglich hatte er wohl nicht die Absicht, ein Journal mit politischer Grundstimmung heraus-

---

*) Julius Eckardt, Gabriel Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit. Berlin 1887. — F. W. Gubitz, Erlebnisse Bd. I. Berlin 1868. S. 319—332.

zugeben, denn in der Ankündigung vom 20. Dezember 1805 ist eine solche Tendenz nicht besonders hervorgehoben. Der ausführliche Titel lautete: „Elysium und der Tartarus (später bloß E. u. T.), Zeitung für Poesie, Kunst und neuere Zeitgeschichte." Das Blatt erschien zweimal in der Woche in Quart, die Mittwochsnummer wurde als „Elysium", die Sonntagsnummer als „Tartarus" bezeichnet, nicht selten aber auch eine Nummer „Elysium und Tartarus" überschrieben. Nach jedem Monat vereinigte man die Nummern zu einem Hefte und gab ihm einen besonderen Titel- und Registerbogen bei. Der Name des Herausgebers findet sich weder auf den einzelnen Nummern, noch auf den Umschlägen der Monatshefte. Auch die einzelnen Aufsätze weisen keine Verfassernamen auf, doch wird einmal auf dem Umschlage des Februarheftes gesagt, daß Wieland, Knebel, J. H. Voß, Meyer, Fernow und Gruber Mitarbeiter seien. Wie es scheint, sind 75 Nummmern erschienen; der Preis des Jahrganges sollte 6 Thaler sächsisch betragen.*)

Der Wert der Zeitschrift liegt nur in den politischen Aufsätzen, denn die litterarischen kommen über Auszüge, Rezensionen und Anekdotisches nicht viel hinaus, in den Abhandlungen und Betrachtungen über die Zeitverhältnisse aber offenbart sich ein warm quellendes Herz und ein heftiger Unwille über die verrotteten deutschen Zustände, aus denen notwendig eine Katastrophe hervorgehen müsse. Gleich in der ersten Nummer wird die ungeschickte Strategie des Generals Mack kritisiert, der sich mit 23800 Mann den Franzosen bei Ulm ergeben mußte. Allerlei wohlweise Abhandlungen über die Militärdisziplin verstünden die Deutschen wohl zu schreiben, bemerkt der Verfasser bitter, aber in der Praxis ließen sie sich in der schmachvollsten Weise von einem undisziplinierten Feinde überrumpeln. In der Nr. 3 knüpft der Herausgeber an den stolzen Tagesbefehl Nelsons: „England erwartet, daß jeder seine Schuldigkeit thut", und an

*) Wir folgen hier hauptsächlich Ludwig Geiger (Aus Alt-Weimar, S. 160—166), dem das Verdienst gebührt, zum erstenmale auf diese Zeitschrift aufmerksam gemacht zu haben. Weiteres findet sich in „Knebels Nachlaß", Bd. 2, S. 464 ff., und bei Haym, Die romant. Schule.

seinen heldenmütigen Tod an und fragt dann: „Warum fehlt uns Deutschen Gemeingeist?" Weiterhin wird dargelegt, daß der Grund, weshalb wir keine „deutschen Männer der Nation" besäßen, darin liege, daß jeder in kläglicher Kurzsichtigkeit immer nur seine Sonderinteressen verfolge. Ironisch wird hinzugefügt, bei uns sei der Possendichter Kotzebue der Mann der Nation. Mit Begeisterung wird der Kampf der Tiroler gegen Bayern verfolgt, und als Kaiser Franz einen neuen Orden für Bürgertugend stiftet, erhebt sich der Verfasser zu dem prophetischen Ausrufe: „Der Zeitpunkt ist da, wo weder die Stecknadeln der Stiefletten noch der Pedantismus der Wachtparaden den Staat von seinem Untergange retten kann .... Die Furcht vor dem Korporalstock ist dem Lorbeer nicht günstig, und das Regiment der Steigbügel muß aufhören, wenn der Reiter, mit seinem Pferde verwechselt, nicht zu diesem herabsinken soll. Es ist kein hohler Phantasietraum; nein, nein, ganz andere Beweggründe, wie diese, werden im 19. Jahrhundert die deutschen Armeen ins Feld führen!" Mut und Tapferkeit seien jetzt bei dem steten Vorwärtsdrängen der Franzosen die notwendigen Tugenden, mit denen sich die Deutschen wappnen müßten, aber statt sich mit diesem zu umgürten, besuchten sie Fichtes Vorlesungen, dessen Philosophie „nur die Kunst, selig zu leben, um ein Billiges eröffnet". Wolle man etwas lesen, so greife man zu Arndts „Geist der Zeit". Das sei „ein Buch, wie es wenige giebt, ernst, deutsch, gemütlich, stark, freimütig gegen alle und doch für keine Partei". Die einzige Hoffnung in dieser langen Zeit gewährt dem Verfasser das Königreich Preußen, das Land mit den großen Traditionen. Das werde sich nicht erobern lassen. — Doch kaum ist dieser Zuversicht Ausdruck gegeben, so zertrümmern auch schon die Kanonen Napoleons den Staat Friedrichs des Großen, und dabei nimmt auch die Zeitschrift ein jähes Ende. In welcher Weise sich das vollzogen hat, läßt sich nicht mehr bestimmter feststellen. Es liegen nur zwei Aktenstücke vor, die allerdings merkwürdig genug sind. Zunächst ein Billet von Goethe vom 13. Oktober 1806 (in der Weimarer Goethe-Ausgabe Bd. 13 irrtümlich in die Briefe des Jahres 1807 eingereiht) an den

Geheimrat Voigt, welches lautet: „E. E. ersuche in so vielen Übeln, daß Falken verboten werde, sein ‚Elysium und Tartarus' fortzusetzen, bey Strafe, gleich eingesteckt zu werden. Die Übel sind zu groß; so ein Narr kann sie noch vermehren. Nichts von Vergangenem. G." Ferner ein Erlaß des Geheimrats Voigt: „Dem Rat Falk wird hierdurch (vielleicht zum Überfluß, da derselbe gewiß nicht so unvorsichtig sein dürfte) die Verordnung gegeben, sein Journal nicht fortzusetzen. Außerdem wird die Vertretung auf seine eigene Persönlichkeit ganz allein zurückfallen und diese Verordnung zur diesseitigen Legitimation gereichen.

Sign. Weimar, den 13. Oktober 1806." *)

Falk hat sich darauf nie wieder journalistisch bethätigt. Während der Franzosenzeit, besonders aber in den stürmischen Wochen nach der Schlacht bei Jena, machte er sich durch seine Kenntnis des Französischen um Stadt und Land so verdient, daß ihm der Herzog von Sachsen-Weimar 1813 ein Jahrgehalt und den Titel eines Legationsrates verlieh. Nach dem Kriege nahm er sich der vielen verwaisten und verwahrlosten Kinder an und gründete für sie eine Schulanstalt, die noch jetzt in Weimar unter dem Namen „Falkisches Institut" besteht. Nach längerer Krankheit starb er am 14. Februar 1826.

Mit dem Kanonendonner von Jena und Auerstädt begann das napoleonische Regiment in Deutschland, das alles freiere geistige Leben unterdrückte. Im nächsten Kapitel werden wir zu zeigen versuchen, in welche schwere Fesseln auch der Journalismus geschlagen wurde.

*) In Wirklichkeit steht unter dem Erlaß 1807, was aber offenbar ein Schreibfehler ist, auch muß es wahrscheinlich, wie Geiger meint, „den 17. Oktober" heißen.

Zweiter Abschnitt.

Die napoleonische Zeit.

Erstes Kapitel.

Napoleon und die Presse.

1. Napoleon und das gebildete Deutschland. Die Paris-Pilger und ihre Urteile über Napoleon. Die Stimmung, mit der man Napoleon in Deutschland empfing. Napoleons Ansichten über die Presse. Sucht zu verhindern, daß sich die Zeitungen mit Politik beschäftigen. Benutzt sie, um Stimmung für seine Unternehmungen zu machen. Knebelt nach und nach die ganze Presse der von ihm beherrschten Gebiete, kokettiert jedoch mit der Preßfreiheit.

Schon lange, bevor Napoleon in Deutschland eindrang, war er hier der Gegenstand aufmerksamster Beobachtung, ja, größter Bewunderung. Mit von Jahr zu Jahr wachsendem Staunen sah man, wie sich dieser Heros aus dem Wirrwarr der französischen Zustände erhob, wie er seit dem Staatsstreiche des 18. Brumaire mit gewaltigem Arm Ordnung schaffte, und wie sich unter ihm alle Verhältnisse klärten.

Nach und nach, etwa von 1800 ab, zogen ganze Scharen von gebildeten Deutschen nach Paris, um diesen neuen Gewaltigen einmal zu sehen und näher kennen zu lernen. Viele von ihnen schrieben dann Berichte, Broschüren und selbst Bücher über ihre Beobachtungen und Erlebnisse, und so entstand in kurzer Zeit eine ganze Napoleon-Litteratur.

Von diesen vielen Paris-Pilgern seien nur der geistreiche Holsteiner Johann Georg Rist, der Romantiker Friedrich Schlegel, Wilhelm von Humboldt, der Hamburger Domherr F. J. L. Meyer, der enthusiastische Freiherr Kaspar Heinrich von Sierstorpff, die überschwengliche Helmina von Chézy, der schreibselige Julius von Voß, der Komponist Johann Friedrich Reichardt, der aber Bona-

parte feindlich gesinnt war, der schweizerische Romanschriftsteller Ulrich Hegner und August von Kotzebue genannt. Fast alle fühlten sich vor diesem merkwürdigen Manne mit dem an die Menschen der antiken Welt erinnernden scharfgeschnittenen Antlitz, dem seltsamen Lächeln und den faszinierenden Augen wie von einem Zauber ergriffen. „Den Augenblick, neben ihm zu stehen“, schreibt der Freiherr von Sierstorpff in seinen „Bemerkungen auf einer Reise durch die Niederlande nach Paris“ (v. D. 1804), „zählt man unter die Hauptepochen seines Lebens, und jeder, den die Natur nur mit einem Übermaß von Reizbarkeit der Sehnerven begabt hat, sieht in ihm alles, was zur Größe und Vollkommenheit gehören mag, im allerhöchsten Grade.“ *)

Diese Bewunderung erfüllte die weitaus größte Masse der Bevölkerung, als nun Napoleon in Deutschland erschien, und sie stieg noch beständig, als er jetzt einen gewaltigen Erfolg an den andern reihte und alle die Staatseinrichtungen, die man für unerschütterlich gehalten hatte, mit kühner Hand über den Haufen warf. Wie geblendet stand man dem Heros gegenüber. Die wenigsten sahen in ihm den Eroberer, die meisten begrüßten ihn als den Bringer einer besseren Zukunft, ja als das „Heil der Welt“.

So entwickelte sich schnell, gefördert noch durch den Trubel und Glanz militärischer Schauspiele, jener Napoleonsenthusiasmus, der auf der einen Seite bis zur grotesken Vergötterung, auf der andern bis zur niedrigsten Schmeichelei führte. Dem jungen Hegel erschien Napoleon als die Weltseele auf daherschnaubendem Roß; der Geheimrat Voigt in Weimar, ein Mann des praktischen Lebens, nannte ihn in seinen vertrauten Briefen an Böttiger unumwunden den „großen Kaiser“, den „Einzigsten“ und „unsern Heiligen“; Johannes von Müller, der berühmte Verfasser der Geschichte der Schweizer, trat sogar in die Dienste Napoleons und rief dabei aus: „Wie Ganymed nach dem Sitze der Götter, bin ich vom Adler nach Fontainebleau entführt worden, um Jupiter

*) Ausführliches bei Paul Holzhausen, Der erste Konsul Bonaparte und seine deutschen Besucher. Bonn 1891.

zu dienen", und Goethe erklärte in einem seiner Karlsbader Gedichte:

> Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
> Er übersieht's im hellsten Geisteslicht;
> Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
> Nur Meer und Erde haben hier Gewicht.
> Ist jenem erst das Ufer abgewonnen,
> Daß sich daran die stolze Woge bricht,
> Dann tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte,
> Das feste Land in alle seine Rechte.

Dieses staunende Bewundern, diese Hoffnung auf eine neue, bessere Zeit spiegelte sich natürlich auch in den deutschen Zeitungen wieder; aber diese politischen Phantasieen waren Napoleon sehr bald unbequem, und wie auf alle Einrichtungen und Institutionen, so legte er auch auf diese seine schwere Faust.

Die Macht und Bedeutung der Presse kannte er ja längst. Gleich beim Beginn seiner Laufbahn faßte er sie ins Auge und suchte sie sich zu nutze zu machen. Als er 1796 nach Italien ging, sagte er zu einem ihm befreundeten Journalisten: „Denken Sie daran, in den Berichten über unsere Siege nur mich zu erwähnen, nur mich! Verstehen Sie?" Weiterhin bemerkte er, wie Fouché erzählt, in Gesprächen über die öffentliche Meinung des öfteren: „Die Zeitungen sind eine wichtige Sache", und als er in Paris die Gewalt an sich gebracht hatte, war es eine seiner ersten Maßnahmen, sich der Presse zu versichern. Wie in Frankreich, so nahm er auch in Deutschland alsbald die gesamte Publizistik in seine feste Hand. Es war ihm selbstverständlich, daß er einen andern Willen neben sich, eine andere Ansicht neben der seinigen nicht anerkannte. Wurde nun aber eine solche andere Ansicht gar durch den Druck in weite Kreise getragen, so war ihm das bereits ein Staatsverbrechen. „Eine Druckerei ist ein Arsenal, das nicht jedermann zugänglich sein sollte", erklärte er in der Senatssitzung vom 12. Dezember 1809, „ich halte es für sehr wichtig, daß nur solche Leute, zu denen die Regierung Vertrauen hat, etwas sollen drucken lassen können. Wer durch den Druck zum Publikum spricht, gleicht demjenigen, der in einer öffentlichen Versammlung als Redner auftritt, und gewiß wird

niemand dem Herrscher das Recht bestreiten, zu verhindern, daß der erstbeste das Volk haranguiere." Er war denn auch gegen jede Äußerung einer Volksmeinung in politischen Dingen und wünschte überhaupt nicht, daß das Volk Politik trieb.*) Darum suchte er auch immer die allgemeine Aufmerksamkeit auf Äußerlichkeit, auf Pomp und Gepränge, gesellschaftliches Leben, oder litterarische Zänkereien abzuleiten. Für die Zerstreuung der Pariser richtete er Opernbälle ein und bemerkte dabei zu einem seiner Vertrauten: „Ich habe deshalb die Eröffnung dieser Bälle gestattet, damit die Zeitungen darüber schreiben sollen, denn so lange sie das thun, werden sie sich nicht mit Politik beschäftigen, und das ist gerade das, was ich will. Mögen sie sich amüsieren und tanzen, aber sie sollen es bleiben lassen, ihre Nase in die Pläne der Regierung zu stecken."

Als die Rüstungen für den Feldzug nach Rußland begannen, trat das Bestreben, die Politik aus den Zeitungen fernzuhalten, ganz besonders hervor; infolgedessen verfiel der Zensor Lemontey auf einen ingeniösen Gedanken. Unter dem 12. Mai 1812 schrieb er an den Polizeiminister Savary: „Augenblicklich herrscht in den Blättern eine große Dürre an litterarischen und theatralischen Neuigkeiten. Das ist aber die beste Nahrung für die Pariser Müßiggänger, und wenn sie ihrer entbehren müssen, so werfen sie sich auf die Politik. Spanien verdrängt die Comédie Française, Rußland die Musik, und alle Gespräche derer, die nichts Besseres zu thun haben, drehen sich um die Regierung. Eine lebhafte Erörterung über Kunst- und Litteraturverhältnisse würde in diesem Augenblicke ganz ausgezeichnet sein. Es würde leicht sein, eine solche mittels der Zeitungen ins Werk zu setzen, aber unglücklicherweise sind die Zeitungen alle ganz gleichmäßig redi-

*) Sehr viele charakteristische Äußerungen Napoleons über die Presse, deren Anführung uns hier aber zu weit führen würde, finden sich auch bei Lecestre, Lettres inédites de Napoléon Ier, Bd. I u. II, Paris 1895, und bei Léonce de Brotonne, Lettres inédites de Napoléon Ier, Bd. I u. II, Paris 1898, ferner bei Le Poittevin, La liberté de la presse de la Révolution, Paris 1901, und bei Avenel, Histoire de la presse française, Paris 1901.

giert und bieten gar kein Interesse. Wenn man nun jedem der Blätter eine bestimmte Rolle zuteilte, so könnte man einen Meinungsstreit erzeugen, der die Öffentlichkeit ganz außerordentlich interessieren und alle Kosten der Unterhaltung in den Salons tragen würde. Die italienische und die französische Musik stehen im Vordergrunde. Das Musik-Konservatorium hat seine Gönner, die komische Oper ihre Fanatiker. Beim ersten Ziehen werden Ströme von Tinte fließen, und ein wütender Kampf zwischen Harmonie und Melodie wird entbrennen. Wenn Ew. Excellenz diese Idee billigen, so werde ich die Feindseligkeiten im „Journal de l'Empire" eröffnen lassen und werde gleichzeitig Herrn Lacretelle vertraulich anweisen, daß sofort ein geharnischter Ritter in der „Gazette de France" für die französische Musik in die Schranken treten soll. Dieser kleine Krieg kann eine Zeitlang dauern und so eine Ablenkung für den großen bilden." Der Vorschlag fand sowohl die Billigung Savarys, wie auch des Kaisers, worauf die originelle Idee zur Ausführung kam.*)

Bisweilen hielt es aber Napoleon auch für geraten, eine gewisse Stimmung für ein politisches Unternehmen zu machen und gab dann genau an, wie sich die Zeitungen in diesem Falle zu äußern hätten.

Als er 1808 zu der Überzeugung kam, daß er einen neuen Feldzug gegen Österreich unternehmen müsse, suchte er zunächst Österreich in der öffentlichen Meinung zu diskreditieren. Unter dem 27. Okt. 1808 schrieb er an den Polizeiminister Fouché: „Wachen Sie darüber, daß man nicht zu viel Einzelheiten über den Hof von Wien in die Zeitungen setze. Die Sucht, ihn zu loben, ist zu groß. Man muß im Gegenteil die ungarische Truppenaushebung und die Hofzeitung lächerlich machen, die aus der Zeitung von Sevilla und anderen Blättern die von den Insurgenten ausgesprengten Nachrichten wiedergiebt. Man muß sich über die Vorsicht der Wiener Zeitung lustig machen."

Und als er während des Waffenstillstandes im Sommer

*) Die interessante Eingabe Lemonteys findet sich bei Henri Welschinger, La Censure sous le Premier Empire. Paris 1887.

1813 noch einmal alles aufbot, um die Alliierten zu schlagen, war er auch darauf bedacht, durch die Zeitungen den Respekt vor seinen Truppen zu heben. Unter dem 1. August 1813 schrieb er an seinen Kriegsminister, General Clarke, aus Mainz: „..... Hierauf lassen Sie den ersten Brief des Generals Rey inbezug auf den Sturm auf Saint-Sebastian einrücken und in der Folge die Briefe, welche auf die Vorgänge vom 25., 26. und 27. Bezug haben. Es wird ratsam sein, die Zahl der Gefangenen und die Zahl der erbeuteten Kanonen etwas zu vergrößern, nicht um Frankreichs, sondern um Europas willen. Da ich den Brief des Generals Rey in die „Frankfurter Zeitung" einrücken lasse und darin Änderungen in diesem Sinne gemacht habe, so sende ich Ihnen denselben im Original mit diesen Abänderungen, damit er im „Moniteur" genau so wie in der „Frankfurter Zeitung" erscheine." *)

Glaubte er aber seine Politik durch irgend einen Zeitungsartikel geschädigt, so ging er mit aller Strenge und Rücksichtslosigkeit gegen das Blatt und seinen Redakteur vor. So richtete er unter dem 26. Juli 1809 an den Polizeiminister Fouché folgendes Schreiben: „Ich schicke Ihnen eine Nummer der „Gazette de France", in der Sie einen neuen Artikel aus Berlin finden werden. Geben Sie Befehl beim Empfang dieses Briefes, daß der Redakteur arretiert und in das Gefängnis gesetzt werde, weil er mehrere Artikel aus Berlin in sein Journal aufgenommen hat, deren Zweck es ist, die Allianz zwischen Frankreich und Rußland in Zweifel zu ziehen und unsere Verbündeten zu insultieren. Sie halten diesen Redakteur einen Monat gefangen und ernennen einen anderen an seiner Stelle. Sie haben mich wissen zu lassen, aus welcher Quelle die Artikel kommen. Im allgemeinen redigiert man die Journale äußerst schlecht. Seit zwei Monaten erschreckt man den Kontinent mit der großen englischen Expedition. Man sollte wirklich sagen, daß die Polizei nicht lesen könnte; für nichts weiß man dort Rat." **)

---

*) Lecestre, vol. I, pag. 248, und vol. II, pag. 277.

**) Lecestre, vol. I, pag. 333.

Die vollständige Knebelung der Presse hat denn auch Napoleon beständig durchgeführt, solange er sich auf der Höhe seiner Macht fühlte. Eine große Menge von Zeitungen Frankreichs und Deutschlands unterdrückte er; die wenigen, die bestehen blieben, standen unter der scharfen Aufsicht seiner Beamten, und er betrachtete sich gewissermaßen als der „politische Direktor" des gesamten Zeitungswesens der von ihm besetzten Länder. Als solcher schrieb er sogar den Zeitungen den Ton vor. „Es darf keine beißende Schreibart gebraucht werden, und am wenigsten dürfen illegale Angriffe auf irgend eine öffentliche physische oder moralische Person gewagt werden", verkündet ein Dekret vom 21. August 1809.

Nichtsdestoweniger liebte er es, zu Zeiten mit der Preßfreiheit zu kokettieren. Als ein Lustspiel mit dem Vermerk der Genehmigung des Polizeiministers Fouché veröffentlicht wurde, schrieb er diesem: „Ich habe Grund, über diese neue Form erstaunt zu sein, welche das Gesetz allein autorisieren konnte. Wenn es angemessen war, eine Zensur einzurichten, konnte es nicht ohne meine Erlaubnis geschehen. Wenn es mein Wille ist, daß keine Zensur besteht, habe ich Grund, darüber erstaunt zu sein, in meinem Reiche Formen zu sehen, die in Wien und Berlin gut sein mögen. Ich beabsichtige nicht, daß die Franzosen Leibeigene werden. Ich sage noch einmal, daß ich keine Zensur will, weil jeder Buchhändler für die Dummheiten verantwortlich ist, weil ich nicht für die Dummheiten verantwortlich sein will, die gedruckt werden können, weil ich endlich nicht will, daß ein Beamter untergeordneten Ranges den Geist tyrannisiere und das Genie verstümmele."

---

2. Einführung der Zensur. Das Zensurdekret vom 5. Februar 1810. Die besonderen Bestimmungen für deutsche Zeitungen vom 29. Mai 1811. Es wird nur noch eine Zeitung in jedem Departement geduldet. Napoleon auf St. Helena über die Presse.

Dieser Schein einer Preßfreiheit konnte aber auf die Dauer doch nicht aufrecht erhalten werden, auch mochte er dem Kaiser,

der jetzt mehr und mehr zu schroffen Gewaltthätigkeiten neigte, auf die Dauer lästig fallen, und so erschien am 5. Februar 1810 ein Dekret, durch das die Zensur, die längst bestanden hatte, nun thatsächlich eingeführt wurde. Es ward ein eigenes Generaldirektorium für die Druckereien und den Buchhandel eingesetzt, das alles verbieten sollte, was die Pflichten der Unterthanen gegen den Herrscher und das Staatsinteresse angriff. Graf Portalis wurde zum ersten Direktor der neuen Behörde ernannt; ihm wurde eine Reihe Zensoren beigegeben. Auf Grund einer geheimen Instruktion sollte das Generaldirektorium nach drei Richtungen hin seines Amtes walten, nach Beeinflussung, Überwachung und Unterdrückung hin. Der neuen Behörde lag die Redaktion des „Moniteur officiel", die Übersetzung fremder Zeitungen, die Veröffentlichung offizieller und offiziöser Schriftstücke, die Unterstützung von Schriftstellern, die Verleihung von Ämtern ob, um die Polemik zu vernichten. Die Überwachung erstreckte sich auf die verschiedenen Vereine, Predigten, öffentliche Vorträge, Theater und andere Vorstellungen, auf die Zeitungen, ihr Personal und ihre Abonnenten, auf den Vertrieb von Büchern, auf die Lieder, die jeweilig populär waren.

Diesen allgemeinen Zensurvorschriften folgte unter dem 29. Mai 1811 noch eine besondere Bestimmung für die politischen Nachrichten der deutschen Zeitungen. Sie lautete: „Jedes Blatt wird unterdrückt werden, das andere politische Nachrichten bringt, als die dem „Moniteur" entnommenen; die Redakteure würden sich außerdem noch persönlichen Strafen aussetzen." Damit war der deutschen Presse auch der letzte Rest von Selbständigkeit genommen; die Zeitungen konnten weiter nichts mehr bringen, als die gefärbten, oft genug vollständig unwahren Berichte der französischen Regierung!

Doch damit nicht genug. Auch noch in anderer, wahrhaft barbarischer Weise wurde gegen die Zeitungen vorgegangen. Unter dem 3. August 1810 erschien ein kaiserliches Edikt, demzufolge im französischen Kaiserreiche künftig in jedem De-

partement nur noch eine Zeitung geduldet werden solle.*) Dabei verlangte Napoleon zugleich, daß auch seine Verbündeten ähnliche Maßnahmen träfen. In Paris sank darauf die Zahl der Zeitungen auf vier. Während der Revolutionszeit hatte es 73 politische Blätter gegeben. Bei den Rheinbundfürsten wurde, wie wir noch sehen werden, fast vollständig tabula rasa gemacht.

Eine erschreckende Öde trat ein. „La politique demeure un monde fermé“, sagt der Geschichtsschreiber der französischen Presse, „il y eut comme un blocus des idées, non moins rigoureux que le blocus continental“.**) Aber bewährt hat sich diese Knebelung der Presse, diese Vernichtung der Zeitungen nicht. Und auch Napoleon erkannte, daß es auf die Dauer nicht ersprießlich sein könne, die Gedanken der Menschen in bestimmte Bahnen zu zwingen und in Fesseln zu schlagen. Als er im Jahre 1815 abermals auf 100 Tage die Gewalt an sich riß, beseitigte er die Zensur und bewilligte vollständige Preßfreiheit, und später auf St. Helena faßte er die Lehre, die er während seiner Regierungszeit aus seiner vielfachen Beschäftigung mit der Presse gezogen hatte, in die denkwürdigen Worte zusammen: „Es giebt heute Sachen — und die Freiheit der Presse gehört zu ihnen —, bei denen man nicht mehr darüber zu entscheiden hat, ob sie gut

---

*) Der Wortlaut des Dekretes war: Art. 1. In jedem Departement, jenes der Seine ausgenommen, giebt es nur eine Zeitung. Art. 2. Diese Zeitung steht unter der Aufsicht des Präfekten und kann nur mit dessen Genehmigung erscheinen. Art. 3. In großen Städten können die Präfekten die Herausgabe von Verkündigungs- und Anzeigeblättern, sowie von Blättern über die Bewegung im Handel und Immobilverkauf gestatten; gleiches gilt von Zeitungen, welche lediglich mit Litteratur, Wissenschaft, Kunst und Ackerbau sich beschäftigen. Diese Blätter dürfen keinen Artikel aufnehmen, welcher den bezeichneten Richtungen fremd ist. — Exemplare mußten regelmäßig mit der Post unter Kreuzband eingeschickt werden: eins für den Justizminister, eins für den Minister des Innern, eins für den Minister der General-Polizei, eins dem Minister-Staatssekretär, zwei dem General-Direktor der Buchdruckerei, eins dem Präfekten und eins dem Inspektor des Buchhandels im Kreise. Das waren mit dem Exemplar für den Maire neun Exemplare.

**) Hatin, Histoire de la presse française, VII, 535.

sind oder nicht, sondern bei denen es nur darauf ankommt, ob man sich dem Strome der öffentlichen Meinung widersetzen kann. Die Entziehung dieser Freiheit wäre aber unter einer konstitutionellen Regierung ein verletzender Anachronismus, ein wahrhafter Wahnsinn. Auch glaube ich, daß die Ausschreitungen der Presse nach meiner Rückkehr aus Elba nicht zu meinem demnächstigen Sturze beigetragen haben."



Zweites Kapitel.

Die Presse in den zu Frankreich geschlagenen Teilen Deutschlands.

1. Die Mainzer Blätter. Die Zeitungen in Köln. Das „Wochenblatt des Bönnischen Bezirks". Das „Krefelder Wochenblatt". Die Zeitungen von Aachen; die Blätter in Cleve und Bremen.

Am härtesten lag der napoleonische Druck naturgemäß auf denjenigen deutschen Blättern, die im Gebiete des französischen Kaiserreiches erschienen. Dieses Gebiet war nach und nach bis nach Lübeck ausgedehnt worden. Von Ende 1810 ab schwenkte die Grenze bei Wesel die Lippe hinauf nach Osten hin, ging nach Minden und von dort, nordöstlich, über Lüneburg, Lauenburg und Lübeck, bis an die Küste der Ostsee, sodaß also außer der linken Rheinseite das ganze Gebiet der Ems, der Unterweser mit Bremen und der Unterelbe mit Harburg und Hamburg, sowie Lübeck, zu Frankreich gehörte. Die Zeitungen dieses großen Teiles des ehemaligen deutschen Reiches hatten sich nach den für Frankreich erlassenen Preßvorschriften zu richten, mußten aber auch heimischen, deutschen Verhältnissen Rechnung tragen und befanden sich somit beständig in innerem Zwiespalt. Konflikte auf der einen Seite wechselten unaufhörlich mit solchen auf der anderen Seite; dazu kam das Mißtrauen der Franzosen, die auch da schon feindselige Gesinnung und Verrat witterten, wo noch nicht der geringste Grund vorlag.

In besonders exponierter Lage befand sich Mainz, das den

Übergangspunkt von Frankreich nach Deutschland bildete. Hier mußte also alles vermieden werden, was „den Intentionen der französischen Regierung“ nicht entsprach. Die Zeitungsverhältnisse in Mainz waren denn auch die kläglichsten, die man sich denken kann. Wir haben sie zum Teil bereits Seite 7—11 geschildert; während des Kaiserreiches verschlimmerten sich die Zustände noch. Die von der Regierung ins Leben gerufene und von Johannes Weitzel redigierte „Mainzer Zeitung“ konnte sich nur in so engen Grenzen bewegen, daß sie, trotz des politisch so bewegten Lebens, fast gar nichts von Interesse bieten konnte und daher 1809 nur noch 937 und 1810 sogar nur noch 786 Abnehmer hatte. Dabei wurde ihr die Existenz noch dadurch erschwert, daß am 5. Oktober 1809 der Polizeiminister verfügte, die in Frankreich erscheinenden Blätter müßten in Zukunft in deutscher und französischer Sprache herausgegeben werden. Die Zeitung ward daher zu einer „Gazette de Mayence — Mainzer Zeitung“. Aber auch in dieser Form vermochte das Blatt sich in Paris keinen Beifall zu erwerben, und schließlich wurde von dort dekretiert, der Präfekt solle die Zeitung mit dem Schlusse des Jahres 1811 aufgeben. Darauf erhielt Weitzel seinen Abschied, und am 31. Dezember 1811 wurden die Abnehmer benachrichtigt, „daß vom künftigen ersten Januar 1812 an das Abonnement der „Mainzer Zeitung“ nicht mehr im Rochus-Hospitale (der Druckerei der Regierung), sondern bei Buchdrucker Theodor Zabern fortgesetzt werde“. Dadurch sank es zu vollständiger Unbedeutendheit herab. Schon vorher war das „Intelligenzblatt“ ein Opfer der napoleonischen Preßgesetze geworden, auf Befehl des Polizeiministers, weil, wie der Präfekt dies am 5. Februar 1812 der Kommission mitteilte, „die Existenz desselben (Blattes) zu Mißbräuchen, Chikanen, welche friedliche Menschen öffentlich beleidigten und hierdurch Publizität erhielten, Anlaß (zu dieser Maßregel) gäbe“. Die „Mißbräuche“ und „Chikanen“ waren allerdings dem gewöhnlichen Auge unauffindbar, da das Blatt lediglich Anzeigeblatt gewesen war.*) Um einigermaßen Ersatz zu

*) Bockenheimer, Die Buchdruckerei im St. Rochushospitale zu Mainz. Mainz 1887.

bieten, erschien mit dem 1. Januar 1812 „Der Donnersberger — Journal du Mont-Tonnerre“, aber mit diesem Blatte sah es höchst jämmerlich aus, da es ja weiter nichts als einen Auszug aus dem „Moniteur“ bringen durfte, nicht einmal Mitteilungen über die Vorgänge am Orte.

Wie bei den Mainzer Blättern, so machte sich auch bei den Zeitungen in Köln der Druck der französischen Regierung mehr und mehr in der empfindlichsten Weise geltend. Zunächst wurde 1807 von dem Präfektur-Rat Joh. Max. Nikolaus Du Mont in Aachen, wohl auf Veranlassung der französischen Regierung, in Gemeinschaft mit Thiriart und Kompanie ein rein französisches Journal unter dem Titel „Gazette française ou repertoire politique, littéraire et commercial“ gegründet und zweimal wöchentlich zu dem Abonnementspreise von 8 Franken 90 Cent. für das Vierteljahr und für Köln, 11 Franken für auswärts, herausgegeben, und als sich dieses, meist kurz „Gazette de Cologne“ genannte, Blatt einigermaßen eingebürgert hatte, wurde dazu übergegangen, drei deutschen Zeitungen Kölns den Garaus zu machen. Durch Dekret vom 20. Juli 1809 wurden die „Kölnische Zeitung“, der „Welt- und Staatsbote“ und der „Verkündiger“ einfach unterdrückt. Nur der „Beobachter im Roer-Departement“ durfte neben der „Gazette de Cologne“ weiter erscheinen, doch hatte er künftig neben den deutschen Text die französische Übersetzung zu stellen und außerdem jährlich 900 Franken an den Polizeiminister zu bezahlen. Die „Gazette“ brauchte nur 300 Franken zu entrichten.

Gelegentlich dieses Verbotes der drei Kölner Zeitungen wurde auch die Zahl der Abonnenten der sämtlichen Kölner Blätter festgestellt, und laut diesen Notierungen hatte die „Kölnische Zeitung“ nur 326 Abonnenten (121 städtische und 205 auswärtige), der „Welt- und Staatsbote“ 708 (336 städtische und 372 auswärtige) und der „Verkündiger“ 223 (171 städtische und 52 auswärtige), der „Beobachter“ 1052 (246 städtische und 806 auswärtige) und die „Gazette de Cologne“ 364 (157 städtische und 207 auswärtige).

Der Besitzer der „Kölnischen Zeitung“, Marcus Du Mont,

wollte sich aber sein Eigentum doch nicht so ohne weiteres nehmen lassen und hatte den Mut, sich mit einer Eingabe direkt an den Kaiser zu wenden, worauf ihm Napoleon als Entschädigung ein Jahresgehalt von 4000 Francs zuerkannte. Außerdem erhielten er und der Eigentümer des „Staatsboten", Johann Georg Schmitz, unter dem 31. Oktober 1809 durch den Polizeiminister die Autorisation zur Herausgabe einer Vierzehntagesschrift unter dem Titel „Mercure du département de la Roër", verbunden mit einem wöchentlich zweimal erscheinenden „feuille d'annonces". Doch mußte der „Mercure" zu dreiviertel in französischer Sprache abgefaßt sein, während das Intelligenzblatt neben dem französischen Texte auch die vollständige deutsche Übersetzung bringen durfte. Der „Mercure" war, wie es in der Abonnements-Einladung hieß, „den Wissenschaften und Künsten, vorzüglich der Geschichte und den Altertümern dieses Landes, dem Handel und den Gewerben gewidmet", das Intelligenzblatt enthielt nur Inserate. Seit dem 28. November 1811 führte es den Titel „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Cologne".*)

In Bonn unternahm es der Buchdrucker Peter Neußer, der vor Jahren einmal das „Wochenblatt des Bönnischen Bezirks" gegründet, es aber in der stürmischen Zeit nicht mehr herausgegeben hatte, wieder mit ihm hervorzutreten. Die erste Nummer erschien am 6. Februar 1808; der halbjährige Abonnementspreis betrug 2 Frcs. 50 Cent. Der Inhalt des Blattes litt aber fort und fort an großer Kümmerlichkeit. An der Spitze jeder Nummer erschienen stets unter der Rubrik „Gesetzgebung und Regierung" Mitteilungen aus amtlichen Erlassen aller Art; sodann folgten in der Regel ein Artikel belehrenden, jedoch nicht politischen Inhalts oder eine kleine Erzählung, Anekdoten, Aphorismen, Gedichte, allerlei volkswirtschaftliche Notizen und ab und zu kurze Berichte über Vorfälle aus Bonn oder der Umgebung, ferner unter der Rubrik „Civilstand der Mairie Bonn" die Liste der Geburten, Eheschließungen und Sterbefälle und zuletzt einige wenige Inserate,

*) L. Ennen, S. 78—80.

unter denen sich aber Anzeigen über Familienereignisse nicht finden. Über all die gewaltigen Katastrophen, die sich zur Zeit in Österreich abspielten, über die Kämpfe in Tirol, über den Zug Schills und vieles andere fiel kein Wort, und trotz alledem schimmerte hie und da etwas von diesen Ereignissen auch in diese Blätter hinein. Zunächst zeigte die häufige Erwähnung des Militärs, daß man mitten in einem kriegerischen Zeitalter stand. Die Mairie Bonn hatte 1809 zur französischen Armee 82 Konskribierte zu stellen; die Aushebung dieser Mannschaften kam sehr oft zur Sprache. Aber auch von der Stimmung im Volke war dann und wann ein Hauch in diesem „Wochenblatt“ zu verspüren. Von alters her lebte am Rheine noch eine gewisse Sympathie für Österreich. Bei dessen vollständiger Niederwerfung durch Napoleon im Jahre 1809 machten sich daher gewisse Erregungen bemerkbar; zugleich steigerte sich die Mißstimmung wegen der vielen Lasten, die immer drückender wurden. Diese Bewegung entging natürlich der französischen Regierung nicht, und daher erschien in Nr. 86 des „Wochenblattes“ ein Zirkular des Departements-Präfekten, in dem es hieß: „Mit größtem Vergnügen sehe ich beinahe allenthalben die Operationen inbetreff der Nationalgarde in der größten Ordnung vornehmen, und ich hielt für nötig, die Regierung von diesem neuen Beweise unserer Anhänglichkeit zu unterrichten. Ich weiß jedoch, daß es in 3 oder 4 Mairien Intriganten gelang, die guten Bürger irre- und von ihren Pflichten abzuleiten. So ward ich genötigt, 50 Mann Infanterie und 20 reitende Jäger auf Exekution in Kuchenheim einzulegen und diese Gemeinde für eine Widerspenstigkeit, die sicher der größte Teil ihrer Einwohner beweint, zu bestrafen.“ Er drohte dann, er werde selbst gegen die geringste Unordnung mit aller Schärfe vorgehen, und forderte die Unterpräfekten und Maires zur größten Wachsamkeit auf.

Daneben leisteten die Festreden zum Jahresgedächtnis der Kaiserkrönung und beim Napoleonsfeste, die wörtlich im „Wochenblatte“ zum Abdruck kamen, das höchste in der Vergötterung des Kaisers. In einer dieser wird er der Atlas genannt, der die Welt trägt, und dann werden seine Verdienste gepriesen, die er

sich durch die Siege des Jahres 1809 um Deutschland und Europa erworben. „Seine glänzenden Siege an der Isar, am Inn und an der Donau haben von den Fürsten und Völkern Deutschlands ein zerstörendes Gewitter, drohend, soeben auf ihre Länder zu stürzen, abgeleitet und zugleich den Frieden des Kontinents von Europa hergestellt und befestigt.“ Und das sagte nicht etwa ein Franzose, sondern ein Deutscher, der aus einer der angesehensten Patrizierfamilien Bonns stammte.

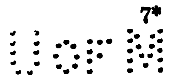
Ganz ähnlich verhielt sich das Krefelder Intelligenzblatt, das mit dem 1. Januar 1807 von der Witwe Schüller (vgl. S. 26) wieder von den Toten erweckt worden war, aber jetzt den Titel „Krefelder Wochenblatt“ führte und auch nur einmal wöchentlich, am Mittwoch, erschien. Es bekundete gleich oben am Kopf seine Verehrung für Napoleon. In der Mitte des Titels zeigte sich ein strahlender Stern, der von Napoleons Namen umrahmt war; oben schwebte die Kaiserkrone, unten breitete ein Adler seine Flügel aus, mit den Krallen die Zeichen der Herrschaft erfassend; seitwärts zogen sich wie zum Kranze Lorbeerzweige durch die Sternenstrahlen dahin. Das war aber auch das einzige Politische in dem Blatt. Der Text hielt sich ängstlich von allem fern, was an die Kriege und die staatlichen Umwälzungen, die ja beständig vor sich gingen, erinnerte. Und trotzdem tauchten fort und fort Angaben, Bemerkungen, Klagen auf, die darauf hindeuteten, in welch bewegter Zeit, unter welchem Drucke, in welch traurigen Verhältnissen man lebe. Da meldete der „Civilstand der Gemeinde Crefeld“: Gestorben Peter Joseph Meiser, hierselbst gebürtig, Grenadier beim 4. Bataillon vom 45. Infanterie-Regiment, im Militärhospital zu Danzig, Füselier Rothen im Hospital zu Straßburg, Füselier Pasch in demselben Lazarett, Füselier Kein im Militärhospital zu Metz, Infanterist Schützendorff, 19 Jahre alt, im Civilhospital zu Mont de Marsan, der Conskribirte Bennart, 19 Jahre alt, im Militärhospital zu Schlettstadt, der Husar Michel Uhl an einer in der Schlacht bei Wagram erhaltenen Wunde, ein Brigadier von Beckerath im großen Hauptquartier der französischen Armee zu Wien u. s. w. Da wurde bekannt gegeben (Krefeld war der Sitz eines Tribu-

nals), daß 15 Landstreicher zu je 9 Monaten Gefängnis verurteilt wurden, und hinzugefügt (eine entsetzliche Illustration zu der allgemeinen Verarmung): „Sie gehörten zu einigen sechzig anderen Landstreichern und Bettlern, die sich in mehrere Bauernhöfe bei Uerdingen einquartiert hatten." Da wagte ein Mutiger über die Zustände im Krefelder Gefängnis zu klagen. Er schilderte eine Gerichtsverhandlung und schrieb: „Es wurden lauter Delinquenten vorgeführt, die eine Zeitlang im Gefangenhause gesessen hatten. Man kann sich kaum eine Idee von dem Aussehen dieser armen Menschen machen. Halb nackt, blaß wie der Tod, glichen sie mehr Menschen, die man aus dem Grabe gezogen hätte, als lebendigen menschlichen Wesen." Doch das war schon zuviel der Kühnheit: das „Wochenblatt" wurde zu Beginn des Jahres 1810 verboten und durfte erst am 26. Februar wieder erscheinen.

Einer französischen Zeitung, der „Gazette du Bas Rhin", die 1809 ins Leben getreten war, hatte sich der Präfekt mittlerweile noch viel unfreundlicher gezeigt; er hatte sie schon nach einigen Monaten für alle Zeiten beseitigt.

Das Wiedererscheinen des „Wochenblattes" wurde nur unter der Bedingung gestattet, daß außer den amtlichen Bekanntmachungen nur Anzeigen und „litterarische Stücke" gebracht würden. Alle kritisierenden Artikel, auch wenn sie nicht politischen Inhalts waren, hatte die Redaktion abzuweisen. Sie scheint aber auch bei dieser Beschränkung sich noch immer nicht die Zufriedenheit der französischen Behörde errungen zu haben, denn gegen Ende 1811 wurde dem Blatte die Erlaubnis zu erscheinen endgiltig entzogen, und an seine Stelle trat das „Feuille d'affiches, annonces et avis divers de Créveld", das nun an jedem Sonnabend zweisprachig erschien, solange das Franzosenregiment dauerte.

Ganz ebenso gründlich räumte die kaiserliche Regierung unter den Zeitungen von Aachen auf. Zunächst wurde 1809 endgiltig der „Aachener Merkur" unterdrückt. Ein dürftiges Blatt, „Allgemeine Zeitung — Gazette Universelle", das 1808 ins Leben getreten war, hörte am Schlusse des Jahres 1810 wieder auf zu



erscheinen, worauf dann von 1811 ab bis zum Schlusse der Fremdherrschaft unter unmittelbarer Aufsicht des Präfekten das „Journal de la Roer“ täglich, zum Preise von 38 bis 42 Francs jährlich, erschien. Es enthielt nur Auszüge aus dem „Moniteur“ und einiges wenige aus Aachen und dem Roerdepartement. Zudem brachte es alle Nachrichten immer erst sehr spät. Die Niederlage des Kaisers bei Leipzig wurde erst am 3. November zugleich mit der Mitteilung von einem Siege bei Hanau bekannt gegeben. Dann trat das „Journal“ wiederholt leidenschaftlich dafür ein, daß der Rhein für immer Frankreichs Grenze sei. Weiterhin erklärte es, der Kaiser wünsche nach Beendigung seiner kriegerischen Laufbahn ein neues Leben zu beginnen und denke nicht daran, alle früher gemachten Eroberungen wieder zu erlangen. Diese hohlen Versicherungen vermochten aber natürlich das französische Regiment nicht zu halten, und am 15. Januar 1814 erschien die letzte Nummer des „Journals“, doch nicht ohne die Versicherung, daß sich jetzt der Kaiser „nach Wundern einer in edelmütiger Stille entfalteten Thätigkeit“ an die Spitze der Armee stellen werde.

Noch ärmlicher, als in Aachen, sah es auf dem Gebiete des Zeitungswesens während der Kaiserzeit in Cleve aus, wo der Gerichtsschreiber Koch zweimal wöchentlich den „Kourier des Niederrheins“ in nur 150 Exemplaren, und in Bremen, wo neben den „Wöchentlichen Nachrichten“, die seit 1743 erschienen, aber nur Anzeigen enthielten, vom 2. Februar 1812 ab im Verlage des Präfektur-Buchdruckers G. Jöntzen eine „Zeitung des Departements der Weser-Mündung — Journal du Département des bouches du Weser“ deutsch und französisch herausgegeben wurde. Doch gelangte dieses Blatt bereits vom 17. Oktober 1813 ab unter dem Titel „Neue Bremer Zeitung“ ganz deutsch zur Ausgabe, hielt sich nun aber nur noch bis zum 31. Dezember 1813. Ein eigentümliches Blatt, „Der geheime Ausrufer“, das 1808 in Bremen auftauchte, verschwand sehr bald spurlos wieder.

---

2. Die Zeitungslitteratur von Hamburg. Napoleon tyrannisiert die Hamburger Zeitungen und läßt neun unterdrücken. Alle wichtigeren Artikel werden nur in der Fassung des französischen Ober-Polizeidirektors gebracht. Die Schreckensherrschaft Davouts. Die „Lübeckischen Anzeigen". Die Erfurter Blätter. Die „Bayreuther Zeitung".

Viel tiefer, als bei der kleinen Zeitungslitteratur von Mainz, Köln, Bonn, Krefeld ꝛc., schnitten die Maßregeln gegen die Presse bei dem reichentwickelten Zeitungswesen in Hamburg ein. Hier erfolgte unter dem Drucke des französischen Regiments nach und nach eine vollständige Umgestaltung der gesamten Preßverhältnisse, aus der sich dann die Hamburger Zeitungen nie wieder zu der dominierenden Stellung erhoben, deren sie sich im achtzehnten Jahrhundert zu erfreuen gehabt hatten.

In den letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts hatte sich Hamburg in seinem Denken und Empfinden mehr und mehr von Deutschland getrennt. Bei wachsendem Wohlstande und behaglichem Wohlleben war es nur seinen eigensten Interessen nachgegangen und hatte sich in der Ansicht gewiegt, daß es mit einer bequemen Neutralität die Wogen der allgemeinen Umwälzungen von sich fern halten könne. Das war aber ein verhängnisvoller Irrtum, dessen Folgen sich nur zu bald bemerkbar machen sollten. Da die Stadt nicht die entsprechende Macht entfalten konnte, um ihrer Neutralität die nötige Achtung zu verschaffen, so kümmerte sich Napoleon auch wenig um diese und zwang die Stadt sehr bald, sich auf seine Seite zu stellen. Schon im März 1803, als er aufs neue gegen England rüstete, beauftragte er seinen Gesandten in Hamburg, dem Senate der Stadt mitzuteilen, wie sehr es ihm mißfalle, daß den Hamburger Zeitungen eine so große Parteilichkeit zu gunsten Englands gestattet werde, und verlangte, gewissermaßen zur Kompensation, die Aufnahme eines Artikels in den „Hamburgischen Correspondenten", der die ärgsten Schmähungen gegen die englische Regierung enthielt. Dieses Verlangen mußte dem Senate im höchsten Grade unangenehm sein, denn Hamburg pflegte des lebhaften und einträglichen Handels mit England wegen die guten Beziehungen zu diesem aufs angelegentlichste; aber wohl oder übel mußte er den „Correspondenten"

zwingen, den Artikel am 30. März zu bringen. Und damit nicht genug — der „Correspondent“ wurde auch noch gezwungen, in den Beilagen vom 9. und 13. April zwei „Briefe eines Capitalisten, der sich kürzlich in Frankreich niedergelassen hat, an einen Banker in London“ abzudrucken, deren offenbare Bestimmung dahin ging, den englischen Finanz- und Handelskredit zu schädigen.*) Nachdem so der Anfang gemacht worden war, folgte eine Gewaltmaßregel der anderen, und als dann am 19. November 1806 die französischen Truppen Hamburg besetzt hatten, war die französische Anschauung in der Presse einzig und allein maßgebend. Dieser Druck verstärkte sich aber noch, als durch das Reunionsdekret vom 13. Dezember 1810, das allem Völkerrechte Hohn sprach, Hamburg eine französische Stadt wurde. Leider fanden weder der Senat noch die Bürgerschaft den Mut, gegen dieses unerhörte Vorgehen zu protestieren, vielmehr sprach der Senat in seiner Anrede an den französischen Generalkonsul das ehrerbietigste und unbeschränkteste Vertrauen auf die Weisheit des Kaisers und sodann die Hoffnung aus, daß der alte Wohlstand (der durch die Kontinentalsperre so schwer geschädigt worden war) wieder aufblühen werde. Und unmittelbar darauf veröffentlichten sämtliche Hamburger Zeitungen einen Artikel, in dem alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit auf den Kopf gestellt waren, alle Urteile über die Zeitverhältnisse in der willkürlichsten Weise umgestürzt wurden. „Es ist bemerkenswert zu sehen“, hub der Artikel an, „wie die gerechte Sache ungeachtet aller Hindernisse am Ende den vollständigen Sieg davon trägt.“ Und dann heißt es weiterhin: „Frankreich macht alle seine Alliierten größer und mächtiger. Sie bilden ein schönes Ganzes, und dadurch, daß sie einen und denselben Zweck haben, sind sie glücklich. Sie veruneinigt kein geteiltes Interesse. Sie stehen alle für einen und einer für alle. Nur von einem solchen Vereine läßt sich mit Recht Glück und Ruhe vorhersagen. Diese Ruhe wird gewiß noch diejenige übertreffen, welche, vom siebenjährigen Kriege an gerechnet, gegen dreißig Jahre gewährt hat.“

---

*) Festnummer des „Hamb. Corresp.“ 1881.

Aber noch weiter ging der Sprecher der Deputation der Hansestädte, die am 17. März 1811 in einer Audienz dem Kaiser Napoleon für die Einverleibung in das „Reich" dankte. „Zu allen Zeiten waren wir Franzosen an Herz und Vorzügen", sagte er. „Ihre neuen Unterthanen können nicht schwören, Ihnen treuer zu sein, als sie es bereits seit zehn Jahren waren. Uns ist der Gedanke tröstlich und süß, daß unsere Unabhängigkeit ihr Ende erreichte, als das fatum beschloß, daß Tiber und Elbe nach gleichen Gesetzen fließen sollten."

In der Erwartung aber, daß sich der Handel nun wieder heben werde, wurden die Hansestädte grausam getäuscht, denn Napoleon trennte die Städte durch eine Zollsperre von dem übrigen Frankreich und war nur darauf bedacht, sie in unerhörter Weise auszusaugen und dabei vollständig mundtot zu erhalten. Von den fünfzehn Zeitungen und Zeitschriften, die bisher in Hamburg bestanden, wurden alsbald neun unterdrückt, und von den sechs, die weiter erschienen, gingen noch zwei zu Ende des Jahres 1811 ein. In der Hauptsache blieben nur der „Hamburger Correspondent" und die „Hamburger Nachrichten" bestehen, ersterer unter dem Titel „Journal officiel du Département des Bouches de l'Elbe", letztere als „Affiches, Annonces et Avis divers de Hambourg". Und die Mitteilungen dieser Blätter waren so kümmerlich und so intensiv gefärbt, daß sie über die eigentliche Weltlage ganz im Unklaren ließen. „Es ist sicher verbürgt", heißt es in der bereits citierten Festnummer des „Hamburger Correspondent" von 1881, „daß fortan kein anderer, als der französische Ober-Polizeidirektor d'Aubignosc alle wichtigeren Zeitungsartikel verfaßte und die Redaktionen nötigte, diese wörtlich aufzunehmen." Daher vermochte denn auch der „Correspondent" bei der Kunde von der Schlacht bei Leipzig seinen hoffnungsfrohen Gefühlen nicht anders Ausdruck zu geben, als daß er in grünem Gewande erschien.

Leider sollten im Jahre 1813 und 1814 noch die schwersten Zeiten für Hamburg kommen, die Schreckensherrschaft des Marschalls Davout, und während dieser hörten die beiden Zeitungen zeitweilig vollständig auf zu existieren. Dafür gab der russische

General Tettenborn 1813 eine „Zeitung aus dem Feldlager" heraus, in der er auch mit den geistigen Waffen Davout zu bekämpfen trachtete. Diese litterarische Kampagne litt aber doch an großer Unbeholfenheit.*)

Erst Ende Mai 1814 wurde Hamburg von dem Joche der Franzosen erlöst und konnte nun wieder zu geordneten Verhältnissen zurückkehren. Die Verluste, die die Stadt durch die Franzosenherrschaft erlitten hatte, wurden auf 89 Millionen Thaler geschätzt.

Ähnlich wie in Hamburg war die Situation in Lübeck, nur daß hier kleinere Verhältnisse bestanden. Als einziges Blatt der Stadt erschienen die „Lübeckischen Anzeigen" in klein Quart. Sie waren 1751 von Johann Nikolaus Green als Wochenblatt gegründet worden, erschienen seit 1793 zweimal in der Woche und mit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dann noch öfter. Doch erfuhren sie eine wesentliche Verbesserung erst durch Johann Heinrich Borchers, der sie am 26. August 1807 käuflich erwarb, und dem es daher auch zufiel, das Blatt durch die schwierigsten Zeiten der Fremdherrschaft zu bringen.

Außer den Inseraten brachte das Blatt auch belehrende und unterhaltende Aufsätze, jedoch keine politischen Nachrichten, sodaß selbst über den blutigen Kampf, der sich am 6. November 1806 zwischen Preußen und Franzosen in den Straßen von Lübeck abspielte, kein Wort in den „Lübeckischen Anzeigen" zu finden ist. Doch lassen die Inserate ahnen, welch entsetzliche Szenen sich abgespielt haben. Bekanntlich drängten die Franzosen die Preußen zur Stadt hinaus und plünderten diese dann. Alles, was die Bürger an Wertsachen besaßen, wurde ihnen von den siegestrunkenen Soldaten entrissen, und so bringen denn die „Lübeckischen Anzeigen" am 12. November ein zwei Spalten langes Verzeichnis von Gegenständen, die am 6. November „verloren" gegangen, von goldenen und silbernen Uhren, die die Eigentümer von den gegenwärtigen Besitzern zum wirklichen und selbst zu höherem Preise zurückzukaufen suchen, von Geschäftsbüchern,

*) Hogendorps Memoiren S. 374 u. 383

Obligationen, Instrumenten, die wohl nur verschleppt und dann wieder weggeworfen worden waren. Dann aber folgt in den übrigen November- und den Dezember-Nummern eine lange Reihe von Todesanzeigen von den unglücklichen Opfern, die entweder durch Schüsse oder Bajonettstiche am 6. November ums Leben gekommen, oder später den Folgen der Wunden und Mißhandlungen erlegen sind. Daneben erscheinen Annoncen, in denen um Angabe des Aufenthaltsortes gefangener preußischer Offiziere gebeten wird. In schreiendem Gegensatz hierzu machen sich Anzeigen zu Theateraufführungen breit, die französische Schauspieler mitten in dem allgemeinen Elend für die französischen Offiziere veranstalten.

Auch noch weiterhin finden sich die verschiedenen Äußerungen der kriegerischen Zeit. Eine besondere Aufregung rief es in der Stadt hervor, als im Sommer 1807 die französische Besatzung durch eine spanische ersetzt wurde. War die Verständigung zwischen den Einwohnern und den französischen Soldaten schon schwierig gewesen, so war sie mit den Spaniern nahezu unmöglich, und darum wurde am 29. August eine außerordentliche Beilage des „Lübeckischen Anzeigers" ausgegeben, die eine Anweisung „über die Art zu Zubereitung derjenigen Speisen" enthielt, „welche der spanische Soldat vorzüglich liebt, und einige im täglichen Leben unentbehrliche, auf die gewöhnlichsten Bedürfnisse Beziehung habende Wörter." Hervorgehoben wurde, daß den Spaniern „jede Speise durch Hinzufügung von Zwiebeln, Knoblauch oder Porröe vorzüglich schmackhaft wird". Großen Anstoß nahmen die ehrbaren Bürger an dem Cigarettenrauchen der Spanier, und als dies bald Nachahmung in der Stadt fand, erschien am 12. September im „Anzeiger" folgender Artikel: „Bey dem Einmarsch der spanischen Truppen in unserer Stadt sah man die meisten Soldaten Taback in Papier gelegt rauchen. Diese Sitte, die zwar auch unter Vornehmeren in Spanien herrscht, ist aus mehreren Gründen sehr nachteilig. Abgerechnet, daß im allgemeinen der zu häufige Gebrauch des Rauchtabaks wegen des narkotischen Oels schadet, so ist er doch noch weit schädlicher, wenn er auf obengenannte Weise gebraucht wird. Denn erstlich

ist der Dampf zu heiß, zweitens kommt zuviel Rauch in den Mund, drittens ist der Rauch und die Hitze den Augen zu nahe, und viertens ist der Rauch des verbrannten Papiers am allergefährlichsten, denn dieser wirkt vorzüglich auf die Brust und Augen. Jeder kann sich am Abend überzeugen, wie allgemein die spanische Art zu rauchen ist .... und jeder Vater, Erzieher, Verwandte und Handwerksmann muß billig aufmerksam auf die nachteilige ausländische Sitte gemacht werden, damit die unverständige Jugend von diesem einreißenden Übel abgehalten wird."

Nach der Einverleibung Lübecks in das französische Kaiserreich mußte der „Anzeiger" natürlich auch mit dem französischen Zeitungsstempel erscheinen und für jede Nummer 3 Centimes entrichten, da sich aber in Lübeck keine Steuerstelle für Zeitungen befand, so mußte das Druckpapier jeder Nummer nach Hamburg geschickt werden, von wo es dann abgestempelt zurückkam. Auch zwiesprachig mußte das Blatt von Beginn des Jahr 1812 an erscheinen; als dann aber die schweren Niederlagen erfolgten, hielt es die französische Regierung für geraten, die Zügel nicht mehr so straff anzuziehen, und durch Dekret Napoleons vom 22. Dezember 1812 konnte die so lästige französische Übersetzung wieder wegfallen. Dagegen mußte noch am 26. Juni 1813 statt des Lübeckischen Adlers das Wappenschild des französischen Reiches mit dem kaiserlichen Adler in den Kopf des Blattes gestellt werden. Allein mit der französischen Herrschaft ging es nun doch zu Ende; am 5. Dezember mußten die Feinde die Stadt endgiltig verlassen, worauf ohne weiteres die alte Ordnung der Dinge wieder eintrat.*)

Endlich sind zum Gebiete des französischen Kaiserreiches auch noch die Stadt Erfurt und die Fürstentümer Ansbach und Bayreuth zu rechnen. Die erstere ging nach der Schlacht bei Jena durch Kapitulation am 16. Oktober 1806 mit ihrem ganzen Gebiete an die Franzosen über und blieb bis Januar 1814 unmittelbar unter französischer Herrschaft; von den beiden Fürsten-

*) Festschrift zum 150jährigen Jubiläum der „Lübeckischen Anzeigen". Lübeck 1901.

tümern wurde das erstere am 24. Februar, das letztere am 14. November 1806 von Napoleon annektiert; beide fielen dann aber mit dem Vertrage von Paris am 30. Juni 1810 dem Königreiche Bayern zu.

Die beiden Erfurter Zeitungen, die mit in die neue Zeit hineinwanderten, hatten bereits eine lange Laufbahn hinter sich und trugen nur noch wenig Lebenskraft in sich, waren also der Aufgaben, die ihrer harrten, besonders während des Erfurter Kongresses 1808, nicht gewachsen. Es waren „Der hinten und forne wohlgepuckelte hinckende Staatsbote“ und der „Europäische Geschichts-Kourier“. Das erstgenannte Blatt soll schon 1697 von David Sumpf gegründet worden sein, die älteste erhaltene Nummer stammt jedoch erst aus den Jahren 1708. Sie befindet sich in der Universitäts-Bibliothek zu Jena. Bis 1803 erschien die Zeitung in Oktav, von da an in Quart. Anfangs kam sie wohl nur monatlich heraus, von 1722 ab aller 14 Tage. In dieser Zeit erfreute sie sich auch einer ziemlich großen Verbreitung. Die Auflage soll 1500 Exemplare betragen haben. Der Preis des „Stücks“ betrug 1 Pfennig. Die innere Einrichtung war außerordentlich altväterisch. Der erste Teil einer jeden Nummer enthielt ein Gespräch zwischen dem Boten und einem Herrn, dann die politischen Neuigkeiten und allerlei Klätschereien, der zweite Teil breitere Berichte über die wichtigeren politischen Begebenheiten. Die Redaktion war äußerst mangelhaft; es wurden viele Klagen über sie laut, und es weinte daher wohl auch dem Blatte niemand eine Thräne nach, als es 1809 wegen einer Taktlosigkeit von der französischen Behörde kurzerhand unterdrückt wurde. Das andere Blatt, der „Europäische Geschichts-Kourier“, ist wohl in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts entstanden. Es kam zunächst aller 14 Tage in Quart heraus und erlangte im achtzehnten Jahrhunderte einen noch größeren Leserkreis als der „Staatsbote“. Die Auflage um 1760 wird auf 3000 Exemplare angegeben. Von 1808 ab wurde der „Kourier“ wöchentlich in einem halben Quartbogen herausgegeben. Nach der Unterdrückung des „Staatsboten“ nahm er den Titel „Privilegirte Erfurter Zeitungsblätter des Kouriers und Staatsboten“ an und erschien

nun auch in klein Folio. Aus dieser Zeit ist noch ein Blatt von Mittwoch dem 31. Oktober 1810 erhalten, das in der Bibliothek zu Erfurt aufbewahrt wird. Im übrigen scheint die rauhe Kriegszeit mit dem Blatte vollständig aufgeräumt zu haben. Die innere Einrichtung der Zeitung war dieselbe wie beim „Staatsboten“, doch unterhielt sich hier ein Wirt mit dem Kourier. Papier und Druck waren ebenso miserabel, wie beim „Staatsboten“.*)

Von der Presse der beiden Fürstentümer Ansbach und Bayreuth ist bloß die von Bayreuth hervorzuheben, und auch nur deshalb, weil sie einmal den Zorn Napoleons erregte und darum vorübergehend die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. Irgendwelche sonstige Bedeutung hat sie nicht besessen.

In Bayreuth erschien seit 1736 ein Intelligenzblatt, das 1808 auf Befehl der französischen Regierung den Titel „Anzeiger der Verordnungen der Landesverwaltung und der Gerichte“ annehmen mußte, und die „Bayreuther Zeitung“, die 1763 gegründet worden war. Dieses Blatt wurde während der französischen Herrschaft von dem Regierungs-Sekretär Hagen redigiert, der wohl bei seinen politischen Meldungen nicht die nötige Vorsicht beobachtete und dadurch den verhängnisvollen Verdacht auf sich zog, er stehe im Solde der Engländer. Daß die Engländer in ihrem Kampfe gegen Napoleon auch den Versuch machten, mit ihrem Golde die deutsche Presse zu beeinflussen, ist wohl nicht unmöglich; bei Friedrich von Gentz, mit dem wir uns noch bei der Besprechung der österreichischen Presse zu beschäftigen haben werden, ist die englische Einwirkung sogar bestimmt nachzuweisen; in Bayreuth hat sie aber wohl schwerlich bestanden. Der Verdacht Napoleons entsprang also gewiß nur aus seinem steten großen Mißtrauen gegen alles, was nur irgendwie mit England in Beziehung gebracht werden konnte.

Die „Bayreuther Zeitung“ hatte im Juli 1808 eine Korrespondenz aus Belgrad gebracht, in der gesagt war, daß zwischen

*) K. Hermann, Beiträge zur Geschichte des Zeitungswesens in Erfurt (1876). — Erfurt unter französischer Oberherrschaft vom 16. Oktober 1806 bis zum 6. Januar 1814. Deutschland 1814.

dem Pascha von Widdin und dem Großvezir Feindseligkeiten ausgebrochen und in einer Schlacht 3000 bis 4000 Mann geblieben seien. Diese Nachricht war dem Kaiser gerade jetzt, im Sommer 1808, sehr fatal, denn die politischen Verhältnisse sollten sich demnächst klären, damit im Herbst, auf dem Kongreß zu Erfurt, feste Formen durch Verträge geschaffen werden konnten. Die von der „Bayreuther Zeitung" verbreitete Meldung war aber geeignet, die türkische Regierung zu verstimmen, mit der Napoleon zunächst noch nicht brechen wollte — das sollte erst auf dem Kongresse zu Erfurt vor sich gehen, um sich damit dem Kaiser von Rußland besonders zu verbinden —, und vielleicht fühlte sich durch die Nachricht auch Österreich verletzt, zu dem sich der Kaiser demnächst möglichst freundschaftlich zu stellen wünschte. Sehr aufgebracht darüber, daß die Mitteilung der „Bayreuther Zeitung" seine Kreise stören könnte, schrieb er daher in Toulouse, wo er damals weilte, unter dem 25. Juli 1808 an seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Champagny: „Lassen Sie mich wissen, ob der hier beigefügte Artikel des „Journal de l'Empire", der aus Belgrad datiert ist, wahr oder erfunden ist. Wenn er wahr ist, so schlagen Sie mir vor, die „Bayreuther Zeitung" verbieten zu lassen." *) Und schon am nächsten Tage ließ er folgende Weisung an den Marschall Berthier, den Generalmajor der Großen Armee in Deutschland, abgehen: „Geben Sie Befehl, daß die „Bayreuther Zeitung" unterdrückt und die Korrespondenz des Redakteurs unter Siegel gelegt werde, die von französichen Offizieren anzulegen sind. Man mache sodann einen Auszug aus allen diesen Papieren, und die Schriftstücke, die Bezug auf seinen Briefwechsel mit den Engländern haben, sollen nach Paris gesandt werden. Der Redakteur werde im Gefängnis behalten, und man stelle ein Verhör mit ihm an, sowohl über seine Beziehungen zu England, wie über die Anschläge, welche er seit mehreren Jahren mit den Engländern anstiftete." (Hier wollte der Kaiser offenbar nur auf den Busch klopfen.)**) Damit aber nicht genug, veranlaßte er auch noch,

*) Brotonne, vol. II, pag. 325.

**) Lecestre, vol. I, pag. 225.

daß der „Moniteur“ (der bekanntlich von jeder Zeitungsredaktion in Deutschland gehalten werden mußte) am 5. August 1808 folgenden Artikel brachte: „Die „Bayreuther Zeitung“, ein Blatt ohne Ansehen, das seit mehreren Jahren nach dem Diktate englischer Agenten geschrieben und von Männern ohne Talent, ohne Geist und ohne Moralität redigiert wird, ist unterdrückt worden. So wird denn künftig wenigstens eine Lügen- und Alarmtrompete weniger auf dem Kontinent ertönen. Wir wünschen, daß dieses heilsame Beispiel den Redakteuren nützlich sei. Der Kaufmann, der Bürger, der rechtschaffene Spekulant haben das Recht zu verlangen, daß man ihnen Gerechtigkeit gegen den Wettstreit von Intriganten widerfahren lasse, die die Wahrheit verdunkeln und überall Beunruhigung ausstreuen möchten.“

Der Regierungs-Sekretär Hagen war mittlerweile zur Haft gebracht worden und saß darauf lange Zeit im Arrest im Kanzleigebäude. Irgend eine Schuld hat ihm aber nicht nachgewiesen werden können; von einem Zeitgenossen wird er als ein „durchaus braver Mann“ bezeichnet.*) Infolgedessen konnte denn auch, nachdem das Fürstentum Bayreuth dem Königreich Bayern zugeteilt worden war, die „Bayreuther Zeitung“ nach langjähriger Pause vom 1. September 1810 ab wieder erscheinen. Sie hat sodann noch ununterbrochen bis zum 30. Juni 1863 bestanden.**)

*) Schilling, Nachrichten über die Ereignisse in der Kreishauptstadt Bayreuth und dem vormaligen Fürstentum gleichen Namens vom Anfang des Monats Oktober 1806 bis zur Einführung des Magistrats unter kgl. bayr. Regierung. Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken. 14. Bd., 3. Heft, S. 77.

**) G. Holle, Geschichte von Bayreuth. Bayreuth 1901. S. 263.

Drittes Kapitel.

Die Presse in den Territorien der Rheinbundfürsten.

1. Die Zeitungen des Großherzogtums Frankfurt. Fürst Primas Karl von Dalberg. Die Lage der Zeitungen. Der Terrorismus der Franzosen. Klagen deutscher Regierungen über die Frankfurter Zeitungen. Die servile Haltung der Zeitungen. Ihr starker Rückgang. Schlimme Lage des „Frankfurter Journals". Unterdrückung der sämtlichen politischen Zeitungen Frankfurts. Die amtliche „Zeitung des Großherzogtums Frankfurt" und das „Frankfurter Intelligenz-Blatt".

In den Gebieten der Rheinbundfürsten*) übte der Kaiser Napoleon im Grunde dieselbe Macht aus, wie in Frankreich selbst, allein die Verwaltung war hier doch nicht so klar und straff organisiert, wie jenseit des Rheins; es fehlte jener großartige Mechanismus, den Napoleon mit genialer Hand so bald in Frankreich zu schaffen gewußt hatte. Daher wickelte sich, besonders in der Rechtspflege, alles langsamer und schwerfälliger ab, und gar manches blieb im Trubel der Kriege unerledigt. Ist doch auch eine Bundesversammlung der Rheinbundsfürsten, die von Zeit zu Zeit in Frankfurt stattfinden sollte, nie zu stande gekommen. Nur wenn es galt, dem Verlangen des „Protektors des Bundes" zu entsprechen, frische Truppen zu liefern, aufs neue Geld für die Kriegsoperationen herbeizuschaffen

*) Zu dem im Juli 1806 gegründeten Rheinbunde gehörten zunächst das Fürstentum Frankfurt, Bayern, Württemberg, Baden, das Herzogtum Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg und verschiedene kleinere Fürstentümer. Weiterhin kamen hinzu das Königreich Westfalen, Sachsen, die beiden Mecklenburg, Anhalt, Oldenburg 2c.

und die Presse mundtot zu machen, zeigte sich eine fieberhafte und geflissentlich zur Schau getragene Eile, „die echter Treue ihr äußeres Kleid gestohlen hatte".

Der Eifrigste und Ergebenste von allen war der frühere Reichs-Erzkanzler Karl von Dalberg, dem Napoleon aus den Resten des Kurstaates Mainz und der Reichsstadt Frankfurt ein Fürstentum Frankfurt zusammengeschnitten und den er zum Vorsitzenden des Rheinbundes, zum „Fürsten Primas", ernannt hatte.*)

Es gewährt ein außerordentlich trauriges Bild, zu sehen, wie ein Mann von so manchen schönen Gaben des Geistes sich in so schmachvoller Weise vor dem fremden Eroberer in den Staub warf. Ausgestattet mit reichem Wissen, durch die Dichtungen Schillers, dem er als Gönner nahe gestanden, zu einer edeln Weltanschauung emporgehoben, besaß er doch nicht die nötige Energie für ein kraftvolles und zielbewußtes Handeln. In weichlicher Sentimentalität befangen, ließ er sich von den Ereignissen treiben und raffte sich erst auf, wenn ein stärkerer Wille ihn zwang. Dann aber war er auch schnell bereit, alle seine bisherigen Grundsätze über Bord zu werfen und mit despotischer Härte das Gegenteil von dem zu vertreten, was er bisher als sein Glaubensbekenntnis ausgegeben hatte. Im Jahre 1795 schrieb er eine Abhandlung über die „Erhaltung der Staatsverfassungen", in der er ausführte, daß man, um die Glückseligkeit der Unterthanen zu befördern, nur langsam reformieren müsse und dabei so wenig wie möglich von der Gewohnheit abweichen dürfe, und als er zum Fürst-Primas ernannt worden war, hatte er nicht die geringsten Bedenken, alles Althergebrachte umzustürzen, sobald es Napoleon wünschte. Der geniale Riese hatte ihn eben vollständig geblendet und hielt ihn so in seinem Banne, daß es eine eigene Direktive für ihn gar nicht gab. „Der Wille des Kaisers", sagte daher auch einmal der Minister Karl Theodor

*) Das kleine Fürstentum hieß bis 1810 meist kurzweg der Primatialstaat. Durch den Vertrag vom 16. Febr. 1810 kamen dann zu diesem Länderkomplex noch die Fürstentümer Hanau und Fulda, worauf der Gesamtstaat zu einem Großherzogtum Frankfurt erhoben wurde.



von Eberstein, „ist bei uns oberstes Gesetz“, und als dem jungen Staate eine Verfassung gegeben werden sollte, wurde diese ganz auf französischen Grundsätzen aufgebaut, d. h. man nahm sich eine Verfassung zum Vorbilde, die ganz „aus dem Geiste des Kaisers Napoleon geflossen“ war, wie sich Dalberg selbst ausdrückte*), die Konstitution des Königreichs Westfalen, aber man strich darin die Zusicherung der freien Meinungsäußerung in Wort oder Schrift, die Preß- und Versammlungsfreiheit, ja sogar den Schutz gegen willkürliche Verhaftung.

Allerdings war durch die Streichung der Preßfreiheit den Frankfurter Zeitungen keine allzugroße Schädigung widerfahren, denn seit dem Ausbruche der französischen Revolution sahen sich alle Frankfurter Blätter fortwährend in eine Art Belagerungszustand versetzt. Wiederholt hatten die Franzosen Frankfurt besetzt und dann auch immer die Presse geknebelt. Als sie 1796 unter Kleber von der Stadt Besitz genommen hatten, wurde — um nur ein Beispiel von dem Terrorismus zu geben, den sie beständig ausübten — der Redakteur des „Ristretto“, Rat G. L. Schiller, der die Nachricht gebracht hatte, der österreichische General Wurmser habe die Franzosen geschlagen, bei Nacht durch Chasseurs aus dem Bette geholt, auf die Wache geführt und sollte, obgleich er sich darauf berief, der französische Sekretär habe sein vu oder bon unter das zur Druckgenehmigung eingereichte Exemplar der Zeitung geschrieben, nach Mantua gebracht werden, um sich von der Unrichtigkeit seiner Nachricht selbst zu überzeugen. Zum Glück für ihn bestätigte sich die Meldung alsbald.**)

Aber auch wenn die Franzosen die Stadt nicht in Besitz hatten, suchten sie auf die Zeitungen einzuwirken. Wiederholt beschwerte sich die französische Regierung bei dem Frankfurter Rat über die Frankfurter Blätter und zieh diese der Verbreitung falscher Nachrichten, die Frankreich nachteilig seien; wiederholt ließ Napoleon Schreiben an den Rat richten, in denen er tadelte,

*) Paul Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt. Frankfurt a. M. 1901. S. 84.

**) Creizenach, Über die Frankfurter Zeitungen. Mitteil. d. Vereins f. Gesch. u. Altertumskunde in Frankfurt a. M. III. Bd. S. 62.

daß eine Frankfurter Zeitung Meldungen über Truppenbewegungen veröffentlicht oder den Namen der Bourbons erwähnt habe.

Doch auch andere Regierungen zeigten sich sehr empfindlich. Sachsen beschwerte sich eines Tages beim Rate über eine Notiz im „Frankfurter Journal" des Inhalts, im Torgauer Militärgefängnis sei ein Soldat von Ratten aufgefressen worden, und Österreich war sehr empört, daß das „Journal" am 16. Juni 1804 ein freudiges Ereignis im Kaiserhause nur mit den Worten gemeldet hatte: „Ihre Majestät die Kaiserin ist mit einem Mädchen niedergekommen". Der Reichsvizekanzler ließ wegen dieses „in den gemeinsten Ausdrücken und mit Hintansetzung aller schuldigen Ehrfurcht für Ihre Kaiserliche Majestät" abgefaßten Artikels den Redakteur M. Kirchner durch die Zensurbehörde zur Verantwortung ziehen. Kirchner verschmähte es aber, sich gegenüber einer solchen lächerlichen Anschuldigung zu rechtfertigen, und gab sofort das undankbare Geschäft eines Redakteurs auf.*)

Schließlich wußte sich der verschüchterte Rat der Stadt gar nicht mehr zu helfen und verbot in einer Verordnung vom 9. Oktober 1804, daß die Frankfurter Zeitungen künftighin — man denke in dieser politisch so bewegten Zeit! — auch nur irgend etwas gegen auswärtige Regierungen brächten, und 1806 warf er sogar alle seine Würde von sich und übertrug die Zensur dem französischen Minister-Residenten Bacher.

Da war es denn nur natürlich, daß auch die primatische Regierung nur bedacht war, die Presse in ihrer ganzen Unbedeutendheit zu belassen und womöglich noch weiter einzuschränken. Gleich unmittelbar nach seiner Einsetzung, am 22. November 1806, verbot der Fürst-Primas den Zeitungen des Fürstentums, irgend etwas über seine Person, seinen Staat, oder die Angelegenheiten der Stadt Frankfurt zu bringen, was ihm nicht vorher vorgelegt worden sei. Die spärlichen politischen Nachrichten, die gebracht werden durften, liefen fast immer darauf hinaus, Napoleon den Einzigen zu vergöttern. Am ersten hierzu bereit scheint immer die „Oberpostamtszeitung" gewesen zu sein. So begeisterte sie

*) A. Dietz, Das Frankfurter Zeitungswesen. (Didaskalia 1888.)

sich z. B. im Juli 1807, als Napoleon im Frieden von Tilsit Preußen in die schwersten Fesseln gelegt hatte und nun auf der Rückreise nach Paris durch Frankfurt kam, zu einem Begrüßungsgedichte, das in folgender Weise begann:

Er kehrt zurück — Napoleon
Der Große, ohne Gleichen,
Fortunas erster Lieblingssohn,
Von Keinem zu errreichen!
Er kehrt zurück, der große Held,
Als Überwinder aus dem Feld.

Als Friedensgeber kehret Er
Zurück in seine Staaten,
Gleich einem Schutzgeist, groß und hehr,
Im Hochgefühl der Thaten,
Wie sie vor ihm kein Andrer that,
Der je das Erdenrund betrat.

Im Leitartikel hieß es:

„Seit vier Tagen war alles in hiesiger Stadt in froher Bewegung, Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, Europens Friedensstifter, die höchste Ehrfurcht, Bewunderung und den froheſten Dank für das allbeglückende Geschenk — den Frieden — bei der glücklichsten Rückkehr nach Frankfurt auf eine würdige Art zu bezeugen" rc.

Dieser servile Ton bewirkte aber nicht die geringste Besserung in der Lage der Zeitungen. Die Beeinflussungen und Bedrückungen steigerten sich nur, und da war es denn ganz natürlich, daß die Frankfurter Zeitungen mehr und mehr zurückgingen. Zufällig sind wir durch die Berichte der Stempelverwaltung jener Zeit, die noch im Frankfurter Stadtarchiv aufbewahrt werden, genau über die Zahl der Abonnenten der fünf Frankfurter Zeitungen in den Jahren 1807 und 1808 unterrichtet. Es hatte 1807 die „Oberpostamtszeitung" 5543, das „Journal de Francfort" 2154, „Der Neuwieder" 1732, das „Ristretto" 1690 und das „Frankfurter Journal" 426 Abonnenten, alle fünf Zeitungen zusammen zählten 11 545. Im Jahre 1808 hatte die „Oberpostamtszeitung" 5019, das „Journal de Francfort" 2315, „Der Neuwieder" 1466, das „Ristretto" 1402 und das „Frankfurter

Journal" 440 Abnehmer, sodaß sich also die Gesamtzahl der Abonnenten auf nur 10642 belief.

Am schlimmsten war also die Lage für den Herausgeber des „Frankfurter Journals", Dr. Dietz; hier deckten die Einnahmen die Ausgaben schon längst nicht mehr, und darum hatte Dr. Dietz auch schon vor Jahren einmal eine Eingabe gemacht, in der es hieß: „Wenn nun die Zensur weder Nachrichten, die aus offiziellen deutschen Reichszeitungen, noch Nachrichten, die aus französischen Blättern entnommen sind, nach ihrer ausdrücklichen Erklärung mehr passieren lassen will, so ist es nicht möglich, eine Zeitung mehr zu verfassen. Das deutsche Journal und Ristretto müssen also schlechterdings zum größten Schaden der Eigentümer und Aufopferung mehrerer tausend Gulden, so sie für das kaiserliche Privilegium haben zahlen müssen, eingehen."

Diese Todesahnung sollte sich auch erfüllen; aber es vollzog sich nicht ein klägliches Dahinschwinden, sondern es kam ganz unerwartet zu einem jähen Ende. Der Fürst-Primas vollführte plötzlich das Heldenstück, allen fünf politischen Zeitungen seiner Haupt- und Residenzstadt mit einem Federstrich den Garaus zu machen.

Am 3. August 1810 hatte Napoleon bekanntlich angeordnet, daß im französischen Kaiserreiche künftig in jedem Departement nur noch eine Zeitung geduldet werden solle, und dabei zugleich die Erwartung ausgesprochen, daß auch seine Verbündeten ähnliche Maßnahmen treffen würden. Darauf beeilte sich Dalberg natürlich, diesem kaiserlichen Wunsche zu entsprechen, und ging dabei noch radikaler vor, als der Kaiser in Frankreich. Unter dem 10. Oktober 1810 befahl er, daß „auf das Uns von Seiner Majestät dem Kaiser von Frankreich eröffnete Verlangen" am letzten Dezember des Jahres alle politischen Zeitungen des Großherzogtums Frankfurt aufhören sollen. In Zukunft werde nur noch eine offizielle Zeitung in Frankfurt geduldet werden, deren Redakteur vom Polizeiminister ernannt und deren Zensur vom Polizeidirektor besorgt werden solle.

Diese unerhörte Gewaltthat war es wohl hauptsächlich, die Treitschke veranlaßte, das vernichtende Urteil zu fällen, daß in

der tiefen Schmach napoleonischer Erniedrigung Karl von Dalberg als einer der Schuldigsten untergegangen sei.

Die betroffenen Blätter, neben den Frankfurter Zeitungen auch die Hanauer „Europäische Zeitung", die Aschaffenburger Zeitung und die Zeitung in Wetzlar, wagten kein Wort der Entgegnung, nicht einmal die „Oberpostamtszeitung"; lautlos verschwanden sie im Orkus, und statt ihrer erschien vom 1. Januar 1811 an die amtliche „Zeitung des Großherzogthums Frankfurt — Gazette du Grand Duché de Francfort" in deutscher und französischer Sprache. Sie war in der Hauptsache ein Auszug aus dem „Moniteur" und dem „Journal de l'Empire", teilte die Botschaft des amerikanischen Präsidenten mit, berichtete über die Revolution in Curaçao, plauderte über den Grenzverkehr der Russen und Chinesen in Kjachta, aber über die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs gegen Rußland, die alle Welt aufs lebhafteste beschäftigten, wußte sie kein Wort zu sagen, und über die zunehmende Verarmung, die immer mehr sich geltend machende Zerrüttung aller Verhältnisse erklang in ihr nicht die geringste Klage. Auch von dem wachsenden Ingrimm über die sich immer wiederholenden Aushebungen (mußte doch das Ländchen bei einer Einwohnerzahl von 250000 Menschen von 1808 bis 1813 an Napoleon gegen 7000 Mann Soldaten liefern)*) und von den schier erdrückenden Kriegssteuern (in den ersten 10 Monaten des Jahres 1813 über 8 Mill. Gulden) drang kein Laut in die Öffentlichkeit. Aber trotzalledem gab es noch ein Blatt in Frankfurt, in dem ein scharfes Auge die traurigen Zeitverhältnisse wohl gewahren konnte, dies war das „Frankfurter Intelligenz-Blatt", das als nichtpolitische Zeitung dem Verbote entgangen war. Hier auf den Inseratenseiten kam der allgemeine Rückgang oft in erschreckender Weise zum Ausdruck; die Vergnügungsanzeigen wurden immer seltener, und vom 17. September bis zum 26. Dezember 1813, an welchem Tage die „Sonntags-Gesellschaft" wieder ihren ersten Ball veranstaltete, erschien keine einzige.

*) Bernays, Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen. Berlin 1882.

Doch mittlerweile war ja bereits der große Wendepunkt eingetreten und die großherzogliche Regierung gestürzt worden. Die alten Verhältnisse wurden wieder hergestellt, und da richteten sich denn auch mitten im Tumult der flüchtenden Franzosen die unterdrückten Zeitungen aus ihrem Scheintode wieder auf.

Dalberg aber vermochte lange noch nicht an den Umschwung der Verhältnisse zu glauben. Als ihm in Konstanz, wo er ein vorläufiges Asyl gefunden hatte, sein Minister Albini durch einen Vertrauensmann, den Domäneninspektor Leonhard, eröffnen ließ, daß die Sache Napoleons rettungslos verloren sei, schüttelte er den Kopf und sagte zu dem Überbringer der Nachricht: „Auch Sie haben übertriebene Befürchtnisse, auch Sie erliegen dem Wahne, auch Sie sind der Meinung verfallen, es werde der Stern dieses Riesengeistes untergehen."

Später suchte er sich allerdings mit den Thatsachen abzufinden, so gut es ging.

---

2. Die Preßverhältnisse in Bayern. Die Blätter in Regensburg, Salzburg, Nürnberg, Bamberg und München. Napoleon über die kleine bayerische Presse. Die „Allgemeine Zeitung". Ihre Abhängigkeit von der französischen Regierung. Ihre Haltung dem Feldzuge nach Rußland gegenüber. Die Schlacht bei Leipzig und der Wirrwarr in der Redaktion. Beschäftigt sich auch später mit Vorliebe mit Frankreich.

Wesentlich einfacher gestalteten sich die Preßverhältnisse während der Rheinbundszeit in Bayern, da die dortigen Blätter — abgesehen von der Cottaschen „Allgemeinen Zeitung" — sich in höchst bescheidenen Verhältnissen bewegten und eine so geringe Selbständigkeit besaßen, daß sie sich den Weisungen des allmächtigen Napoleon ohne Weigerung fügten. Eine gewisse Bedeutung besaß wohl nur die „Staatsrelation der neuesten Nachrichten und Begebenheiten", die zweimal wöchentlich in Regensburg erschien und ziemlich getreulich über die Feldzüge in Deutschland, Spanien und Rußland berichtete. Für das ehemalige Erzbistum Salzburg, das nach verschiedenen Schicksalsschlägen 1810 an Bayern kam und bis 1816 bei diesem verblieb, erschien seit 1784 eine „Staats-

Zeitung von Salzburg", die sich aber kaum erhalten konnte. Dennoch schleppte sie sich bis 1858 hin, in welchem Jahre sie bei einer Auflage von 130 Exemplaren endlich einging.*)

Nürnberg, das ehedem eine sehr hervorragende Rolle im Zeitungswesen gespielt hatte (vergl. Band I, S. 14), war zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts in vollständigen Verfall geraten und hatte damit auch jede journalistische Bedeutung verloren. Die Nürnberger Zeitung des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, der „Friedens- und Kriegskurier" (gegründet 1670), erschien zwar noch, bot aber so wenig, daß 1804 drei angesehene Männer der Stadt, der fürstlich hohenlohische Gesandte zum fränkischen Kreistage von Schaden, der württembergische Gesandte Graf von Taube und der Kartograph Major Hammer, ein neues Blatt gründeten, das vom 1. Oktober ab unter dem Titel „Fränkischer Correspondent" erschien, aber schon mit dem 1. Januar 1806 die Bezeichnung „Correspondent von und für Deutschland" erhielt. Auch kam es jetzt in Folio heraus, während es bisher Quartformat gehabt hatte. Das Eigentumsrecht ging dabei von den Gründern an die Familien von Schaden und Zehler über. Dem deutschen Geiste machte die Zeitung in dieser Periode jedoch keine Ehre; sie schwamm durchaus im französischen Fahrwasser und äußerte sich oft sehr gehässig, wenn andere deutsche Blätter einmal ihre deutsche Gesinnung zu bekennen wagten. Später hat die Zeitung allerdings diesen Flecken auf ihrem Schilde vollständig getilgt.**) Dieselbe napoleonische Gesinnung kam auch in Bamberg in der „Bamberger Zeitung", die täglich in Quart erschien, zum Ausdruck. Das Blatt war am 1. Juli 1795 von dem eingewanderten Franzosen Gerhard Gley gegründet worden und wurde vom April 1807 bis zum Herbst 1808 von keinem Geringeren, als dem jungen Philosophen Hegel redigiert, der durch die Schlacht bei Jena aus seiner akademischen Bahn geschleudert worden war. Aber trotz seiner hohen Bewunderung, die Hegel damals für Napoleon hegte, hatte er doch fortwährend Belästi-

*) J. Riedl, Salzburgs Zeitungswesen. Salzburg 1863.

**) Priem, Geschichte der Stadt Nürnberg. Nürnberg 1875. S. 309.

gungen von französischer Seite zu erdulden und verlangte darum sehr danach, wieder zu seiner Lehrthätigkeit zurückkehren zu können. Schließlich bot sich ihm auch eine Rektorstelle in Nürnberg, und darauf schrieb er denn an den Centralschulrat Niethammer: „Ich sehne mich umsomehr, von meiner Zeitungs-Galeere endlich wegzukommen, als ich kürzlich wieder eine Inquisition hatte, die mich an meine ganze Lage näher erinnerte.“ *) Als sein Nachfolger trat Johann Josef Stutzmann ein, der sich aber den Verhältnissen so wenig anzubequemen wußte, daß bereits am 15. Februar 1809 die Suspendierung des Blattes erfolgte. Darauf erschien vom 1. Januar 1810 ab in Bamberg ein „Fränkischer Merkur“, geleitet von dem Arzte Dr. K. F. G. Wetzel (gest. 1819), der sich auch durch Gedichte und Dramen bekannt machte. Ganz außerordentlich ärmlich blieb die Zeitungslitteratur in der Landeshauptstadt München. Die etwa 1745 ins Leben gerufenen „Münchener Staats-, Gelehrten- und Vermischten Nachrichten“, die ursprünglich nur viermal und dann fünfmal in der Woche erschienen waren, kamen zwar von 1800 ab, nachdem sie den Titel „Kurpfalzbairische Münchener Staatszeitung“ angenommen und Lorenz Hübner zum Redakteur erhalten hatten, sechsmal in der Woche heraus, brachten aber immer nur die allerdürftigsten Notizen. Der Inhalt erweiterte sich auch nicht, als 1806 der Titel in „Königliche baierische Münchener Staatszeitung“ und 1807 in „Münchener politische Zeitung“ umgeändert wurde. Eine Ergänzung hierzu bildeten die „Wöchentlichen Nachrichten“, die Anzeigen aller Art enthielten und Mittwochs und Samstags ausgegeben wurden. Das Publikum hatte diese öftere Ausgabe in der Woche durchgesetzt, trotz des Widerstandes von Redaktion und Verleger, die ihrem Publikum mit dürren Worten Dummheit und Faulheit vorwarfen, Dummheit, weil sie größere Artikel nicht verstehen könnten, und Faulheit, weil sie keine Zeitung liebten, mit der sie nicht allenfalls in einer halben Stunde

*) Briefe von und an Hegel, herausgegeben von Karl Hegel, 2 Teile, Leipzig 1887, wo sich auch noch weitere Aussprüche Hegels über seine Thätigkeit als Redakteur finden.

beim Kaffee oder während des Anziehens fertig werden könnten.*) Zu dieser „Staatszeitung“ gesellte sich dann 1807 noch eine „Königlich privilegirte baierische Nationalzeitung“, die im ersten Jahre täglich, dann sechsmal wöchentlich (bis 1820) erschien und neben den politischen Nachrichten und Verordnungen auch litterarische Mitteilungen brachte. Dem allgemeinen Verkehr diente das übliche „Intelligenzblatt“, das jedoch bis 1810 nur einmal in der Woche (am Sonnabend), von 1811 ab zweimal (am Dienstag und Freitag) ausgegeben wurde.

Aber so wenig auch die kleinen bayrischen Blätter zu bedeuten hatten, unbeachtet ließ sie Napoleon doch keineswegs, und bereits 1807 wies er Talleyrand an: „Schreiben Sie Herrn Otto, daß die Erlanger und selbst die Münchener Zeitung mir von keinem guten Geiste beseelt zu sein scheint. Die Münchener Zeitung hat gesagt, die Russen hätten die Schlacht von Eylau gewonnen.“ **) Und in dem ernsten Frühling von 1813, in welchem es ihm darauf ankam, daß die Stimmung in Bayern nicht zu gunsten Österreichs und Preußens umschlug, befahl er seinem Minister Maret unter dem 4. April: „Bezeigen Sie meinem Gesandten am bayrischen Hofe mein Mißfallen darüber, daß er in den Nürnberger, Bayreuther, Augsburger und anderen bayrischen Zeitungen alle die fatalsten Nachrichten drucken läßt. Machen Sie ihm begreiflich, daß er das dringendste Ansuchen an die bayrischen Minister zu stellen hat, um dies in Zukunft zu verhindern.“ ***) Zu einem Konflikte scheint es aber nirgends ge-

*) A. Schöttl, Münchener Zeitungswesen in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts (Monatsschr. d. hist. Vereins v. Oberbayern). München 1896. Es sei jedoch bemerkt, daß in dem in der Königl. bayer. Hof- u. Staatsbibliothek zu München sich befindenden Exemplare diese „Wöchentlichen Nachrichten“ als Beigabe (am Mittwoch und Sonnabend) nicht nachzuweisen sind. Nur für die Jahre 1781—1793 ist dem Hauptblatte ein „Münchener Wochenblatt“ (das einmal wöchentlich, am Mittwoch, erschien) beigebunden; eine weitere Beilage erschien 1781—1799 alle Sonnabende als „Anhang zur Münchener Zeitung“.

**) Bretonne, vol I, pag. 175.

***) Lecestre, vol. II, pag. 227.

kommen zu sein. Die Blätter ertrugen selbst die härteste Tyrannei Napoleons und hatten dabei ja auch beständig in der „Allgemeinen Zeitung" ein großes Beispiel vor Augen.

Bekanntlich stand die Cottasche „Allgemeine Zeitung" schon seit 1805 im Banne der napoleonischen Regierung (vergl. S. 36—51), wurde aber von dieser in den nächsten Jahren noch fester umklammert, besonders seit die Redaktion 1810 nach Augsburg verlegt worden war, wodurch die Entwicklung der Zeitung erheblich gefördert und ihr Absatzgebiet wesentlich erweitert wurde.

Die Übersiedelung von Ulm nach Augsburg erfolgte, weil durch den Schönbrunner Frieden Ulm württembergisch geworden war und Cotta in Bayern bleiben wollte, wo seiner Zeitung von der Regierung so viele Freundlichkeiten erwiesen und so manche Erleichterungen gewährt worden waren. Er wählte daher Augsburg als das neue Domizil seines Blattes und that damit jedenfalls einen vorzüglichen Griff. Denn noch immer war Augsburg die blühende Handelsstadt der deutschen Renaissance, der große Stapelplatz des Venediger und des deutsch-nordischen Handels, ein Verkehrsplatz allerersten Ranges geblieben. Noch nicht über München und Rosenheim, sondern über Augsburg, Partenkirchen und Mittenwald führte der große Weg der Deutschen ins Tirol und Welschland hinüber, den in alten Jahrhunderten von dem großen Heerschau- und Sammelplatze des Lechfeldes so oft die Kaiser gezogen. Die Posten, die morgens in Augsburg eintrafen, blieben an diesem Hauptpunkte bis 5 Uhr nachmittags liegen; die Nachrichten, die sie brachten, konnten also inzwischen in die dort erscheinenden Zeitungen verarbeitet und diese gleichzeitig mit jenen neuen Nachrichten nach allen Radien des Verkehrsnetzes befördert werden. Man durfte also sagen, keine Stadt Europas lag damals für den Nachrichtenbedarf einer allgemeinen Zeitung so zentral und günstig, wie Augsburg.*) Die „Allgemeine Zeitung" blieb denn auch bis zum Jahre 1882 dort und wurde bald kurzweg „Augsburger Allgemeine" genannt.

Leider sollte mit der wachsenden Bedeutung der „Allgemeinen

---

*) Heyck, S. 86.

Zeitung“ auch deren Abhängigkeit von der französischen Regierung zunehmen. Die „objektive berichterstattende internationale Unparteilichkeit“, die sie bisher erstrebt hatte, mußte sie mehr und mehr aufgeben. Der Redakteur Stegmann war, wie auch Heyck zugiebt,*) kein Patriot, und das sollte ihm zum Verhängnis werden, denn nachdem er sich von Napoleon hatte umgarnen lassen, durfte er auch kein Kosmopolit mehr sein; er durfte nur noch schreiben, was dem Kaiser für seine Zwecke passend erschien. So schrumpfte denn in der „Allgemeinen Zeitung“ die Rubrik „Deutschland“ mehr und mehr zusammen. Über Nebensächliches, die neue Rangordnung am württembergischen Hofe, über den Platz, den jetzt der Hof-Paukentrompeter und der Haus-Kämmerling einnahmen, über die Pracht der Uniformen wußte sie nicht genug zu sagen. Über das Elend im Lande schwieg sie; nur über Feuersbrünste und derartige Unglücksfälle berichtete sie. Von Preußen brachte sie fast gar nichts. In den Jahren 1809 und 1810 wagte sie zwar einige Korrespondenzen des Freiherrn von Stein abzudrucken, weiterhin gab sie aber nur dann und wann eine Notiz über Berlin wieder. Als sie 1811 die Feier des königlichen Geburtstages (3. Aug.) erwähnte und dabei berichtete, daß auch Höferinnen von Berlin ihre Stände mit Blumen geschmückt hätten, fügte sie bloß hinzu: „Eine unschuldige, freundliche Äußerung wahrhafter Volksliebe.“ Eine unerhörte Schmähung der deutschen Litteratur und des deutschen Volkes, die sich das „Journal de l'Empire“ erlaubte, wobei es von „burlesken Narrheiten“, „ekelhafter Verderbtheit“ und den „unbegreiflichen Thorheiten“ der litterarischen Grundsätze Goethes und Schillers sprach, nahm die Zeitung ruhig hin und nannte sie nur „merkwürdig“. Dagegen trat sie angelegentlich für die Kontinentalsperre ein, die Deutschland so schwer schädigte, und rief begeistert aus: „Dank sei also dem Helden und Schützer des Kontinents, dessen Maßregeln die deutsch-französischen Fabriken von neuem beleben und in Aufnahme bringen werden. Dank dem großen Napoleon!“ Gleichzeitig meldet sie eifrig von zahlreichen Grausamkeiten, deren

*) Seite 179.

sich die Engländer allerwärts in der Welt schuldig machen sollten. Natürlich that sie auch reichlich das Ihrige zur Verschleierung der ungeheuern Rüstungen, die 1811 für den Feldzug nach Rußland ins Werk gesetzt wurden. Unter dem 11. Juli 1811 ließ sie sich aus Leipzig schreiben: „Es verbreiteten sich auf einmal von allen Seiten ungegründete Gerüchte von großen Rüstungen an der Ostsee und im nordöstlichen Europa. Übelwollende oder feigherzige Alarmisten sahen schon an der Memel und der Narew schlagfertige Heere stehen! So beruhigend auch die Erklärungen beider erhabenen Kaiserhöfe waren, so legte man doch gewissen Truppenbewegungen, die doch nur dem Schutze unserer (durch England) bedrohten Küsten galten, eine sinistre Bedeutung unter." Die augenfällige Mobilmachung der sächsischen Armee wurde einfach geleugnet, dabei aber sagte derselbe Artikel von den sächsischen Soldaten ungeschickterweise: „Alle brennen vor Begierde, sich des großen Bundes würdig zu zeigen, der ihr Vaterland an den mächtigen Staatenverein knüpft, über welchem der erste Held und Herrscher in der Geschichte waltet." Und als dann der Krieg begann, bezeichnete sie ihn als den welthistorischen Kampf unter Führung des größten der Helden für die heilige Sache der europäischen Kultur gegen die Barbarei und gegen die Vergrößerungssucht des nordischen Reiches. Auch übernahm sie die Artikel der offiziösen Zeitungen, die den germanischen Jüngling selig priesen, daß er sich zu dem neuen großen Kampfe für die Civilisation den sieggewohnten Phalanxen Galliens hinzugesellen dürfe. Weiterhin vermochte sie dann aber über den grausigen Feldzug nicht viel mehr als die amtlichen französischen Bulletins zu bringen und mußte auch über die große Zeit, die nun folgte, die Konvention von Tauroggen, den Vertrag von Kalisch, die gewaltige Begeisterung der Märztage von 1813, den Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk und die ganze ungeheuere patriotische Bewegung, die jetzt von Nord-Osten daherflutete, ihre Leser lange im Unklaren lassen. Direkte Nachrichten gingen ihr, da sie von jeher mit Preußen keine rechte Verbindung gepflegt hatte, gar nicht zu; was sie brachte, schöpfte sie erst aus dem „Österreichischen Beobachter".

Plötzlich aber erhebt sich in der Zeitung ein seltsamer Wirbelwind; der bisherige gemessene, kühle Ton wird unruhig, leidenschaftlich, und die verschiedensten Nachrichten purzeln durcheinander. In der Nummer vom 24. Oktober 1813 erscheint die erste Nachricht, daß bei Leipzig eine Schlacht geschlagen worden sei, unmittelbar darauf treffen weitere Mitteilungen ein; ein Privatbrief aus Gera, der zum Abdruck kommt, spricht sogar von einer glorreichen Leipziger Schlacht. Die Redaktion ist jedoch ganz aus dem Gleichgewicht geraten, sie weiß offenbar nicht aus noch ein und druckt in ihrer Ratlosigkeit auch, ohne ein Wort hinzuzufügen, das offizielle französische Bulletin ab, das — mit der Aufzählung der Pagen beginnt, die die Ehre gehabt haben, die Schleppe Ihrer Majestät der Kaiserin bei irgend einer Festlichkeit zu tragen, und dann erst mitteilt, daß bei Leipzig Kämpfe stattfanden. „Das ganze Schlachtfeld blieb in unserer Gewalt", hieß es dann aber weiter, „und die französische Armee war auf den Feldern von Leipzig ebenso siegreich, wie sie es auf jenen von Wachau gewesen war." Der eingetretene Munitionmangel „machte eine schnelle Bewegung nach einem unserer Depote notwendig", wofür Napoleon Erfurt wählte. Bei dem Marsche durch die Stadt Leipzig wurden Zufall und Ungeschicklichkeit die Ursache einiger bedauerlicher Zwischenfälle; „der durch die Schlachten vom 16. und 18. in Bestürzung geratene Feind faßte durch die Unglücksfälle vom 19. wieder Mut und gab sich die Miene des Siegers." Dann kommen wieder andere Korrespondenzen, aus denen die große, ungeheure Niederlage Napoleons unzweifelhaft hervorgeht. Eine bisher nie in diesen Blättern verspürte patriotische Begeisterung spricht aus diesen Berichten. Das Wort „Vaterland", das bisher nie gebraucht worden war, taucht auf und erscheint wiederholt. Zunächst bezieht es sich nur auf Bayern, bald auf ganz Deutschland. Allein die Redaktion kann sich noch immer nicht in den Umschwung finden, nach wie vor druckt sie auch ferner noch die Korrespondenzen aus Paris ab, die die Vorgänge in französischem Lichte zeigen. Doch endlich ist es sonnenklar: die Sache Napoleons ist vollständig verloren, und die „Allgemeine Zeitung" bezeichnet jetzt selbst die amtlichen

Meldungen aus Paris, von denen sie ehedem keinen Buchstaben zu ändern wagte, als eitel Lügen. Auch für sie ist nun die napoleonische Zeit vorüber, aber das Interesse für Frankreich hat darum doch nichts eingebüßt; noch Jahrzehnte hindurch sind es vor allem die französischen Zustände, die in der „Allgemeinen Zeitung“ die ausführlichste Erörterung erfahren.

---

3. Die württembergische Presse. Deutsche Haltung des „Schwäbischen Merkurs“. Der Druck Napoleons. Die französische Sprache im „Merkur“. Die Korruption 1812 und 1813. Die Schlacht bei Leipzig stürzt die Herrschaft der Lüge. Der „Merkur“ tritt wieder für die deutsche Sache ein.

In Württemberg hielt die deutsche Gesinnung in der Presse etwas länger Stand, als in Bayern. Der „Schwäbische Merkur“ in Stuttgart, auch während der Rheinbundszeit die bedeutendste Zeitung des Landes, konnte sich nur schwer zu einer franzosenfreundlichen Haltung verstehen. Der Leiter des „Merkur“, Professor Ch. G. Elben, hatte stets den deutschen Standpunkt vertreten und war dabei gewiß auch dem Wunsche seines Leserkreises entgegengekommen, denn er vergrößerte sich beständig bis gegen das Ende des Jahrhunderts hin. 1790 hatte das Blatt nur erst 1223 Abonnenten gehabt, 1800 aber bereits 3816. So lange es nur eben anging, trat Elben stets offen mit seinem deutschen Empfinden hervor. Er verhehlte nicht seinen Schmerz, Mainz und Köln unter die Überschrift „Frankreich“ stellen zu müssen, und scheute sich auch nicht, als sich Napoleon zum Kaiser ausrufen ließ, die Rede Carnots, die dieser im Tribunal gegen das Kaisertum gehalten hatte, ausführlich wiederzugeben. Als dann aber der allmächtige Kaiser selbst nach Stuttgart kam, und das Land durch den Rheinbund in vollständige Abhängigkeit zu Napoleon geriet, da durfte irgend welche Gegnerschaft nicht mehr in die Erscheinung treten; alles, was nur irgendwie Mißfallen bei der französischen Regierung erregen konnte, mußte man ängstlich vermeiden. So durfte z. B. die Erschießung Palms (26. Aug. 1806) mit keinem

Worte erwähnt werden. Bei Nachrichten, die aus England stammten, mußte das Blatt stets die Zeitung nennen, aus der der Artikel genommen worden war, und es durfte auch nie der Beisatz fehlen, daß die Mitteilung über Frankreich gekommen, d. h. dort bereits zensiert worden sei.

Nach und nach trat auch die Bevorzugung der französischen Sprache immer mehr hervor. Die reichlichen Anmerkungen zu den vielen Aktenstücken, die fortwährnd in deutscher und französischer Sprache zum Abdruck kamen, wurden schließlich nur in französischer Sprache gegeben, und nach der neuen Einteilung des Landes mit Vorliebe die französischen Bezeichnungen „Departement du haut Necker“, „Departement de la forêt noire“ ꝛc. angewendet.

Eine besonders lästige Verordnung wurde 1810 erlassen. Sie lautete: „Für die Zukunft ist ein Zeitungsblatt einige Stunden vor der Ausgabe desselben jedesmal des Herrn Staats- und Kabinettsministers von Taube Exzellenz vorzulegen.“ Durch diese Maßregel wurde die Ausgabe der Zeitung oft sehr unliebsam verzögert.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Korruption der Presse in den Jahren 1812 und 1813. Bei dem Feldzuge nach Rußland leistete die Verlogenheit der napoleonischen Bulletins, die ja die einzige Nachrichtenquelle für die Zeitungen über den Krieg bildeten, das Möglichste. Der Brand von Moskau ist zunächst nur ein ungeheuerer Verlust der Russen. Unter dem 16. Dezember bringt der „Merkur“ eine Meldung aus Wilna vom 29. Novbr., in der es heißt: „Wir erhalten soeben die Nachricht, daß der französische Kaiser am 26. bei Wesilowo an der Bereczyna auf den Admiral Tschitschagow gestoßen ist und ihn total geschlagen hat“, worauf dann noch die Angabe von den üblichen 9—10000 Gefangenen und das unvermeidliche „der Kaiser war nie wohler“ folgt. Und noch am 17. Dezember, an welchem im „Moniteur“ das berüchtigte 29. Bulletin erschien, das den Parisern die ganze Wahrheit von dem entsetzlichen Mißerfolge des Feldzuges enthüllte, hieß es im „Merkur“: „Am 14. traf unerwartet der Kaiser in Dresden ein und reiste nach Paris; die sämtlichen

alliierten Armeen haben nach dem glorreichen Siege am 28. November (Beresina!) die Winterquartiere bezogen unter dem Kommando des Königs von Neapel." Der Abdruck des 29. Bulletins wurde dem „Merkur" erst am 24. Dezember gestattet. Von der Übereinkunft von Tauroggen (30. Dez. 1812) erfuhren die Leser des „Merkur" erst zufällig etwas am 20. Januar 1813, und zwar durch eine Rede Marets im französischen Senat, in der es u. a. hieß: „General York hat seine Ehre gebrandmarkt, seinen König verraten!" Von der Begeisterung, die nach und nach im Osten aufloderte, drang natürlich nichts bis zum „Merkur", doch wurde unter dem 27. Februar 1813 aus Breslau gemeldet, „der König habe die Errichtung von Jägerdetachements aus Freiwilligen verordnet", allein das klang so, als ob diese Rüstungen nicht gegen, sondern für Napoleon ins Werk gesetzt würden. Bald aber weht doch schon etwas von der Morgenluft der neuen Zeit herüber, der Ton der Mitteilungen wird etwas frischer, und Ende März wagt der „Merkur" einmal wieder die lang entbehrte Überschrift „Deutschland", was freilich noch voreilig war. Aber den Aufruf „An mein Volk" kann er natürlich nicht bringen; eine solche Sprache läßt die napoleonische Zensur nicht zu. Von dem Bündnisse Preußens mit Rußland werden zwar die Aktenstücke veröffentlicht; aber sie werden durchweg mit französischen Anmerkungen durchsetzt. Im Sommer 1813 schwelgt dann die französische Regierung noch einmal in Siegesnachrichten; die Treffen bei Lützen, Bautzen und Dresden werden als großartige Errungenschaften gefeiert, und zuletzt schwingt sie sich noch zur kühnsten Leistung empor, die sie jemals gewagt hat; unter dem 19. Oktober meldet sie: der Kaiser Napoleon habe bei Leipzig den Feind neuerdings komplett geschlagen und befinde sich bei außerordentlich guter Gesundheit. Der „Merkur" druckte diese Nachricht in seiner Nummer vom 25. Oktober ab. Damit war aber die Herrschaft der Lüge vorüber. Schon am 26. Oktober brachte der „Merkur" eine im großen und ganzen richtige Darstellung des großen Weltgerichtes, das sich auf den Feldern von Leipzig vollzogen hatte. Jetzt hieß es: „Der Sieg der Verbündeten war der vollständigste, glänzendste"; „die Resultate der

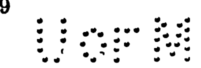
Schlachten bei Leipzig sind unermeßlich und entscheidend"; „alles kündigt an, daß Deutschlands Sache entschieden worden ist". Jetzt ist Frankreich „der Feind", die ganze Stimmung eine andere, und ohne daß irgendwie der Umschlag motiviert wird, herrscht jetzt eine allgemeine Begeisterung für die deutsche Sache. Man fühlt es ordentlich, wie die Redaktion aufatmet, daß der napoleonische Druck geschwunden ist.*)

---

4. Die badische Presse. Buntscheckigkeit der badischen Zeitungslitteratur. Zensurverhältnisse. Das Eingreifen von Paris aus. Das „Journal politique de Mannheim" und seine Schicksale. Die „Rheinische Bundeszeitung". Die Vorsicht der badischen Blätter. Rückgang der Zeitungen. Napoleon nimmt die Unvorsichtigkeit der „Freiburger Zeitung" zum Vorwande, sämtliche badische Zeitungen zu unterdrücken. Gründung der badischen „Staatszeitung".

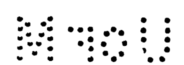
Ganz besonders schwer lastete die napoleonische Faust auf der Presse Badens. Mit einer Willkür ohnegleichen wurde hier von den Franzosen gegen die Zeitungen verfahren und schließlich das ganze Zeitungswesen vernichtet. Ursprünglich besaß Baden eine ziemlich umfangreiche, aber auch recht buntscheckige Zeitungslitteratur. Als aus der alten Markgrafschaft in den Jahren von 1803 bis 1806 durch Angliederung von allerlei Territorien das Großherzogtum geschaffen wurde, kam eine Anzahl von Städten und Städtchen zu dem neuen Staatengebilde, in denen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die verschiedenartigsten politischen Tages- und Wochenblätter entstanden waren. Es erschienen der „Konstanzer Volksfreund", die „Freiburger Zeitung", das „Lahrer Wochenblatt", das „Pforzheimer Wochenblatt", die deutsche „Mannheimer Zeitung", das Mannheimer „Journal politique", und späterhin kam noch die „Rheinische Bundeszeitung" hinzu. In der Landeshauptstadt erschien die „Karls-

*) Otto Elben, Geschichte des Schwäbischen Merkurs. Stuttgart 1885. S. 32 u. f.



ruher Zeitung". Die Zensurverhältnisse für diese Blätter der verschiedensten Richtungen wurde durch eine „Bücherzensurordnung" vom 19. Dezember 1803, die auch für die Presse maßgebend war, geregelt. In Artikel IV, Ziffer 5, hieß es dort: In den Zeitungen darf nichts veröffentlicht werden, was geeignet ist, die Regierung in Zwist mit dem Auslande zu verwickeln, bei benachbarten oder befreundeten Staaten Ärgernis zu erregen, oder in Kriegszeiten das Interesse der Verbündeten zu schädigen, „kurz wovon leicht vorgesehen werden könnte, daß es Uns oder Unsern Landen Nachteil bringen möchte". Diese Bestimmungen wurden aber mit Milde gehandhabt, solange Baden noch dem alten Reichsverbande angehörte; die Verhältnisse änderten sich jedoch sofort bei seinem Eintritt in den Rheinbund.

Die napoleonische Regierung hielt es jetzt für notwendig, sich beständig in die innern Verhältnisse des Grenzlandes einzumischen und dort zu schalten und zu walten, als wenn es eine französische Provinz wäre. Die Zeitungen wurden von Paris aus ganz so wie die französischen überwacht und schließlich vollständig in Fesseln geschlagen, am heftigsten die Mannheimer Blätter verfolgt, weil sie die bedeutendsten waren. Am schlimmsten erging es dem „Journal politique de Mannheim". Diese Zeitung war im Februar 1801 von einem gewissen Solomé, der früher eine „Gazette des Deux-ponts" herausgegeben hatte, mit einem vom Kurfürsten Max Joseph verliehenen, auf 25 Jahre lautenden Privileg gegründet worden. Nach seinem bereits 1802 erfolgten Tode hatte dann seine Witwe das Unternehmen fortgesetzt und die Abonnentenzahl auf ungefähr 600 erhalten. Der Leserkreis des Blattes war also nur klein, doch erfreute es sich allgemeiner Achtung und eines gewissen Einflusses, Grund genug für die französische Behörde, ihm in seiner weiteren Entwickelung möglichst hinderlich zu sein. Die Belästigungen begannen bereits im März 1807. Das Journal hatte in seiner Nr. 78 dieses Jahres ein Schreiben eines gewissen Ascof an den Sekretär des Zaren, Cordier de Launay, die Schlacht bei Eylau betreffend, zum Abdruck gebracht — vermutlich nach dem Pariser „Publiciste" —, jedoch nur auszugsweise und, wie behauptet wurde, unter ge-



flissentlicher Auslassung der bezeichnendsten Stellen. Allein der französische Geschäftsträger in Karlsruhe, Baron Massias, nahm an diesem Briefe Anstoß und führte bei dem badischen Minister von Edelsheim Klage, worauf dieser der Witwe Solomé sein Befremden über den Vorfall aussprechen und dem Redakteur künftig mehr Vorsicht anempfehlen ließ. Der Großherzog wünsche dringend, daß kein Journalist der französischen Regierung, der er aufrichtig ergeben sei, Grund zur Klage gebe. Damit war der Konflikt beigelegt; auch ein zweiter wurde noch durch Edelsheims Geschick auf gütliche Weise erledigt; dann aber gestaltete sich die Situation für das Blatt rasch ernster, da der immerhin leicht zu beruhigende Massias versetzt wurde und der fanatische Aufpasser und Angeber August Talleyrand an seine Stelle trat. Schon im Mai 1808 fand dieser Veranlassung, gegen das „Journal" vorzugehen. Dies hatte nach bayrischen Zeitungen in seiner Nr. 128 ein Rundschreiben des Papstes gebracht, in welchem dieser gegen die Ausweisung der Kardinäle aus Rom Verwahrung einlegte und sie zum Widerstande aufforderte. Doch ergab sich aus den Schlußbemerkungen deutlich, daß der Artikel keineswegs für den Papst Partei ergriff. Trotzdem behauptete Talleyrand, es liege hier ein schweres Preßvergehen vor, weil der Kaiser jede Erörterung der Händel mit der Kurie vermieden wissen wolle, und verlangte die Suspendierung der Zeitung. Der Minister von Edelsheim zögerte zunächst, wegen einer solchen geringfügigen Sache einzuschreiten, suspendierte dann aber das Blatt auf acht Tage und ließ außerdem dem französischen Geschäftsträger mitteilen, dem Redakteur wie dem Zensor sei eröffnet worden, der Großherzog habe mit äußerstem Mißfallen die Veröffentlichung des Rundschreibens bemerkt. Wäre dasselbe nicht bayrischen Zeitungen entlehnt gewesen, so würde die Strafe härter ausgefallen sein.

Diese Bestrafung genügte aber Talleyrand nicht, und zwar um so weniger, als der französische Minister des Auswärtigen, Champagny, ihm unter dem 24. Mai 1808 mitteilte, der Kaiser sei damit einverstanden, daß er die Unterdrückung des Journals gefordert, und wünsche sogar, daß künftig überhaupt keine

Zeitung in französischer Sprache mehr in der Nähe der Grenze erscheine. Allein von Edelsheim entsprach den Forderungen Talleyrands nicht; er wies darauf hin, daß der Großherzog bei der Übernahme der Pfalz die Privilegien des „Journal politique“ garantiert habe, ein Verbot desselben würde ihn also verpflichten, dem Verleger den daraus erwachsenden beträchtlichen Schaden — etwa 60000 fl. — zu ersetzen. Auch habe man alle Ursache zu glauben, daß das Blatt der französischen Regierung selbst schon wiederholt gute Dienste geleistet habe. Es solle aber in Zukunft die strengste Zensur geübt und kein Artikel zugelassen werden, der nicht aus dem „Moniteur universel“, der „Gazette de Hollande“, dem „Moniteur westphalien“ und den offiziellen Zeitungen von Mailand und Neapel stamme. Im übrigen solle sich das „Journal“ auf litterarische Nachrichten beschränken; auf diese Weise werde künftig jeder Anlaß zu Klagen vermieden. Bestehe indes der Kaiser trotzdem auf der Unterdrückung des Blattes, so werde der Großherzog ihm als erneuten Beweis seiner Ergebenheit auch dieses Opfer bringen.

Mit dieser Erklärung gab man sich endlich in Paris zufrieden; aber schon beim Beginn des Jahres 1809 kam es zu neuen Differenzen. Die im Januar 1808 in Mannheim gegründete „Rheinische Bundeszeitung“ brachte einen Artikel über die Haltung Rußlands dem Könige von Preußen gegenüber; Rußland wurde darin der Treulosigkeit bezichtigt. Dieser Artikel mißfiel in Paris, weil jetzt Rußland der Bundesgenosse Frankreichs war und nicht verletzt werden sollte, und da man irrtümlich das „Journal“ für dasjenige Blatt hielt, das ihn gebracht hatte, so verlangte man die sofortige Unterdrückung dieser Zeitung. Hiergegen wurde der Minister von Edelsheim vorstellig und klärte den Irrtum auf; da man nun aber einmal in Paris mißgestimmt war, so erging schließlich nach mehrmaligem Hin- und Herschreiben von Napoleon der Befehl, beide Zeitungen haben aufzuhören zu erscheinen. Dieser alles Rechtsgefühl verhöhnenden Entscheidung wußte aber die badische Regierung dadurch zu begegnen, daß sie wenige Tage nach der Unterdrückung der „Rheinischen Bundeszeitung“ dieser gestattete, als „Rheinische Corre-

spondenz" und dem „Journal" als „Nouvelles littéraires et politiques" wieder aufzuleben.

Der französischen Regierung entging aber der Schachzug nicht, und als sich bald darauf die „Mannheimer Zeitung" eines kleinen Vergehens schuldig machte — sie hatte nach der Wiener Hofzeitung einen Bericht über die Kämpfe in Spanien gebracht, in dem der Mut der Spanier hervorgehoben wurde —, verordnete der Minister unter dem 25. März 1809 in scharfem Tone die Unterdrückung sämtlicher Zeitungen Mannheims und bemerkte dabei auch zugleich, daß keins der Blätter etwa unter anderer Marke wieder auftauchen dürfe. Allein der Minister von Edelsheim wandte sich noch einmal nach Paris und betonte besonders die finanziellen Verpflichtungen, die dem Großherzog durch die Unterdrückung der Zeitungen erwüchsen. Einer der Zeitungsverleger verlange eine Entschädigung von 12000 fl., ein anderer sicherlich ebensoviel, sodaß der Großherzog vielleicht genötigt würde, 40000 Francs zu opfern, obgleich er mit aller zulässigen Strenge gegen die Presse eingeschritten, und dies in einem Augenblicke, da er angestrengt bemüht sei, den beträchtlichen Anforderungen nachzukommen, welche der Krieg an seine Finanzen stelle. Der Hinweis auf diese pekuniäre Seite scheint in Paris zu einigem Nachdenken veranlaßt zu haben; zudem brach der Krieg gegen Österreich aus und lenkte die Aufmerksamkeit auf andere, wichtigere Konflikte — die Mannheimer Angelegenheit wurde nicht weiter verfolgt, und es trat eine gewisse Zeit der Ruhe für die badische Presse ein. Allerdings befleißigten sich auch alle Blätter der größten Vorsicht. Über die Schlacht bei Aspern begnügten sie sich, den Lesern lediglich das bekannte, den Thatbestand verdunkelnde 10. Bulletin vorzulegen, während ein Schreiben des Kaisers Franz, worin es hieß, daß außer den Generalen Durosnel und Fouler noch andere Generale und Stabsoffiziere in Gefangenschaft geraten seien, nur mit dem Bemerken abgedruckt wurde, daß dies nach den französischen Armeebulletins, „die allein als offiziell anzusehen sind", bekanntlich nicht der Fall sei. Dagegen versäumte man ebensowenig, Schill als „Räuber" zu bezeichnen, der eine „klägliche Rolle" spiele, wie

man später von der „Charakterlosigkeit" des Sandwirts sprach. Die „weltbeglückende" Heirat Marie Luisens und ihr Einzug in Karlsruhe vollends konnte von keinem der kaiserlichen Eitelkeit schmeichelnden Pariser Hofjournalisten mit größerem Aufwande von Begeisterung gefeiert werden, als dies in der „Rheinischen Correspondenz" vom 24. März 1810 geschah. Den Lesern scheint aber die Haltung dieser Blätter nicht besonders behagt zu haben, wenigstens ging die Abonnentenzahl der „Nouvelles littéraires et politiques" (des früheren „Journals") von 600 auf 400 zurück.

Leider sollte die friedliche Zeit für die badische Presse nur von kurzer Dauer sein. Bereits im Herbst 1810 begannen die französischen Verfolgungen abermals und sollten sich nun schlimmer denn je gestalten. Veranlassung zu dem neuen Angriffe gab diesmal ein Blatt, das zu den unbedeutendsten Badens zählte und in weiteren Kreisen ganz unbekannt war, die von Franz Xaver Schnetzler herausgegebene „Freiburger Zeitung". Sie hatte in zwei Artikeln in Nr. 178 und 180 vom 5. bezw. 8. Septbr. englische Mitteilungen vom spanischen Kriegsschauplatze gebracht und in diesen von den Erfolgen der englischen und portugiesischen Truppen, sowie von der Gefangennahme französischer Truppenteile und der Desertion französischer Stabsoffiziere berichtet. Darauf sandte schon unter dem 17. September 1810 der französische Minister des Äußern, Champagny, an den französischen Gesandten in Karlsruhe — jetzt war es ein gewisser Bignon — einen Erlaß, in welchem er ihn auf die letzten Nummern der „Freiburger Zeitung" aufmerksam machte und ihm dringend empfahl, die badischen Zeitungen stets genau zu kontrollieren. Ihre Zahl stehe überhaupt außer allem Verhältnis zu dem Umfange des Landes; den Nutzen hiervon sehe man nicht ein, wohl aber mache sich der Nachteil nur allzusehr fühlbar. Der Gesandte möge dies der großherzoglichen Regierung vorstellen und sich besonders über die „Freiburger Zeitung" beschweren.

Mittlerweile hatte aber auch der Kaiser von den Artikeln der „Freiburger Zeitung" erfahren und war aufs unangenehmste davon berührt worden. Die Mißerfolge in Spanien waren ihm

im höchsten Grade fatal und sollten in weiteren Kreisen nicht bekannt werden, da sonst das Ansehen seiner Waffen schwer geschädigt werden konnte. Ohne weiteres schrieb er daher am 28. September 1810 von Fontainebleau aus an den Minister Champagny: „Teilen Sie meinem Geschäftsträger in Karlsruhe mit, daß die Freiburger und die übrigen im Großherzogtum Baden erscheinenden Zeitungen mit Ausnahme einer, die in Karlsruhe unter den Augen der Regierung redigiert wird, unterdrückt werden sollen. Auf diese Weise hören alle die Schmähungen und böswilligen Ausstreuungen auf, denen die französische Regierung ausgesetzt ist. In Darmstadt und an der Grenze sollte man ebenso verfahren." *)

Darauf ging schon am folgenden Tage die entsprechende Weisung nach Karlsruhe; aber die großherzogliche Regierung konnte sich nicht entschließen, den französischen Forderungen so ohne weiteres zu entsprechen. Sie wies allerdings die Freiburger Polizei sofort an, die strengste Aufsicht über die dortige Presse zu führen, weiter zu gehen, zögerte sie aber; der Großherzog habe bei der Übernahme des Breisgaues die Privilegien der Zeitungen garantiert und könne nun nicht so ohne weiteres widerrufen. Jedenfalls, so erklärte der Minister von Edelsheim dem französischen Gesandten, müsse man sich über die Beschaffenheit dieser Entschädigungen genauer informieren.

Solche humanen Rücksichten waren aber der französischen Regierung nicht geläufig; auf den Bericht des Gesandten traf umgehend unter dem Datum vom 11. Oktober 1810 die Antwort des Ministers Champagny ein, aus der deutlich hervorging, daß man diese Einwendungen nur als Ausflüchte betrachtete. Der Kaiser habe, schrieb Champagny, nicht erwartet, daß er seine Forderung wiederholen müsse; die badische Regierung möge daher derselben auf der Stelle in vollem Umfange nachkommen: dies sei der sehr bestimmte Wille Seiner Majestät.

Jeder Widerspruch war nun vergeblich, und so wurde denn bereits am 27. Oktober im Regierungsblatte ein vom 18. Oktober

*) Lecestre, vol. I, pag. 73.

datiertes Dekret veröffentlicht, mit welchem dem Publikum mitgeteilt wurde, daß der Großherzog „den Verhältnissen der Zeitumstände angemessen gefunden“ habe, „die Verbreitung politischer Neuigkeiten in dem Wege der Zeitungen durch Herabsetzung der Menge derselben auf eine einzige unter einer besonders angeordneten Aufsicht herauszugebende zu zentralisieren“. Alle politischen Zeitungen des Landes sollten daher vom 31. Oktober ab aufhören zu erscheinen; die ihnen verliehenen Privilegien wurden mit keckem Federstrich als „unverträglich mit dem Staatswohl“ für erloschen erklärt. Die „Karlsruher Zeitung“ allein sollte bestehen bleiben und bis zum Jahresschluß noch in ihrer alten Form unter der bisherigen Zensur fortgeführt werden, vom 1. Januar 1811 ab jedoch unter dem Titel „Großherzoglich Badische Staatszeitung“ und „unter der ganz besonderen Aufsicht“ des Ministeriums des Auswärtigen zur Ausgabe gelangen. Den Bezirks- und Wochenblättern, die neben den privaten und amtlichen Inseraten bisher gelegentlich spärliche politische Nachrichten gebracht hatten, wurde eingeschärft, daß sie künftig „keine andere als das Inland betreffende, und zwar nur in wörtlichen Auszügen aus der Landeszeitung geschöpfte“ aufnehmen dürften. Von einer Barabfindung der geschädigten Verleger, welche die Regierung selbst früher für billig erklärt hatte, war nicht mehr die Rede; bei der herrschenden Finanznot konnte die Regierung solche außergewöhnlichen Ausgaben nicht machen, so lebhaft sie auch das Ungerechte dieses Vorgehens empfinden mochte.

Die neue „Staatszeitung“ bewegte sich natürlich durchaus in französischen Anschauungen und vermied ängstlich alles, was bei der französischen Oberaufsicht Mißfallen erregen konnte. Aber schon nach den ersten Tagen der Leipziger Völkerschlacht wagte sie es, einen freieren Ton anzuschlagen, und bald trat sie ganz und gar für die deutsche Sache ein. Das französische Heer, dem sie so manches Loblied hatte singen müssen, nannte sie jetzt rückhaltlos den „Feind“, von dem das Vaterland nun endlich gesäubert werden müsse. Leider sollte die neue Zeit, die das Blatt so jubelnd begrüßte, die Hoffnungen, die sie erweckt, noch nicht erfüllen; es dauerte noch viele Jahre, ehe die Wunden, die das

Franzosenregiment dem badischen Zeitungswesen geschlagen hatte, geheilt waren, und ehe überhaupt sich bessere Verhältnisse für die Presse herausgebildet hatten.*)

---

5. Die Presse im Großherzogtum Berg. Genießt etwas mehr Freiheit. Die Düsseldorfer Zeitungen. Das „Echo der Berge". Die beiden Elberfelder Zeitungen. Kleine Provinzblätter. Bei der Kläglichkeit des Inhalts schrumpft der Leserkreis immer mehr zusammen.

Ganz eigentümlich gestalteten sich die Verhältnisse der Presse im Großherzogtum Berg. Dieses heute vollständig von der Karte verschwundene Ländchen war seit 1806 nicht viel mehr als eine französische Provinz. Der frühere Landesherr, der Kurfürst von Bayern, hatte es, nachdem ihm Ansbach zugesprochen worden war, Ende 1805 an Napoleon überwiesen, und dieser übertrug es, nachdem es durch einige Stücke des ehemaligen Herzogtums Cleve und durch etwas kurkölnisches und nassau-oranisches Gebiet vergrößert worden war, laut kaiserlichen Dekrets vom 15. März 1806 an Joachim Murat, den Gemahl seiner jüngsten Schwester Caroline, und nannte es Herzogtum Cleve-Berg. Als dann aber das Land dem Rheinbunde beitrat, wurde es zum Großherzogtum Berg erhoben. Die Regierung Murats dauerte jedoch nur bis zum 15. Juli 1808, an welchem Tage Murat zum König von Neapel befördert wurde, und das Großherzogtum fiel wieder dem Kaiser Napoleon zu, der es zwar am 3. März 1809 an seinen Neffen Louis Napoleon, den Sohn des Königs von Holland, schenkte, aber bis zu dessen Großjährigkeit in Verwaltung zu behalten gedachte. Es war also schließlich im Grunde eine französische Provinz geworden, aber es hat merkwürdigerweise niemals die schwere Hand Napoleons in so harter Weise fühlen müssen, wie das Territorium des Kaiserreichs. Goecke**) meint, daß

---

*) Karl Obser, Zur Geschichte der badischen Presse in der Rheinbundzeit (Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. Folge, Bd. XIV, Heft 1).

**) R. Goecke, Das Großherzogtum Berg. Köln 1877.

Großherzogtum sei zunächst als eine Art Luginsland, als ein Stimmungsmesser des noch freien Teiles Germaniens benutzt worden, und da habe denn eine vollständige Knechtung der Presse nicht recht im Interesse der Sache gelegen; die Wahrung eines gewissen Scheines von Freiheit sei hier mehr als auf dem linken Rheinufer angezeigt gewesen. Späterhin habe dann die Regierung, um in dem bunt zusammengewürfelten Lande eine möglichst einheitliche Gestaltung des Verwaltungssystems herbeizuführen, eine fast erdrückende Fülle von Organisationsarbeiten bewältigen müssen, sodaß die Verhältnisse der Presse nur so nebenher beberührt worden seien. Die Gründe mögen im allgemeinen richtig sein; immerhin ist es wohl geraten, sich von der gewährten Freiheit keine allzu hohe Meinung zu bilden, denn es ist auch in Betracht zu ziehen, daß die Franzosen 1813 die wichtigsten Archivalien, also gewiß auch die meisten Akten über die Behandlung der Presse, von Düsseldorf mit nach Paris nahmen, sodaß wir die Maßregeln gegen die Presse nicht mehr alle feststellen können. Daß trotz der beobachteten Milde auch oft genug sich der napoleonische Terrorismus bemerkbar machte, geht klar aus den mannigfachen Zurechtweisungen und Bestrafungen hervor, die noch nachzuweisen sind.

In der Hauptstadt Düsseldorf erschienen täglich die politischen Zeitungen „Das Echo der Berge“, die „Düsseldorfer Zeitung“ und die „Niederrheinischen Blätter oder Chronik des Niederrheins“, wöchentlich dreimal das „Abendblatt“ und wöchentlich einmal ein Intelligenzblatt, das von 1809 bis 1813 den Titel „Großherzoglich-Bergische Wöchentliche Nachrichten“ trug, aber über Stadt und Mairie Düsseldorf nicht hinaus kam. Außerdem wurde von 1810 ab ein Regierungsblatt unter dem Titel „Präfekturakten des Rheindepartements“ herausgegeben.

„Das Echo der Berge“ scheint das bedeutendste dieser Blätter gewesen zu sein. Es erschien in dem üblichen Quartformat, wurde von dem Redakteur Cromer umsichtig geleitet und bei J. G. Bögeman gedruckt. Offenbar hielt es sich sorgfältig ganz in dem Rahmen und Charakter, der von der französischen Regierung vorgeschrieben war. Stets begann es mit dem Artikel

„Frankreich“, der immer von Paris datiert war; hierauf folgte der Artikel „Holland“, oder „Italien“, „Schweden“, „Großbritannien“ und selbst „Südamerika“, und dann erst kam der Artikel „Deutschland“, der meist sehr dürftig ausfiel. Doch verstand man unter Deutschland nur die Rheinbundstaaten; für Preußen bestand noch eine besondere Rubrik. Von dort (aus Cöslin, Rügenwalde ꝛc.) wird öfter gemeldet, daß englische Manufakturwaren, die auf Schiffen eingegangen und dann mit Beschlag belegt worden waren, öffentlich verbrannt worden seien. In Cöslin soll der Wert der verbrannten Waren 200000 Franken, in Rügenwalde gar 2 Millionen Franken betragen haben. Einen großen Raum nimmt in der Nr. 186 vom Jahre 1810 der „General-Pardon“ ein, „welchen Se. Maj. der Kaiser bei Gelegenheit Höchstihrer Vermählung zu bewilligen geruht haben“. Die Nr. 17 vom 17. Januar 1813 bringt aus dem „Moniteur“ die Bekanntmachung, daß 350000 Mann neue Truppen ausgehoben werden sollen. In derselben Nummer heißt es in einer Korrespondenz aus Leipzig vom 31. Dezember 1812: „Einige Offiziere, welche den Rückzug der großen Armee mitgemacht, sind durch Gera gegangen. Diese widerlegen sämtlich die allzu vergrößerten Gerüchte, welche in Folge des 29sten Bulletins verbreitet wurden. Sie sagen, der Rückmarsch sey sowohl in Hinsicht der Strapatzen, als in Hinsicht der dabey bewiesenen Tapferkeit einzig in der Geschichte; in Hinsicht der dabey erhaltenen Ordnung aber sey es nur einem so außerordentlichen Genie, wie Napoleon, möglich gewesen.“

Trotz dieser devoten Haltung kam das „Echo der Berge“ wiederholt mit der Regierung in Konflikt. Als es am 3. Mai 1812 gemeldet hatte, daß in Berlin für die französischen Lazarette Charpie geliefert worden sei, drohte der Minister Graf Nesselrode mit sofortiger Unterdrückung des Blattes. Ebenso heftig mißbilligte er die Meldung von dem Übergange der französischen Armee über die Weichsel (25. Mai 1812), und der Redakteur Cromer vermochte nur dadurch eine Bestrafung abzuwenden, daß er in der nächsten Nummer den Übergang als einen unerhörten Erfolg der französischen Waffen darstellte. Schließlich

stürzte aber doch das Damokles-Schwert auf ihn herab; er hatte die in Stuttgart ausgegebene amtliche Verlustliste (25. Februar 1813) abgedruckt und wurde deswegen in eine schwere Geldstrafe genommen. Aus dem Artikel spreche, schreibt der Präfekt, eine „ahndungswürdige Unbescheidenheit, um so mehr in einer Zeit, wo erdichtete Ausstreuungen, schiefe Ansichten, voreilige ungegründete Kalkulationen und feindselige Machinationen den unseligsten Einfluß gehabt haben." *) Bald nachher scheint das Blatt eingegangen zu sein, denn in einer Statistik über die 1815 in der „Provinz Berg" erscheinenden Zeitungen wird es nicht mit aufgeführt.**)

Als enragierte Napoleon-Verehrerin geberdete sich die „Düsseldorfer Zeitung". Als der Kaiser 1811 eine Reise den Rhein hinauf unternahm und sich dabei auch in Düsseldorf aufhielt, verbeugte sich das Blatt vor dem Gewaltigen mit den Worten: „Friedrich Barbarossa fuhr auf dem Rheine an unserer Stadt vorbei, als er nach Kaiserswerth zog, um den ersten Stein zu der dortigen Pfalz zu legen. Einem größeren Kaiser gefiel es, drei Tage bei uns zu weilen. Diese merkwürdigste Epoche in den Annalen Düsseldorfs wird den Bergern unvergeßlich sein."

Die beiden Elberfelder Blätter, die „Allgemeine Zeitung" des Buchhändlers Büschler und die „Provinzial-Zeitung" des Buchhändlers Mannes, hielten sich, so gut es ging, von der widerlichen Überschwenglichkeit frei und schwiegen lieber, wenn sie den Bombast der französischen Blätter nicht nachdrucken wollten. So kam es denn, daß die „Provinzial-Zeitung" am Neujahrstage

*) Akten des Königlichen Staatsarchives zu Düsseldorf.

**) Leider scheinen von dieser Zeitung nur ganz winzige Reste auf uns gekommen zu sein. Mir wurden bloß die Nummer 256 von 1809, die Nummern 184, 186 und 188 von 1810, die Nummern 104, 105 und 106 von 1811 und die Nummern 17, 171, 172 und 174 von 1813 bekannt, die sich im Königlichen Staatsarchiv zu Düsseldorf befinden und von diesem mit 60 M. bewertet werden. Diese Nummern sind z. B. wahrscheinlich verschiedener Inserate wegen, die Verkäufe behandeln, besonders Pferdeverkäufe, bei Seite gelegt worden und so erhalten geblieben.

1811, in der politisch so bewegten Zeit, ihren Lesern nichts weiter zu bieten wußte, als jene Geschichte von dem Riesenkuchen, den August der Starke 1730 in seinem Lustlager bei Mühlberg an der Elbe backen und verzehren ließ, und ein Artikelchen über Kindererziehung, in dem der Verfasser zu dem Schlusse kam, daß es schwer sei, die Prügelstrafe abzuschaffen. Trotzdem blieben auch ihr Kollisionen mit der Regierung nicht erspart. Als sie meldete, es seien auf dem rechten Oberufer militärische Magazine angelegt worden, drohte der Minister Graf Nesselrode sofort mit Unterdrückung.

Von den Schicksalen der politischen Blätter in kleineren Städten ist nur das des „Dorstener Zuschauers“, der sein Erscheinen einige Zeit einstellen mußte, weil er am 28. Januar 1812 gemeldet hatte, daß der Leutnant Stoß auf einer Reise nach Petersburg durch Dorsten gekommen sei, und das des „Mülheimer Anzeigers“, der sich vermessen hatte, am 7. Mai 1812 die Abreise des russischen Botschafters Kurakin als wichtig zu bezeichnen, zu erwähnen. Der Redakteur wurde dafür auf mehrere Wochen in den Kerker gesteckt.

Im Sieg-Departement (dem ehemals nassau-oranischen Gebiete) hatte sich noch keine politische Zeitung entwickelt; es erschien dort (in Dillenburg) nur ein Intelligenzblatt (1773—1809 „Dillenburgische Intelligenz-Nachrichten“, von 1809—1814 „Neue Intelligenz-Nachrichten für das Sieg-Departement“ betitelt) und von 1810 bis Anfang 1814 in Herborn das Amtsblatt „Verhandlungen der Präfektur des Sieg-Departements“. Das Präfekturblatt brachte nur die Bekanntmachungen der Regierung, während das Intelligenzblatt gehalten war, auch die offiziellen Bulletins vom Kriegsschauplatze abzudrucken. Sonst war aber in dem Blatte von der erregten Zeit nichts zu spüren. Es wußte selbst in den erhebenden Momenten, in denen die schweren Fesseln der Fremdherrschaft endlich gesprengt wurden und mit den in das Land einziehenden Siegern der Tag der Freiheit anbrach, seine Leser mit nichts Näherliegendem zu unterhalten, als — mit einer Beschreibung der dem Obstbau schädlichen Raupen. Die Redaktion

war viel zu sehr eingeschüchtert, um ein freies Wort der Freude zu äußern.*)

Die natürliche Folge dieser Knebelung war, daß die Zeitungen schließlich ganz inhaltsleer und reizlos wurden, und daß der Leserkreis immer mehr zusammenschrumpfte. Nach einer statistischen Notiz aus dem Jahre 1811 gab es in Städten wie Mülheim am Rhein, Essen, Duisburg ꝛc. kaum noch ein Dutzend Menschen, die sich eine Zeitung hielten, und auf eine Umfrage über den Zeitungsbetrieb im April 1813 im Großherzogtum Berg, im Großherzogtum Frankfurt, im Roer-Departement ꝛc. antwortete der Maire von Burtscheid dem Präfekten der Rheinlande mit einer Offenheit, die man wohl bewundern kann: „Da im vorigen Jahre nicht einmal das Napoleonische Bulletin (Malodezno, 29. Okt.) in den Zeitungen habe stehen dürfen, so behülfen sich bei ihm die Zeitungsliebhaber jetzt lieber ohne solche, da sie kein unnützes Geld wegwerfen wollten."

---

6. Die Preßverhältnisse im Königreich Westfalen. Der „Moniteur westfalien". Sein Chef-Redakteur de Norvins, sein späterer Redakteur Friedrich Murhard. Der Charakter des „Moniteur", seine Festberichte; seine Nachrichten vom Kriegsschauplatze; seine letzten Seufzer und seine Verwandlung in die „Allgemeine Kasselsche Zeitung". Die Provinzpresse. Die „Magdeburgische Zeitung". Ihre schlimme Lage nach der Schlacht bei Jena. Wird unter die Militärgewalt gestellt. Der „Hallische Kurier" und der Magister Colbatzky. Die „Hannoverschen Anzeigen".

Die Verhältnisse im Königreich Westfalen haben sich nie so gefestigt, daß sich ein von allgemeinen Bestrebungen getragenes politisches Leben entwickeln konnte. Der Druck, den Napoleon fortwährend ausübte — er behandelte das Land immer nur als ein Departement seines Kaiserreichs —, die Unfähigkeit des Königs Jérôme, der ununterbrochene kriegerische Tumult, die

*) G. Zedler, Die Intelligenzblätter der nassauischen Fürstentümer (Annalen des Vereins f. nassauische Altertumskunde, 29. Bd., 1. Heft. Wiesbaden 1897.)

mannigfachen Aufstände und der stete Kampf mit entsetzlichen ökonomischen Schwierigkeiten verhinderten die Herausbildung von großen gemeinsamen Perspektiven; zudem waren die von Napoleon durchaus willkürlich zusammengeworfenen Länder auch von so verschiedenem Charakter, daß sich schon aus diesem Grunde ihr Zusammenschweißen zu einem Ganzen innerhalb weniger Jahre nicht ermöglichen ließ.

Das Königreich bildeten laut kaiserlichen Dekrets vom 1. September 1807 das Kurfürstentum Hessen nebst Rinteln und Schaumburg, aber ohne Hanau, das Herzogtum Braunschweig, die preußische Altmark und das Gebiet von Magdeburg, soweit beide links von der Elbe lagen, das Gebiet von Halle, Hildesheim, Goslar, Halberstadt, Quedlinburg, Mansfeld, die Grafschaft Stolberg-Wernigerode, das Eichsfeld, die Städte Mühlhausen, Nordhausen, das Bistum Paderborn, die Gebiete von Göttingen und Grubenhagen, die Harzdistrikte, das Bistum Osnabrück, das oranische Land Corvey rc. Diese Landstrecken machten 659 Quadratmeilen mit 1958000 Seelen aus. Durch Traktat vom 14. Januar 1810 wurde das Königreich dann noch um Hannover, d. h. um 497 Quadratmeilen und 796000 Seelen vergrößert.*)

In diesem Trödel-Königreich ohne politisches Rückgrat konnte sich natürlich auch keine politische Zeitung von Bedeutung entwickeln. Das einzige Blatt, das sich hervorthat, war der „Moniteur westphalien“, die offizielle Zeitung, die mit dem 29. Dezember 1807 in der Hauptstadt Kassel zu erscheinen begann und das Möglichste in der Verherrlichung des Herrscherpaares und der Fälschung der Berichte über die Stimmung und die Zustände im Lande leistete. Den Verhältnissen entsprechend, wurde die Zeitung zweisprachig herausgegeben; links zeigte sich der französische, rechts der deutsche Text. Bis zum Schlusse des Septembers von 1810 erschien sie in Folio, aber nur dreimal in der Woche (Dienstags, Donnerstags und Sonnabends), vom 1. Oktbr. 1810 ab in verkleinertem Formate, in groß Oktav, dagegen sechs-

*) Arthur Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen. Gotha 1893.

mal wöchentlich. Der Abonnementspreis belief sich bei der Folio-Ausgabe auf 36 Franken (6 Laubthaler) jährlich; nach der Verkleinerung des Formats wurde der Preis auf 30 Franken ermäßigt.

Der erste Redakteur des „Moniteur“ war der Franzose Jacques de Norvins, der neuerdings bei Veröffentlichung seiner Memoiren wieder öfter genannt worden ist.*) Er war von Haus aus Soldat, kämpfte zu Anfang des Jahrhunderts auf San Domingo unter dem General Leclerc, dem Gatten der schönen Pauline Bonaparte, kehrte 1803 nach Frankreich zurück und beschäftigte sich längere Zeit, da er keine Anstellung erlangen konnte, mit Schriftstellerei. Dann trat er bei den Gendarmes d'ordonnance ein und wurde durch Fürsprache der Kaiserin Josephine alsbald Premierleutnant. Weiterhin bildete er sich vermöge seiner gesellschaftlichen Gewandtheit und besonders durch sein Talent, witzige Couplets zu verfassen, zu einem Liebling des Hofes der Kaiserin Josephine aus, mußte aber den Salon bald wieder mit dem Feldlager vertauschen und kämpfte bei Heilsberg und Friedland, worauf er im April 1807 das Kreuz der Ehrenlegion erhielt. Bald darauf löste jedoch Napoleon die Gendarmes d'ordonnance auf, und nun trat Norvins in den Dienst des Königs von Westfalen. Er wurde Generalsekretär des Ministers für Justiz und Inneres Joseph Jérôme Siméon und zugleich Chefredakteur des „Moniteur“, rückte dann zum Generalsekretär des Staatsrates auf, war vom März bis September 1809 westfälischer Geschäftsträger in Karlsruhe, kam hierauf wieder nach Kassel, wo er Kammerherr der Königin wurde, verließ dann aber, wie es heißt auf besonderes Verlangen des Kaisers Napoleon, im März 1810 den westfälischen Dienst und wurde nun, besonders nach dem Sturze Napoleons, noch viel vom Schicksale umhergeworfen. Trotzdem erreichte er ein Alter von mehr denn achtzig Jahren. Sein Lebenslauf und auch seine Lebensführung

*) Souvenirs d'un historien de Napoléon. Mémorial de J. de Norvins publié avec un avertissement et des notes par L. de Lanzac de Laborie. Tome III (1802—1810). Paris 1897.

streifen also sehr an das Abenteuerliche, und auch der Ton, den er dem „Moniteur" gab, war mehr der eines prahlerischen und zu Zeiten auch frechen Abenteurers, als der eines ernsten, die Worte sorgfältig abwägenden Amtsblattes.*)

Norvins zur Seite stand Friedrich Murhard, ebenfalls ein Mann von eigentümlich ausgeprägtem Charakter und außergewöhnlicher Lebensführung. Geboren am 7. Dezember 1779 zu Kassel, studierte er Mathematik in Göttingen, ward bereits 1796 Magister und unternahm dann größere Reisen, als deren Frucht er u. a. ein „Gemälde von Constantinopel in drei Bänden" 1804 herausgab. Bei der Errichtung des Königreichs kehrte er nach Kassel zurück, erwarb sich das Wohlwollen des 1807 zum westfälischen Staatssekretär ernannten Johannes von Müller und bildete sich unter dem Einflusse dieses glühenden Verehrers des napoleonischen Genies bald zu einem wahrhaft fanatischen Franzosenschwärmer aus, der jeden verfolgte, der sich der neuen Regierung nicht vollständig ergeben zeigte. Darauf wurde er 1808 Bibliothekar am Museum zu Kassel, Präfekturrat und Mitredakteur des „Moniteur". Seit dem Weggange Norvins' hat er sodann den „Moniteur" wohl ganz selbständig geleitet. Nach dem Zusammenbruche des Königreichs verließ er Kassel wieder und lebte teils in der Schweiz, teils in Süddeutschland, bis er aufs neue die Vaterstadt aufsuchte und dort am 29. Novbr. 1853 sein Leben beschloß.**)

Gleich in seinen ersten Nummern setzte der „Moniteur westphalien" mit vollen Backen ein. Mit dem Ausrufe: „O große und neue Epoche, die sich mit einem durch die Zeiten geheiligten Herkommen verschwistert!" begrüßte er das neue Jahr. Unmittelbar darauf brachte er einen Artikel über die angebliche Stimmung in Westfalen, in welchem alle Verhältnisse im rosigsten Lichte er-

*) Der damalige französische Gesandte am Kasseler Hofe, Baron von Reinhard, urteilte in einem Berichte vom 12. März 1810 (Du Casse, Les Rois Frères de Napoléon I., Paris 1883, Seite 344) über de Norvins: „C'est un homme d'esprit et de talent, mais d'une vanité et d'une prétention excessives."

**) Strinders Hessisches Gelehrten-Lexikon, Bd. 18.

scheinen. „Wir empfinden hier und im ganzen Königreiche", hieß es dort, „bereits die erwärmenden und erquickenden Strahlen der neuen Sonne. Alle Handlungen und Verfügungen unseres geliebten Monarchen, welche bis jetzt zur allgemeinen Kenntnis gekommen sind, tragen das Gepräge seines erhabenen, huldvollen Charakters und zeugen von seiner Herzensgüte. Manche Thräne des Kummers ist schon getrocknet, und die Aussicht in eine bessere frohe Zukunft träufelt heilsamen Balsam selbst in die Gemüter derjenigen, welche, unvermögend, das große Werk der Weltregeneration zu begreifen, in banger Erwartung den künftigen Tagen entgegenseufzten." Dann begleitete er die Rundreise, die der König Jérôme alsbald unternahm, um sich allerwärts huldigen zu lassen, mit bombastischen Festberichten, von denen viele der Wahrheit direkt ins Gesicht schlugen. Von Helmstedt meldete er, daß dort am 6. März 1808 dem Könige mit dem lebhaftesten Enthusiasmus gehuldigt worden sei; doch wurde bald bekannt, daß die Studenten mit ihren Tintenfässern nach den westfälischen Farben geworfen hatten. Über den Empfang in Göttingen am 15. Mai berichtete er: „Das Volk drängt sich in Massen auf den Weg des Königs. Es bleibt kein Einwohner daheim. Wir haben zehn Wegstunden weit ein Fest durchlebt. Durch die Lüfte bebten die Rufe: ‚Hoch unser guter König!'" Dabei wußte man in ganz Göttingen, daß nur mit großer Mühe eine Ehrengarde aus „der interessanten Jugend aller Nationen" hatte zusammengebracht werden können. Ähnlich lauteten die Berichte aus Braunschweig, Magdeburg und Halle. Und als dann im nächsten Jahre der König den Harz besuchte, hieß es u. a. in einer Festbeschreibung aus Clausthal: „Die Schönheit des Abends, das Flimmern der Feuerkünste, die rauschende Kriegsmusik, die brennenden Fackeln der Hüttenleute und deren strenge Tracht und die tausend- und tausendfach wiederholten Ausrufungen: ‚Es lebe der König!', endlich der interessante Anblick einer ganzen Volksmenge, welche gekommen war, ihren Herrscher zu feiern nach Art ihrer Väter und dem treu bewahrten Beruf uralter Zeiten, alles dies bildete ein ebenso feierliches als merkwürdiges Schauspiel. Die Huldigungen der unbefangenen Liebe eines biederen und einfachen

Volkes, das von der Welt nichts kennt als seine Berge, seine Schachten und seinen Fürsten, schien denn auch Seine Majestät zu rühren."

Im hochtrabendsten Tone aber waren die Berichte über die Ereignisse und Feste an den Höfen zu Paris und Kassel gehalten, über die Heirat des Kaisers mit Marie Luise, die Geburt des Königs von Rom, die Bälle und Redouten auf Napoleonshöhe, der ehemaligen Wilhelmshöhe. Immer aufs neue wurde die Leutseligkeit und Herablassung des Königs bei solchen Festen hervorgehoben; doch bestand diese wohl hauptsächlich nur in leeren Worten; denn wenn er sich auch abends gern mit dem bekannten Gruße „Gut Nacht, morgen wieder luschtik!" von seiner Festgesellschaft verabschiedete, ist es ihm doch wohl manchesmal sehr wenig lustig zu Mute gewesen. Nicht selten war er mißgestimmt, bedrückt und unwirrsch, da der Kaiser ganz ungeheuere Anforderungen an das Königreich Westfalen stellte, wodurch alle Verhältnisse mehr und mehr zerrüttet wurden. Aller Wortschwall des „Moniteur" konnte darüber nicht täuschen, am wenigsten wohl den König, der ganz genau wußte, wie schlimm es um ihn stand, wiederholt daran dachte, auf seine Königswürde lieber ganz zu verzichten und sich gewiß oft genug nur in die rauschenden Vergnügungen stürzte, um alle die bangen Sorgen, die ihn bestürmten, wenigstens auf Stunden zu verscheuchen.*)

Noch schlimmere journalistische Kunststücke mußte aber der „Moniteur" machen, als sich die Katastrophe des Königreichs im Frühjahre 1813 vorbereitete und schließlich alles zu wanken begann. Die große Bewegung zur Abschüttelung der Fremdherr-

*) Daß die Stimmung des Königspaares oft an Verzweiflung grenzte, geht u. a. aus einer Stelle aus dem Tagebuche der Königin hervor, wo sie unter dem 5. Februar 1812 über die beständigen Durchzüge der französischen Truppen klagt und dann schreibt: „Dauert dieser Stand der Dinge noch einen Monat fort, so muß Westfalen zusammenbrechen. Allmonatlich fehlt eine Million zum Unterhalte der französischen Truppen, die wir außer den unsern im Lande haben. Obwohl uns der Kaiser schöne Versprechungen macht, erstattet er uns diese außerordentliche Million nicht zurück. Diese Sachlage macht einen schaudern. Was soll aus uns werden?"

schaft, die sich mehr und mehr von Ostpreußen her bemerkbar machte, wurde zunächst ignoriert, und als sie sich auch in Hessen zeigte, wurde den betreffenden Nachrichten widersprochen (Monit. Nr. 74). Aber schon unter dem 13. April (Nr. 103) brachte der „Moniteur“ die Proklamation Eugen Napoleons (Beauharnais), damals Oberbefehlshaber der französischen großen Armee in Deutschland, vom 4. April, in der mit aller Heftigkeit und Strenge die hehre Begeisterung, die jetzt alle Gemüter ergriffen hatte, niedergedrückt werden sollte. „Getreu euern Verbindungen und euern Gesetzen, werdet ihr auf immer den beschämenden Ruf, den die Preußen sich soeben in der Geschichte erworben, von euch entfernen“, heißt es dort, und dann wird jeder mit dem Tode bedroht, der „die Feinde Frankreichs und seiner Verbündeten begünstigt, oder ihnen Dienste leistet“. Trotzdem muß der „Moniteur“ alsbald allerlei junge Männer nennen, die „zum Feinde übergegangen“ sind, darunter Herren von Kielmannsegge, von Bennigsen, von Westphalen, von Beaulieu u. v. a. Weiterhin sucht er die Mißerfolge der französischen Waffen so lange wie möglich zu verschweigen. Erst am 26. September berichtet er, der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, sei am 24. August bei Großbeeren nicht glücklich gewesen; die Verbündeten Frankreichs aber beschuldigt er, sie seien unzuverlässig. So hätten die Sachsen in der Schlacht bei Dennewitz nicht ihre Schuldigkeit gethan; ein ganz unberechtigter Vorwurf. Und schließlich bringt er vollständig erfundene Berichte zu gunsten der französischen Waffen, um alle Hoffnungen der Deutschgesinnten so tief wie möglich herabzudrücken.

Als dann aber Tschernischew mit seinen Kosaken am 28. September unvermutet vor Kassel erschien, der König floh und die Russen die Hauptstadt besetzten, verging dem „Moniteur“ auf einmal der Atem; er schwieg vom 30. September ab über eine Woche und wagte sich erst wieder am 9. Oktober hervor, nachdem Tschernischew wieder abgezogen und die Franzosen aufs neue von der Stadt Besitz genommen hatten. Seine Tage waren jedoch nun gezählt und auch sein Mut geschwunden. Vom Kriegsschauplatz in Mitteldeutschland, wo es doch schon sehr lebendig

zuging, wagte er nichts zu melden, sondern füllte seine Spalten mit Berichten aus Paris, Spanien und der Türkei. Und als dann die Schlacht bei Leipzig die Macht Napoleons für immer gebrochen hatte und Jérôme am Morgen des 26. Oktober zum zweiten Male geflohen war, schleppte sich die Zeitung nur noch wenige Tage mühsam hin. Am Abend des 26. Oktober brachte sie die Bekanntmachung, daß der König sich „durch den Drang der Zeitumstände" veranlaßt gefunden habe, sich aus seinen Staaten zu entfernen; am 30. Oktober blieb sie aus und am 31. Oktober erschien sie zum letztenmale, und zwar nur in deutscher Sprache. Ihre Hauptmeldung war die Nachricht von dem Eintreffen des Kurprinzen von Hessen in Kassel. Am 1. Novbr. hatte sich das amtliche Organ in die „Allgemeine Kasselsche Zeitung" verwandelt, die dann vom 1. Januar 1814 ab „Kasselsche Allgemeine Zeitung" hieß.

Neben dem „Moniteur" wurde noch ein Intelligenzblatt ausgegeben, das bis Ende 1808 den alten Titel „Casselische Polizey- und Commerzien-Zeitung" führte, dann „Intelligenzblatt des Departements der Fulda", von 1810 ab „Kasselsche Allgemeine Zeitung oder Supplement des westphälischen Moniteurs" und von 1811 ab „Feuilleton oder Supplement des Westphälischen Moniteurs" hieß. Es war aber so dürftig, daß es nicht weiter in Betracht kommt.

Von der Provinzpresse des Königreichs vermochte sich bloß die „Magdeburgische Zeitung" eine gewisse Bedeutung zu erhalten und auch nur mit Aufbietung aller Kräfte. Das Blatt hatte sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts unter dem preußischen Adler und der Umsicht seiner Besitzer, der Faber, kräftig entwickelt und im Herbst 1806 mit vaterländischer Begeisterung von den Vorbereitungen zum Kriege gegen das anmaßende Frankreich berichtet. Aber mit dem Schlage von Jena und Auerstädt geriet plötzlich alles Leben ins Stocken. Nach einer kurzen Meldung unter dem 18. Oktober, daß der König „bey Auerstädt, ohnweit Naumburg, eine Schlacht verloren", mußte die Zeitung am 25. Oktober bekannt geben: „Das Ausbleiben aller Posten setzt uns jetzt und so lange außer Stand,

dem Publicum politische Nachrichten zu liefern, bis die Hemmung des Postenlaufs aufgehört hat." Und während nun alle Welt mit fieberhafter Erregung der Entwicklung der Dinge entgegensah, brachte die Zeitung Artikel über den ältesten Maulbeerbaum in Frankreich, über Straßenbeleuchtung und dergleichen! Doch am 8. November 1806 hörte die „Hemmung des Postenlaufes" auf; es erfolgte jene schmachvolle Kapitulation, bei der der General von Kleist den mit 800 Kanonen armierten und 22000 Mann besetzten festen Platz dem Marschall Ney überantwortete, der nur über 10000 Mann und einige leichte Feldgeschütze verfügte. Die französische Herrschaft begann, und der preußische Adler im Titel der „Magdeburgischen Zeitung" verschwand. Bald nachher zeigte sich unter dem Titel der Vermerk: „Mit Genehmigung des Herrn Gouverneur, General Colbert", und was von nun an berichtet wurde, durfte nur „mit Genehmigung des Herrn Gouverneurs" berichtet werden. Der Herausgeber war gehalten, alle Artikel und Korrespondenzen, selbst alle Bekanntmachungen, soweit sie nicht aus französischen oder unter französischer Kontrolle stehenden deutschen Zeitungen entnommen waren, vor der Veröffentlichung, nebst französischer Übersetzung, dem Präfekten einzusenden, und bei der Begutachtung wurde eine so lächerliche Strenge geübt, daß selbst „auf unglückliche Begebenheiten Bezug habende Neuigkeiten", Nachrichten über Erdbeben, Überschwemmungen rc., zurückgewiesen wurden, gleich unter Androhung der höchsten Strafe, der Unterdrückung der Zeitung.*)

Jede selbständige Regung der Zeitung war jetzt ausgeschlossen, das Blatt füllte sich in der Hauptsache mit Bulletins, Arrêtés und allen möglichen Verfügungen französischer Behörden und Gerichte und machte daher einen recht dürftigen Eindruck. Aber die Situation verschlimmerte sich noch. Der Gouverneur von Magdeburg, General Michaud, nahm im August 1810 Anstoß daran, daß eine Rede des Kaisers Napoleon an den Großherzog

*) Das betreffende Aktenstück, gezeichnet von dem derzeitigen Präfekten des Elb-Departements, einem Grafen von der Schulenburg-Emden, datiert vom 29. März 1808, ist abgedruckt bei Alexander Faber, Die Fabersche Buchdruckerei. Magdeburg 1897. S. 109.

von Berg nicht in der wörtlichen Übertragung wiedergegeben war, die er für die richtige hielt, und zwang daher den Herausgeber der Zeitung, Friedrich Faber, eine neue Übersetzung zum Abdruck zu bringen, und noch dazu mit dem Vermerk: „Auf Befehl des Herrn Generals Michaud.“ Dadurch maßte sich aber der General einen Eingriff in das Ressort der Civilbehörde an, und Faber wandte sich daher in einer langen Eingabe, in der er die Sachlage darlegte, an den Präfekten mit der Anfrage, wer ihm denn eigentlich zu befehlen habe, die Militärbehörde oder die Civilbehörde. Infolgedessen kam es zu langen Verhandlungen zwischen diesen beiden Verwaltungsbehörden, bis schließlich der General Michaud den Sieg zu erringen wußte, und das Zeitungswesen der Aufsicht der Civilbehörde entzogen und unter die der Militärgewalt gestellt wurde. In dem betreffenden Erlasse vom 22. Novbr. 1811 hieß es: „Der Redakteur der Zeitung ist gehalten, alle die Politik betreffenden Artikel, die er aufnehmen will, dem Herrn Gouverneur zur Durchsicht, und zwar nebst der französischen Übersetzung auf gebrochenem Bogen, zuzustellen.“ Es folgen dann genauere Anweisungen, worauf das Aktenstück mit dem Hinweise schließt, daß die Redakteure für alles, was in den öffentlichen Blättern erscheine, aufs strengste und persönlich verantwortlich seien.

Die Redakteure waren dadurch ganz der Willkür der Militärbehörde überantwortet und sahen sich in einer schier unerträglichen Lage. Dabei ging die Zahl der Abonnenten beständig zurück. Die Kümmerlichkeit des Inhalts nahm der Lektüre eben jeden Reiz. Schon Ende 1809 hatte sich die Auflage der „Magdeburgischen Zeitung“, wie Friedrich Faber in einem vertraulichen Briefe an den Verleger der „Spenerschen Zeitung“ in Berlin, Joh. Karl Spener, gestand, um die Hälfte gemindert und ist dann offenbar noch beständig weiter zurückgegangen. Zu diesem Verluste kam noch ein Zeitungsstempel, der für jedes Exemplar vierteljährlich 50 Cent. betrug.

Dieses Joch der Fremdherrschaft mußte zudem die „Magdeburgische Zeitung“ noch viel länger tragen, als alle die Blätter im Lande umher. Nachdem das Königreich Westfalen längst hinweg-

gefegt war, hielten sich die Franzosen noch immer in Magdeburg, bis zum Pariser Frieden, und erst am 26. Mai 1814 konnte die Zeitung wieder mit ihrem alten Wappen und Titel erscheinen.

Ebenfalls einen kläglichen Rückschritt machte nach der Einrichtung des Königreichs Westfalen das Zeitungswesen in Halle. Dort hatte 1793 ein Magister Colbatzky ein Zeitungsprivilegium der Franckeschen Stiftungen, mit dem diese nichts Rechtes anzufangen vermocht hatten, durch Kauf an sich gebracht und, gestützt auf dieses, sowie durch Hinzuziehung zweier kleinerer Blätter, die er bereits 1789 ins Leben gerufen hatte, die aber in letzter Zeit nicht mehr erschienen waren, im Jahre 1794 einen „Hallischen Kurier im Gespräche mit einem Bauern von den neuesten Zeitgeschichten und Welthändeln" gegründet und durch geschickte, lebendige Schreibweise rasch beliebt gemacht. Die neue Zeitung wurde bald nicht nur in Halle, sondern auch im weiten Umkreise auf dem Lande gelesen, sodaß sich die preußische Regierung veranlaßt sah, dem Herausgeber für sein Blatt unter dem 5. April 1800 noch ein eigenes Privilegium zu bewilligen. Als nun aber Halle unter westfälisches Regiment kam, stellte ein Professor Tieftrunk die Behauptung auf, daß durch die Regierungsveränderung auch Colbatzkys Privilegien erloschen seien, und beantragte, daß ihm das Privilegium der Franckeschen Stiftungen überlassen werde. Für den Fall der Bewilligung sagte er die Gewährung einer Abgabe an die Stiftungen zu. Und die westfälische Regierung besaß nicht das genügende Rechtsbewußtsein, um dieses Ansinnen zurückzuweisen. Der Unterpräfekt Frantz erklärte in Kassel, daß er für den Fall eines neuen Zeitungsprivilegs von der Personenfrage ganz absehe und nur dafür stimmen könne, den Stiftungen das zurückzugeben, was ihnen einst gehört hatte, und was seiner Zeit ohne Zustimmung irgend einer Schulbehörde aufgegeben worden sei. Daraufhin machte der Minister Siméon dem Direktor der Franckeschen Stiftungen, dem Kanzler Niemeyer, von der Angelegenheit Mitteilung und forderte eine genauere Darlegung des Falles. Diesem Verlangen entsprach Niemeyer; er bestätigte, daß das Privilegium, das damals ziemlich wertlos gewesen, in nicht ganz korrekter Weise verkauft worden sei, bat

aber, ihm eventuell zu gestatten, selbst den geeigneten Redakteur auszuwählen; auch erklärte er, daß es, wenn der bisherige Redakteur (der ja doch das Blatt erst ertragsfähig gemacht hatte) sich zu gleichen Anerbietungen wie der Professor Tieftrunk verstehe, nur gerecht sei, ihm (dem Colbatzky) die Redaktion wieder zu übertragen. Diese prinzipiellen Vorschläge Niemeyers wurden darauf auch genehmigt, dann aber wurde auf Antrag der Staatsbehörde mit Tieftrunk und Colbatzky über die zu machenden Anerbietungen näher verhandelt, worauf man sich (obwohl Niemeyer noch einmal betonte, daß es ihm doch hart erscheine, Colbatzky so geradezu aus seinem Besitze zu heben) endlich entschied, dem Professor Tieftrunk den Vorzug zu geben, und mit diesem, der für jedweden Verkauf von 625 Exemplaren der Zeitung 365 Franken und 25 Centimes an die Stiftungen zu zahlen hatte, ein Vertrag geschlossen, den der Minister im Oktober 1809 genehmigte. Der Professor Tieftrunk besaß jedoch keineswegs das Geschick, eine Zeitung zu redigieren, das Blatt ging infolgedessen rasch zurück und mußte bereits in der Mitte der zwanziger Jahre sein Erscheinen einstellen, worauf die Gebauer-Schwetschkesche Buchhandlung in das Verhältnis zu den Franckeschen Stiftungen eintrat und mit dem 1. Januar 1828 einen neuen „Hallischen Courier", die noch heute bestehende „Hallische Zeitung" herausgab.*)

Kaum erwähnenswert ist die Presse von Hannover. Neben den „Hannoverschen Anzeigen" (vergl. Bd. I, S. 159) und deren Beilage, dem „Hannoverschen Magazin", „worin kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken, Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen, so die Verbesserung des Nahrungsstandes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufakturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehme Wissenschaften betreffen, gesammelt und aufbewahrt sind", erschien während der westfälischen Zeit nur noch ein „Departementsblatt", in welchem die Verord-

*) H. Hirt, Zur Geschichte der königlich privilegierten Zeitungen in Halle (Neue Mitteilungen des Thür.-sächsischen Geschichts- und Altertumsvereins, Band XVI, S. 395—400, 1883) und Dryanders Berichtigungen dazu im selben Bande S. 407 ff.

nungen und Kriegs-Bulletins zum Abdruck kamen.*) Wer sich lebhafter für politische Neuigkeiten interessierte, hielt den „Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten“, der damals in Hannover, wie es in einem zeitgenössischen Berichte heißt, „die einzige, aber in mehreren hundert Exemplaren gehaltene Zeitung“ war und „eine große Rolle“ spielte.

Im ganzen Königreich Westfalen gab es also nicht ein einziges politisches Blatt, das die Bevölkerung auch nur einigermaßen wahrheitsgetreu über die politischen Verhältnisse dieser bewegten Zeit unterrichten konnte, das die Zustände, Bedürfnisse und Wünsche der Bevölkerung zu erörtern vermochte. Es kam daher auch zu keiner Gemeinsamkeit der Bestrebungen; kein auch noch so dünnes Band schlang sich um die bunt zusammengewürfelten Provinzen, und das Königreich fiel, als der Wille Napoleons seine Kraft verloren hatte, vollständig lautlos auseinander.

---

7. Die sächsische Presse. Nur unbedeutende kleine Blätter bestehen neben der amtlichen „Leipziger Zeitung“, dem einzigen politischen Organ Sachsens. Die Abhängigkeit der „Leipziger Zeitung“. Ihre Situation nach der Schlacht bei Jena. Die Franzosen und die Zeitung. Haltung Napoleon gegenüber. Die bedrängte Lage der Redaktion. Der Wirbelsturm im Jahre 1809. August Mahlmann. Sein geschicktes Lavieren 1812 und 1813. Seine Verhaftung. Die Schlacht bei Leipzig und die Zeitung.

Durch ganz besondere Wirrnisse hatte sich die politische Presse in Sachsen, oder gleich bestimmter gesagt: die „Leipziger Zeitung“, die nach wie vor das einzige politische Blatt Sachsens war, während der Fremdherrschaft hindurchzuwinden.

Seit dem Ausbruche der französischen Revolution waren allerdings verschiedene kleine Blätter ins Leben getreten, die auch einige politische Mitteilungen brachten, die „Zittauischen Wöchentlichen Nachrichten“, der „Privilegirte Churfürstlich Sächsische

*) Otto Kuntzemüller, Das Hannoversche Zeitungswesen vor dem Jahre 1848. (Preuß. Jahrbücher, Band 94, Heft 3. Berlin 1898.)

Postillon" in Löbau (der allerdings bereits seit 1785 erschien, sich aber erst später etwas lebhafter mit den Weltbegebenheiten zu beschäftigen begann), das „Intelligenz-Blatt der Kreisstadt Plauen" (das jedoch, obgleich bereits 1789 gegründet, erst 1804 mit seinen politischen Nachrichten beginnt); aber alle diese kleinen Unternehmungen hielten sich doch in so bescheidenen Grenzen, daß sie kaum als politische Zeitungen zu betrachten sind. Sie durften sich auch gar nicht weiter hervorwagen; dafür sorgte schon die Zensur, deren Vorschriften mittelst königlichen Mandats vom 10. August 1812 aufs neue festgestellt wurden; sie besaßen aber auch nicht einmal ein wirkliches Recht, sich mit politischen Vorgängen zu befassen; das hatte für ganz Sachsen einzig und allein nur die „Leipziger Zeitung".*) Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts wurde in dem Pachtvertrage, den die sächsische Regierung, die Besitzerin der „Leipziger Zeitung", mit dem Pächter Boxberg abschloß, diesem ausdrücklich zugesichert, daß außer ihm niemand in Sachsen „einige historisch-politische Zeitungen oder wöchentliche Blätter, welche Zeitungsartikel enthalten", drucken und ausgeben dürfe, „er habe sich denn mit dem Zeitungspachter darüber vernommen und einverstanden. Zuwiderhandelnde haben sich einer Strafe von 10 Thalern für jedes Stück zu versehen." Und dieses Privilegiums erfreute sich auch der Nachfolger Boxbergs, Advokat Franz Wilhelm Scharf, der von 1797 bis 1809 die Zeitung in Pacht hatte, von 1797 bis 1802 gegen eine jährliche Zahlung von 7810 Thalern, von 1802 bis Ende 1809 gegen eine solche von 9050 Thalern, sowie der Schriftsteller August Mahlmann, der die Zeitung von 1810 bis 1818 leitete und im ersten Jahre noch die bisherige Pacht, dann aber jährlich 10000 Thaler zahlte.

Die „Leipziger Zeitung" besaß denn auch als einziges poli-

---

*) Je mehr die kriegerischen Ereignisse die Gemüter bewegten, desto schmerzlicher wurde es von den kleinen Blättern empfunden, daß sie ihre Leser so wenig befriedigen konnten. Einige, wie der „Dresdener Anzeiger für Jedermann", halfen sich schließlich in der Weise, daß sie neben ihren Geschäftsräumen ein Lesezimmer einrichteten, in welchem einige Zeitungen politischen Inhalts zu öffentlicher Benutzung auslagen.

tisches Blatt Sachsens eine große Bedeutung und wurde daher bei den politischen Katastrophen von den jeweiligen Machthabern stets eifrig und in umfassendem Maße benutzt. Sie bietet mithin auch ein grelles Bild von den Schicksalen, denen eine Zeitung preisgegeben war, deren Rechtsboden beständig schwankte.

In der Zeit bis zum Jahre 1806 konnte sich das Blatt noch in leidlich ruhigem Gleise bewegen, obgleich bei einer Revision der Pachtbedingungen für Voxberg einige hemmende Punkte hinzugekommen waren. In § 3 hieß es jetzt nach den neuen Bestimmungen: Nachrichten, welche die inländischen Staats-, Hof- und Landes-Angelegenheiten betreffen, sind nur insofern in der „Leipziger Zeitung“ zu inserieren, als solche dem Zeitungspächter durch den ihm jedesmal angewiesenen Korrespondenten in Dresden, aus dem Geheimen Kabinett zugeschickt, oder als der Zeitungspächter auf seine deshalb durch gedachten Korrespondenten beschehene Anfrage beschieden worden, daß er die angezeigten Artikel einrücken könne. Die Zeitung war dadurch bisweilen gezwungen, mit der Veröffentlichung einer wichtigen Nachricht mehrere Tage zu warten, während mittlerweile durch Reisende und Briefe das Ereignis allgemein bekannt wurde. Ferner wurde in § 5 bestimmt, daß der jedesmalige Professor der Geschichte der Universität Leipzig das Amt des Zensors auszuüben habe, doch dabei noch bemerkt, daß auch schon dem Zeitungspächter die Pflicht obliege, Ankündigungen und Lobpreisungen aufrührerischer Schriften, Unschicklichkeiten, anonymische und andere anzügliche Rügen gegen einzelne Personen oder Gesellschaften gleich anfangs zurückzuweisen und gar nicht erst dem Zensor vorzulegen. Diese Art von Selbstzensur hatte ihr Mißliches und konnte unter Umständen sogar gefährlich werden; doch gelang es der Redaktion, größere Konflikte zu vermeiden. Nur einmal mußte sie im Jahre 1804 einen ernsten Verweis hinnehmen, weil sie in einer dem Pariser „Moniteur“ entlehnten Notiz den König von Schweden beleidigt hatte. Sie wurde von Dresden aus nachdrücklich angewiesen, durchaus nichts in die Zeitung einzurücken, was gekrönten Häuptern oder anderen regierenden Herren mißfällig sein könne.

Aus diesen immerhin behaglichen Verhältnissen wurde die

Zeitung durch die Katastrophen von Jena und Auerstädt mit einem Schlage herausgerissen. Als die Schreckenstage hereinbrachen, befielen die Redaktion offenbar die heftigsten Beklemmungen. Allerlei Gerüchte von einem unglücklichen Treffen bei Saalfeld und vom Tode des Prinzen Louis Ferdinand durchschwirrten die Luft — aber die Zeitung schwieg. Weiterhin hieß es, daß die ganze preußisch-sächsische Armee den Thüringer Wald geräumt habe und im Rückzuge begriffen sei, und gleich darauf kamen die ungeheuerlichsten Nachrichten aus Naumburg und Weißenfels; die Erregung der Bevölkerung wuchs von Tag zu Tag — trotzdem brachte die Zeitung noch immer nichts vom Kriegsschauplatze. Aber in ihrer Not wandte sich die Redaktion mit der flehentlichen Bitte um zuverlässige Mitteilungen an den Dresdener Kabinettskorrespondenten, den Geheimen Registrator Wenzel, und dieser antwortete unter dem 17. Oktober (am 14. waren bereits die Schlachten bei Jena und Auerstädt geschlagen worden), „daß bis itzt zuverlässige, officielle Nachrichten über die gegenwärtigen Vorfallenheiten, die sich zur Bekanntmachung durch unsere Zeitungen qualificiret hätten, allhier nicht vorhanden gewesen, daß aber, wenn in der Folge dergleichen eingehen, dieselben Ihnen mitzutheilen hiesigen Orts Bedacht werde genommen werden“.

Aber noch ehe dieser Brief in Leipzig anlangte, ergoß sich die Flut des Krieges über die Stadt; sie wurde von den Franzosen besetzt, unter einen französischen Gouverneur gestellt, und dieser bemächtigte sich denn auch sofort der Zeitung. Bereits in der Nummer vom 19. Oktober zwang er die Redaktion, einen aus französischer Feder geflossenen sogenannten „unpartheiischen“ Bericht über die Schlacht bei Jena und die ihr vorangegangenen Ereignisse zu geben, und ging dabei in seiner Rücksichtslosigkeit soweit, das bisherige Verhalten der Redaktion in deren eigener Zeitung lächerlich zu machen. „Die Franzosen haben“, hieß es zu Beginn dieses Berichtes, „bei ihrer Ankunft in Leipzig über alle Märchen und Schlachten, welche die Zeitungsschreiber dieses Landes und besonders der Redakteur der „Leipziger Zeitung“ sie haben verlieren lassen, sich sehr belustigt. Sie hoffen wohl nie-

mals anders als auf dem Schlachtfelde alle ihre Feinde zu besiegen. Hier ist die wahre Lage der Sache, deren Wahrheit der Verfasser dieses Artikels auf seine Ehre verbürgt; er ist ein Franzose, und ein dergleichen Eid ist ihm unverletzlich." Weiterhin mußte die Zeitung auf direkten Befehl des die französische Armee begleitenden Fürsten Talleyrand in ihrer Nummer vom 1. November „die den Krieg zwischen Frankreich und Preußen betreffenden Aktenstücke", selbstverständlich aber nur diejenigen, deren Veröffentlichung Napoleon in seinem Interesse fand, zum Abdruck bringen.

Gegen Ende des Jahres 1806 gelang es Sachsen zwar, mit Frankreich Frieden zu schließen, aber der französische Einfluß auf die „Leipziger Zeitung" wurde kaum gemindert. In der üblichen Ansprache an den Landesherrn zu Neujahr 1807 mußte sich die Zeitung auch außerdem noch an den Kaiser Napoleon wenden; ferner sah sie sich gezwungen, alle überschwenglichen offiziellen französischen Siegesbulletins wörtlich abzudrucken, und als der Gewaltige im Juli 1807 durch Leipzig kam, war es ganz natürlich, daß sie überfloß in Ergebenheit und Bewunderung. „Schon seit dem 20. Juli", beginnt dieser Artikel über die Durchreise des Kaisers, „erwartete Se. Majestät den Kaiser von Frankreich, König von Italien auf Ihrer Rückreise von Dresden unsere Stadt mit heißem Verlangen. Der hiesige Magistrat hatte zu dem Empfange dieses erhabensten Monarchen und, um Allerhöchstdemselben die tiefste Ehrfurcht hiesiger Einwohner zu bezeigen, alle zweckmäßigen Anstalten getroffen. Eine hohe, im edelsten Styl, mit Laubwerk und Lampen versehene Ehrenpforte war errichtet" u. s. w., aber Napoleon passierte am 23. Juli früh um 5 Uhr in größter Eile die Stadt, sodaß eine „Bewillkommnung des glorreichsten großmüthigen Siegers und Friedensstifters" nicht stattfinden konnte. Darum schließt die Zeitung ihren Artikel mit den Worten: „Nur unsere feurigsten Wünsche für das dauerhafteste Wohlergehen des Allergnädigsten Kaisers und Königs Napoleons des Großen begleiten Ihn, den größten Regenten und Feldherrn der Weltgeschichte, den Freund unseres

angebeteten Königs, den, der unserem Vaterlande Selbständigkeit und dauerhaftes Glück zu verschaffen versprach."

Das dauerhafte Glück stellte sich aber nicht ein, und noch weniger die Selbständigkeit. Napoleon schaltete in Sachsen nach wie vor wie im eigenen Lande und versetzte dadurch die sächsische Regierung in die schwierigste Lage. Das trat auch bei der Zeitung in die Erscheinung. Im Laufe des Jahres 1808 erhielt die Redaktion wiederholt Instruktionen, die ihre Bewegung immer mehr einengten. Über Spanien und dessen Kriegsangelegenheiten durften, berichtet v. Witzleben*), keine anderen Nachrichten gebracht werden, als solche, die im „Moniteur" enthalten waren. Der „Moniteur" mußte überhaupt als untrügliche Quelle angesehen werden, wie augenfällig und notorisch auch die Thatsachen mit seinen Angaben im Widerspruche stehen mochten. Zweifel an seiner Wahrhaftigkeit setzten die Redaktion den bedenklichsten Folgen aus, und es ergingen denn auch wiederholt von Dresden Weisungen an sie, den Inhalt des „Moniteurs" unter allen Umständen und ohne Randbemerkungen zu geben. Auch Aktenstücke durften, wenn sie in irgend einer Beziehung für Frankreich nachteilig waren, nicht veröffentlicht werden. Während des Erfurter Kongresses brachte die Zeitung eine Proklamation des spanischen Generals Castannos (vor welchem der französische General Dupont mit einem Armeekorps die Waffen hatte strecken müssen). Napoleon stellte deshalb sofort den in Erfurt anwesenden Kabinettsminister Grafen Bose zur Rede, und die Redaktion erhielt eine ernste Rüge. Man warf ihr vor, sie mißbrauche die Duldsamkeit, welche man seither gegen sie geübt.

Um nun aber der bedrängten Redaktion wenigstens einigermaßen eine Richtschnur zu geben, stellte die sächsische Regierung, wahrscheinlich (so meint auch Witzleben) im Einverständnis mit der französischen, eine Anzahl von Instruktionspunkten auf, von denen die wesentlichsten die folgenden waren:

„Nach den zwischen dem französischen Reiche und den Mit-

*) Geschichte der Leipziger Zeitung. Leipzig 1860. S. 71 ff.

gliedern des rheinischen Bundes obwaltenden Verhältnissen muß alles, was dem französischen Kaiserlichen Hofe anstößig seyn könnte, mit der äußersten Sorgfalt vermieden werden. Es sind daher namentlich alle und jede Nachrichten von den für Frankreich nachtheiligen oder unangenehmen Ereignissen keineswegs zuerst zu verbreiten, sondern nicht eher und nicht anders in die Leipziger Zeitung aufzunehmen, als wenn und wie sie in dem Moniteur universel bekannt gemacht werden.

Die aus dem Moniteur entlehnten Artikel müssen vollständig und nicht verstümmelt, noch mit Zusätzen übertragen werden.

Bei diesen sowohl als bei den aus anderen Blättern entnommenen Artikeln sind allemal die Zeitungen namentlich anzugeben.

Bei dem Gebrauche eigener Privatkorrespondenzen ist vorzügliche Vorsicht anzuwenden, damit, wenn über solche Artikel die namentliche Angabe des Verfassers oder Einsenders erfordert würde, derselbe nicht kompromittirt werde.

Sollte Allerhöchsten Orts für gut befunden werden, in der Leipziger Zeitung eigene politische Artikel einrücken zu lassen, so werden sie dem Zeitungspächter von Zeit zu Zeit eingeschickt werden und sind alsdann unverändert beizubehalten."

Mit Hülfe dieser Vorschriften scheint denn auch die Redaktion eine Zeitlang alle die vielen Klippen, die ihr beständig drohten, glücklich vermieden zu haben; aber da brach nun 1809 der österreichisch-französische Krieg aus, und ein österreichisches Korps rückte in Gemeinschaft mit einer Freischar des Herzogs von Braunschweig-Oels in Sachsen ein. Möglicherweise wurde auch Leipzig von den Österreichern besetzt — wie sollte sich dann die Zeitung verhalten! In seiner Not wandte sich der Pächter, Advokat Scharf, nach Dresden, allein der vorsichtige Kabinettskorrespondent erwiderte ihm, eine spezielle, auf jeden einzelnen Fall passende Instruktion könne nicht erteilt werden. Man müsse voraussetzen, daß der Unternehmer eines Zeitungsbüreaus den ganzen Umfang seiner Pflichten kenne und damit etwas Intelligenz und politisches Gefühl verbinde. Nur unter dieser Voraus-

setzung habe ihm die Leitung eines solchen Geschäftes anvertraut werden können, und auf solcher Kenntnis und kluger Erfüllung seiner Obliegenheiten beruhe seine Verantwortlichkeit, sowie — und in diesen würdigen Redensarten ging es noch einige Sätze weiter. Dann aber suchte der Herr Kabinettskorrespondent, der offenbar ein gutes Herz hatte, den schwer Bedrückten doch noch zu trösten. „Wegen der Klagen und Besorgnisse, die Ew. &c. äußern“, schloß er, „können Dieselben von meiner aufrichtigen Teilnahme versichert sein. Ihre Lage ist allerdings kritisch. Jedoch bin ich ganz überzeugt, daß Dieselben sich in solche mit Klugheit zu schicken und dadurch die daraus für Sie resultierenden Ungemächlichkeiten abzuwenden wissen. Für die Österreicher werden Sie Sich wohl nicht zu fürchten haben. Würden Ew. &c. wegen gewisser Zeitungsartikel von denselben in Anspruch genommen, so könnten Dieselben sich allemal damit rechtfertigen, daß diese Artikel nicht aus Ihrer Feder gekommen wären. Fliehen würde ich dieserhalb keineswegs, jedoch salvo meliori.“

Das war nun freilich nicht der bestimmte Bescheid, dessen der Pächter bedurfte, doch hatte er wenigstens einen guten Rat erhalten, den er befolgte. Er blieb ruhig in Leipzig, und als dann in der That das gefürchtete Ereignis eintrat, die Österreicher Leipzig besetzten, half er sich „mit Intelligenz und politischem Gefühl“, so gut er konnte, wobei er durch die öffentliche Stimmung, die auf Seiten der Österreicher war, unterstützt wurde. Die Zeitung schrieb: „Der gestrige Tag (22. Juni 1809) war für die Bewohner Leipzigs sehr merkwürdig. Etwas über eine halbe Stunde vor der Stadt, bei dem Dorfe Stötteritz, entstand zwischen einer Abteilung österreichischer und braunschweigischer Truppen und den Sachsen ein Vorpostengefecht, das sich bis an das Spitalthor zog. Die sächsischen Truppen retirierten durch die Stadt und Vorstadt, erstere folgten ihnen nach, und zwischen der Stadt und dem Dorfe Lindenau kam es zu neuen Gefechten, welche bis gegen das Dorf Schönau hin dauerten. Die österreichischen Truppen unter den Befehlen des Herrn Generalen von Ende Excellenz und die braunschweigischen unter jenen Sr. Durchlaucht des Herzogs von Braunschweig-Öls sind

hier unter unzweideutigen Äußerungen der versammelten Einwohner*) eingezogen, haben aber in der vergangenen Nacht größtenteils in der Nähe von Stötteritz biwackiert. Sie halten, was der Ruf schon früher anher brachte, sehr gute Mannszucht und suchen die Einwohner so wenig als möglich zu belästigen."

Napoleon hatte unterdessen in Österreich mit so großen Schwierigkeiten zu kämpfen, daß er sich um die Leipziger Presse nicht kümmern konnte; die Episode ging daher unbeanstandet vorüber, und als dann Friede geschlossen war, nahm die „Leipziger Zeitung" wieder vollständig die Sprache des „Moniteurs" an. „Seine Durchlaucht der Herzog von Braunschweig-Öls" war z. B. wieder der „Bandenführer" und „Räuberhauptmann", als welcher er im französischen Amtsblatte immer nur einzig und allein bezeichnet wurde.

Eine nicht unwesentliche Verbesserung erfuhr die „Leipziger Zeitung", als mit dem Jahre 1810 der Schriftsteller August Mahlmann das Blatt übernahm.

Mahlmann besaß eine gute geschäftliche und auch litterarische Bildung. Geboren am 13. März 1771 zu Leipzig, studierte er dort Jurisprudenz und Philosophie, unternahm sodann mit einem jungen Livländer ausgedehnte Reisen durch den Norden Europas, leitete hierauf in Leipzig eine Zeitlang eine Buchhandlung, führte nach dem Tode seines Schwagers Spazier (wie schon erwähnt wurde) von 1805 ab die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" und verfügte also bei seinem Eintritt in die Pachtung sowohl über einen weiten Blick wie über journalistische Routine.

Mit Sorgfalt und Geschick wußte er seine Mitteilungen zu erweitern, besonders über Handel und Verkehr, Rechtsverhältnisse, Schulwesen u. s. w. Aber von der Politik mußte er sich nach wie vor fernhalten. Glücklicherweise waren die Jahre 1810 und 1811 Friedensjahre, sodaß ihm der Anfang seiner Geschäftsführung nicht allzuschwer gemacht wurde; mit dem Anbruch des Jahres 1812 begannen aber sofort die größten Schwierigkeiten.

*) Die sächsischen Truppen bedauerte man, daß sie durch das Bündnis mit Frankreich gezwungen waren, sich den Österreichern gegenüber zu stellen.

Der Feldzug nach Rußland wurde in der großartigsten Weise vorbereitet, aber auch nicht die geringste Mitteilung davon sollte bekannt werden. Selbst die einfachsten Truppenverschiebungen sollten verschwiegen bleiben. Da mußte denn alle Kunst aufgeboten werden, um gewisse Vorfälle, die mit diesen umfassenden Vorbereitungen in Verbindung standen und doch nicht vollständig zu ignorieren waren, in irgend einer möglichst harmlosen Weise zu bringen. Und doch gelang das nicht immer. Noch schwieriger aber wurde die Lage, als der Krieg begonnen hatte, die offiziellen Siegesnachrichten von der großen Armee anlangten, daneben aber Privatberichte einliefen, die den furchtbaren Jammer des entsetzlichen Feldzuges enthüllten. Die Zeitung konnte nicht anders, sie mußte nach wie vor Sieg und abermals Sieg melden, auch immer noch, als man längst wußte, daß Napoleon in fluchtähnlicher Eile durch Dresden gekommen und nach Paris zurückgekehrt sei. Erst in der letzten Dezembernummer von 1812 konnte sie das berühmte 29. Bulletin bringen, das die ganze Wahrheit der schrecklichen Katastrophe in Rußland bekannte. Darauf folgten drei bange Monate; in Preußen erwachte ein ungestümer Geist, der nach Befreiung rief; in Schlesien flammte eine mächtige Begeisterung auf, die alle, auch die Bedenklichsten, fortriß; allein die Zeitung mußte sich alledem ängstlich verschließen. Plötzlich änderte sich jedoch die Situation. Preußen hatte offen mit Frankreich gebrochen, und die Verbündeten waren unerwartet schnell nach Westen vorgedrungen; bereits am Abend des 31. März 1813 rückten russische Truppen in Leipzig ein. Das bedeutete aber keineswegs zugleich auch eine Befreiung der Presse. Auch die Verbündeten kannten die Bedeutung der Zeitungen und suchten durch sie auf die allgemeine Stimmung einzuwirken. Sie übten daher dieselbe scharfe Zensur wie die Franzosen, nur traten sie eben für die nationale Sache ein. Unmittelbar nach der Besetzung der Stadt erhielt die „Leipziger Zeitung“ einen „Auszug eines Briefes aus Dresden“ zum Abdruck, der offenbar aus dem russisch-preußischen Lager stammte. Den Franzosen wurde hier gehörig die Wahrheit gesagt, Davout, der die Dresdener Brücke hatte sprengen lassen, ein „Mordbrenner aus Ruhmbegierde“ ge-

nannt, und daneben erhielten die Russen ein vollgerüttelt Maß des Lobes. Denn es galt, eine gewisse Sympathie für diese fremdartigen Erscheinungen im deutschen Volke zu erwecken. „Die Russen verdienen“, hieß es in dem Artikel, „noch mehr Ehrenbezeugungen, als sie (bei ihrem Eintreffen in Dresden) erhalten haben. Aufgenommen mit Enthusiasmus, werden sie von den Segenswünschen dankbarer Völker begleitet werden. Die strengste Mannszucht wird bei ihnen beobachtet. Eifersüchtig, alle Gattungen des Ruhmes zu verdienen, sollen ihre Lorbeeren nur von den Thränen der Dankbarkeit benetzt werden.“ *) Weiterhin wurde die „Leipziger Zeitung“ veranlaßt, die falschen Kriegsnachrichten des „Journal de Paris“ in das richtige Licht zu stellen und mit Bemerkungen zu versehen.

Unterdessen bereitete sich in der Umgebung von Leipzig ein großer Entscheidungskampf vor. Napoleon zog von Westen her gewaltige Heeresmassen in der Leipziger Ebene zusammen, während die verbündeten Preußen und Russen von Norden und Osten heranrückten. Eine schwere Beklemmung drückte mehr und mehr die Gemüter der Leipziger Bürgerschaft; aller Verkehr stockte, und am Sonnabend, dem 1. Mai, kam auch die „Leipziger Zeitung“ nicht heraus. Tags darauf entlud sich dann das schwere Gewitter, es kam zur Schlacht bei Lützen (Groß-Görschen), durch die das Heer der Verbündeten zum Rückzuge gezwungen wurde und Napoleon wieder in den Besitz von Sachsen gelangte. Die allgemeine Lähmung alles Verkehrs wich aber nur zögernd; auch die „Leipziger Zeitung“ brauchte noch mehrere Tage, um sich zu neuem Thun zu sammeln. Erst am Freitag, dem 7. Mai, erschien sie wieder, und nun war sie abermals durchaus französisch. An der Spitze dieser Nummer brachte sie das Folgende:

Am 2. Mai rückte ein französisches Armeekorps unter An-

*) Leider war dieses Lob zum großen Teil unbegründet. Von Mannszucht war bei den Russen wenig zu spüren. Sie wirtschafteten in den Städten und Dörfern Sachsens in wahrhaft barbarischer Weise. „Noch jetzt, nach Verlauf von 30 Jahren“, schreibt Aster in seinem 1844 erschienenen Buche „Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig“, „spricht man mit Schaudern davon.“

führung des Generals Lauriston in Leipzig ein, worauf folgender Tagesbefehl bekannt gemacht wurde:

Lindenau, den 2. May.

Auf dem Schlachtfelde bey Lützen, den 2. May 1813. Abends 8 Uhr.

Herr General Lauriston, ich eile, Ihnen anzuzeigen, daß der Kaiser soeben den glänzendsten und entscheidendsten Sieg über die preußische und russische Armee, die von dem Könige von Preußen und dem Kaiser Alexander commandirt waren, erfochten hat. Der Kaiser verfolgt seinen Vortheil, wir haben an diesem schönen Tage keine Person von Auszeichnung verloren.*)

Der Fürst von Neufchâtel
Unterz. Alexander.

Hieran schloß sich ein im französischen Sinne gehaltener Schlachtbericht und folgende „Erklärung" der Redaktion:

„Seitdem unsere Stadt von russischen und preußischen Truppen besetzt war, sind in dieser Zeitung Aufsätze und Äußerungen erschienen, welche das Gepräge ihres Ursprungs deutlich an sich tragen, und über welche teils Erläuterungen, teils Bemerkungen in der Folge mitgeteilt werden sollen, um über manche Gegenstände Licht zu verbreiten. Der Redakteur und Herausgeber dieser Blätter hatte, durch die fremde Gewalt gezwungen, durchaus keine Wahl, sondern mußte dieser Gewalt unbedingt nachgeben, welche über alles verfügte, was gedruckt wurde; daher kann man auch in keiner Hinsicht annehmen, daß er das gebilligt habe, was die fremde Autorität durch diese Zeitung bekannt gemacht hat, vielmehr beweist der früher und bis zur Besetzung unserer Stadt durch obengenannte Truppen in derselben herrschende Geist, daß der Herausgeber dem System, welches Se. Maj. der König von Sachsen, sein allergnädigster Herr, angenommen, überall treu geblieben ist und die Pflichten eines treuen Unterthanen auch in dieser Hinsicht auf alle Weise erfüllt hat."

Mit dieser Erklärung hoffte Mahlmann die übeln Folgen, die etwa die Haltung seines Blattes während des März und

*) In Wahrheit fünf Generäle.

April noch nach sich ziehen könnte, zu parieren, und in der That geschah ihm zunächst auch nichts, nur wurde die Zeitung unmittelbar unter französische Zensur gestellt und zum ausschließlichen Sprachrohr Napoleons gegen die Verbündeten gemacht. Alle Nummern des Mai und Juni waren mit Schmähungen gegen Rußland und besonders Preußen angefüllt, und Mahlmann machte wohl nicht den geringsten Versuch einer Einwendung oder Vorstellung. Aber trotz aller seiner Fügsamkeit blieb ein schlimmer Konflikt nicht aus. Offenbar hatten ihm die Franzosen seine Haltung im März und April nicht vergeben, sondern warteten nur eine passende Gelegenheit ab, um sich an ihm um so nachdrücklicher zu rächen. Eine solche wollte sich jedoch bei der Vorsicht Mahlmanns nicht finden, und so mußte schließlich ein Inserat als Vorwand zum Einschreiten gegen ihn herangezogen werden. Diese Annonce war am 14. Juni in der „Leipziger Zeitung" erschienen, und in ihr stattete eine Familie S. einem „Rittmeister v. Colmb." innigen Dank ab, daß er sein der Familie gegebenes Wort „so schön gehalten", und forderte den Begleiter des Rittmeisters, den „edelmütigen E.", auf, recht bald die „schönen friedlichen Berge" der Familie S. zu besuchen.

Die französische Verwaltung behauptete, daß hier eine Verständigung mit dem preußischen Freischarenführer Rittmeister von Colomb vorliege, der den französischen Truppen schon so viel Schaden zugefügt hatte, und ließ Mahlmann verhaften. Dieser erklärte vor dem General Grafen Bertrand, daß ihm das Treiben eines Rittmeisters von Colomb ganz unbekannt sei, weil zur Zeit Berliner Zeitungen nach Leipzig gar nicht kommen dürften, und daß außerdem das Inserat dem Zensor vorgelegen und dessen Approbation erhalten habe. Trotzdem verfügte der General — ein Hohn auf die persönliche Freiheit der Unterthanen eines mit Frankreich verbündeten Landes — die Überführung des Beschuldigten nach einem Gefängnis in Erfurt, wo nun der mitten aus seiner Familie und seiner Thätigkeit Herausgerissce qualvolle Tage in strenger Haft verbrachte. Das Schicksal Palms und anderer schien ihm zu drohen.

Erst nach Verlauf einer Woche gelang es durch die Rekla-

mationen der sächsischen Regierung, Mahlmann aus dem Gefängnisse befreien und ihn seiner Thätigkeit zurückzugeben; es konnte ihm nicht die geringste Verbindung „mit den Feinden Frankreichs“ nachgewiesen werden.*)

Aber die Tage, denen er nun entgegen ging, waren nicht minder peinvoll für ihn; sie unterschieden sich von denen einer Gefängnishaft nur um ein Geringes. Der französische Druck steigerte sich, je mißlicher es mit der französischen Sache wurde. Infolge von Unruhen, die während des Pfingstfestes in Leipzig vorkamen, wurde über die Stadt der Belagerungszustand verhängt; zugleich nahm Napoleon vollständig von der „Leipziger Zeitung“ Besitz, um in ihr ganz ungehemmt seinem Unmute über den „treulosen Abfall“ Deutschlands von der Sache Frankreichs die Zügel schießen lassen zu können. Das Blatt wurde unter die Spezialleitung eines Kabinetts gestellt und außerdem kam noch ein besonderer Agent, ein Baron Bacher, nach Leipzig, der die Redaktion beaufsichtigte und die Verbindungen zwischen ihr und den französischen Behörden vermittelte. Alles, was der Zeitung von diesen Behörden zuging, mußte sie unweigerlich und schleunigst ohne die geringsten Veränderungen abdrucken und dabei für dieses Säbelregiment noch alle erdenklichen Schmeicheleien bereit halten. Als Napoleon am 13. Juli durch Leipzig kam, las man in der Zeitung: „Die erfreuliche Nachricht, daß Leipzig das Glück haben sollte, Se. Kaiserl. Königl. Majestät Napoleon den Großen in seinen Mauern zu sehen, verursachte vom frühen Morgen an die froheste Bewegung in der Stadt.“ Der „schöne Tag“ der Anwesenheit des „größten Monarchen“ werde allen Einwohnern von Leipzig unvergeßlich bleiben. Vom Kriegsschauplatze brachte

*) Möglicherweise erfolgte die Verhaftung Mahlmanns auch auf direkten Befehl des Kaisers hin, denn in einem Briefe Napoleons aus Dresden vom 18. Juni 1813 an den Prinzen von Neuchâtel heißt es: „Voici un article fort extraordinaire du Journal de Leipsick. Envoyez-le au commandant, pour qu'il en ait l'explication. Qu'il fasse sur-le-champ arrêter le gazetier qu'il le traduise devant une commission militaire, et le fasse fusiller, s'il y a la moindre malveillance.“ (Lecestre, vol. II, pag. 250.)

die Zeitung längere Zeit gar nichts, da die Niederlagen der Franzosen an der Katzbach, bei Dennewitz, Großbeeren, Nollendorf zc. zunächst vollständig verschwiegen wurden, und als dann doch endlich wieder einmal eine Meldung gebracht werden mußte, gab man die Niederlage bei Kulm als einen französischen Sieg aus. „Der Feind ist bei Kulm geworfen worden“, hieß es in der Nummer vom 20. September in einer Korrespondenz vom 17. September aus Dresden (am 29. August war die Schlacht gewesen!), „die französische Kavallerie hat sehr schöne Angriffe gemacht.“ Die Gefangennahme des Generals Vandamme wurde zunächst noch nicht erwähnt, erst in der nächsten Nummer kam nebenher die Mitteilung: „Im Getümmel verschwand General Vandamme; man glaubt, er sei tödlich verwundet.“ Weiterhin gesteht man denn auch die Niederlage an der Katzbach ein — ein ganzer Monat ist seit der Katastrophe verflossen. Das Anschwellen des Bobers war an dem Mißerfolge schuld. Als Napoleon am 4. September erschien, ließ er „den Feind wieder angreifen und am 5. September den ganzen Tag über mit dem Säbel in der Faust bis Görlitz verfolgen“.

Unterdessen kam der Oktober heran, der so Großes bringen sollte. Aber die Bevölkerung blieb ganz darüber im Ungewissen, was sich denn eigentlich vorbereitete. Wohl liefen allerlei Gerüchte um, daß große Heeresmassen sich gegen Leipzig zusammenzögen, niemand konnte jedoch Bestimmteres sagen, und die Zeitung schwieg. Endlich am 13. Oktober brachte sie, wohl von allen Seiten bestürmt, einen kurzen Artikel, den sie mit folgendem geschraubten Satze begann: „Unterdes, bis ein offizieller Bericht über die Vorfälle der letzten 8 Tage und der großen Ereignisse erscheint, welche eine notwendige Folge des Operationsplans der französischen Armee sein werden, glaubt man durch Mitteilung folgender Übersicht der Ungeduld des Publikums Genüge leisten zu müssen.“ Und nun folgte eine Darlegung der militärischen Lage, in der wohl nicht ein einziges wahres Wort gesagt wurde; die Franzosen hatten wieder überall, bei Düben, bei Mokrehna, bei Wartenburg, bei Dessau, gesiegt.

Doch schon am nächsten Tage klärte der Kanonendonner alle

über den furchtbaren Ernst der Situation auf; die gewaltige Völkerschlacht entwickelte sich, und während des tosenden Kampfes draußen auf den weiten Blachfeldern ruhte drinnen in der Stadt bei der angstvoll beklommenen Bevölkerung natürlich jedwede gewerbliche Thätigkeit. Auch die Zeitung erschien vom 18. bis 21. Oktober nicht. Am 22. Oktober aber brachte sie bereits einen ziemlich ausführlichen Schlachtbericht und leitete ihn mit den Worten ein:

„Ungeachtet die Zeit noch nicht vergönnt hat, offizielle Berichte über die, für die ganze Welt so merkwürdigen und entscheidenden Ereignisse, welche seit 5 Tagen bei und in unserer Stadt vorfielen, zu erhalten, so eilen wir doch, unsern Lesern eine kurze Übersicht von den ewig denkwürdigen Begebenheiten zu geben, deren Augenzeugen wir waren."

Darauf folgte eine Schilderung der Kämpfe an den einzelnen Tagen, und beim 19. Oktober hieß es: „Nach 10 Uhr flüchtete der Kaiser Napoleon mit seinem Gefolge durch die Stadt. . . . Die siegreiche alliierte Armee nahm die Stadt mit Sturm. Der Rückzug der Franzosen ward völlige Deroute, der entscheidende Sieg war für die gute Sache erkämpft. Das siegreiche Heer zog ein, die erhabenen verbündeten Monarchen waren an der Spitze desselben, und alle Herzen, die vor kurzem noch bangten, ergossen sich in einstimmigen Jubelruf der seligsten Freude für Errettung aus großer Gefahr, für Befreiung aus einem Übermaß von Schmach und Leiden, die vorzüglich auf unserer Stadt lasteten."

Wenige Tage später erschien ein „Publikandum", aus dem hervorging, daß der russische Fürst Repnin Generalgouverneur von Sachsen und der russische Generalleutnant Kommandeur der sächsischen Armee geworden war — die französische Zeit hatte für immer ihre Endschaft erreicht.

---

8. Die Presse in den kleineren Ländern des Rheinbundes (Hessen-Darmstadt, Nassau, Würzburg, Oldenburg, Mecklenburg, den sächsischen Herzogtümern). Die „National-Zeitung der Deutschen“ in Gotha. Ihre Haltung. Rudolf Zacharias Beckers verhängnisvoller Artikel einen deutschen Bund betreffend. Festnahme Beckers. Seine Gefangenschaft und Freilassung.

In den kleineren Ländern des Rheinbundes bestand nur eine äußerst dürftige Zeitungslitteratur. In Hessen-Darmstadt erschien bloß die jetzt noch bestehende, damals ganz unbedeutende amtliche „Darmstädter Zeitung“ (vergl. Bd. I, S. 163). In Nassau kamen nur Intelligenzblätter heraus, die sich noch dazu kaum am Leben zu erhalten vermochten. Selbst in Wiesbaden wußten sich die 1770 gegründeten „Gnädigst privilegirten Wiesbadener Nachrichten zur Beförderung des Nahrungsstandes“ kaum durchzuschleppen. Nachdem sie viele Jahre nur 120 bis 150 Abonnenten gehabt und es 1807 glücklich auf 312 gebracht hatten, gingen sie 1809 schließlich ein, worauf an ihre Stelle ein „Verordnungsblatt des Herzogthums Nassau“ und ein „Herzoglich Nassauisches allgemeines Intelligenz-Blatt“ trat.*) Etwas besser sah es zunächst in Würzburg aus. Dort bestand bekanntlich seit 1803 die „Fränkische Staats- und gelehrte Zeitung“ (vergl. S. 29—31), die 1806, nachdem Napoleon das ehemalige Bistum wieder von Bayern getrennt und es erst in ein Kurfürstentum und dann in ein Großherzogtum umgeschaffen und den ehemaligen Großherzog von Toskana, Ferdinand, zum Landesherrn ernannt hatte, in den Besitz des Buchhändlers Stahel überging und den Titel „Die Würzburger Zeitung — La gazette du Wurzbourg“ erhielt. Die neue Regierung stellte die Zeitung unter die Zensur der Landesdirektion; da sich aber der Zensor, Landesdirektionsrat Ernst August Haus, zu nachsichtig zeigte und die Zeitung mehrere Artikel brachte, die „den Gesinnungen des Hofkommissariats keineswegs angemessen waren“, so erhielt sie strengen Befehl, künftig nur noch solche Nachrichten vom Groß-

*) G. Zedler, Die Intelligenzblätter der nassauischen Fürstentümer (Annalen des Vereins für nassauische Altertumskunde. Band 29, Heft 1.) Wiesbaden 1897.

herzogtum aufzunehmen, die die unmittelbare Approbation der Hofkommission erhalten habe. Das Blatt war also unter doppelte Zensur geraten, was sich aber doch als zu reichlich erwies, sodaß es einige Zeit später der Kontrolle des Staatsministeriums überantwortet wurde. Damit kam es aber unter die unmittelbare französische Aufsicht, denn das Staatsministerium stand ganz und gar unter dem direkten Einflusse des bevollmächtigten Ministers Napoleons, der in Würzburg die erste und tonangebende Stimme besaß. Das zeigte sich auch sehr bald und trat ganz besonders kraß im Frühjahre 1813 hervor, als dem Redakteur eines Tages eröffnet wurde, daß die Zensur des Blattes aufgehoben und daher dasselbe von jetzt ab nicht mehr an das Ministerium einzusenden sei. Von nun ab solle die Zeitung lediglich unter der Verantwortlichkeit der Redaktion erscheinen, welcher aber bei dieser Verantwortlichkeit und bei Vermeidung der strengsten Ahndung aufgetragen wird, in die Zeitung durchaus keine anderen Artikel aufzunehmen, als entweder solche, die der Redaktion unmittelbar von kaiserlich französischen Autoritäten zum Einrücken gegeben werden, oder solche, die im „Moniteur" und in anderen in Frankreich herauskommenden Zeitungen enthalten sind. Damit war die Zeitung einfach zum Organ der französischen Regierung herabgedrückt worden und mußte die Fesseln tragen, bis endlich die Völkerschlacht bei Leipzig sie sprengte.*) Einfacher lagen die Verhältnisse im Herzogtum Oldenburg. Dort behalf man sich mit den „Oldenburgischen wöchentlichen Anzeigen", die 1746 gegründet worden waren, aber auch jetzt noch, nach mehr denn einem halben Jahrhundert, nur einmal in der Woche im Umfange von einem Bogen in Quart erschienen und bloß die wichtigsten Vorgänge in kurzen Notizen verzeichneten. Nicht ganz so mager waren die Zeitungen in Mecklenburg (vergl. Bd. I, S. 160), der „Auszug der neuesten Zeitungen" in Rostock, gegründet 1711 (heute „Rostocker Zeitung"), die „Neue Schwerinsche Politische Zeitung", gegründet 1757 (heute „Mecklenburgische Zeitung") und

---

*) S. Göbl, Zur Geschichte der Presse in Würzburg bis zum Jahre 1815. Würzburg 1896.

die „Wismarsche Zeitung", gegründet 1795 (heute „Mecklenburger Tageblatt"). Sie nährten sich von den Hamburger und Berliner Blättern, gingen aber dabei über ein bescheidenes Maß von politischen Nachrichten nicht hinaus. Trotzdem erregten sie das Mißfallen des Imperators. In einem Briefe vom 18. Novbr. 1811 an Maret, seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, äußert er einmal seinen lebhaften Unwillen über den „schlechten Geist" der Mecklenburgischen Zeitung (es ist wohl das Schweriner Blatt gemeint), und dann heißt es weiter: „Schreiben Sie Herrn Desaugiers (dem französischen Geschäftsträger in Mecklenburg), daß ich seine Schwäche tadle, und daß er beim ersten Rückfall dem Prinzen von Eckmühl schreiben soll, damit dieser den Journalisten verhafte und streng bestrafen lasse. Er soll sich in diesem Sinne mit dem Herzog von Mecklenburg darüber verständigen." *)

In den sächsischen Herzogtümern stand es, abgesehen von der Beckerschen „National-Zeitung der Deutschen", ganz ähnlich. Die „Jenaische Zeitung" (vergl. Bd. I, S. 81) hatte sich noch nicht über den Rahmen eines Lokalblattes erhoben, wohl aber in den sturmvollen Tagen vor und nach der Schlacht bei Jena tapfer behauptet. Die amtliche „Gothaische Zeitung" (gegr. 1691) brachte nur kurze Mitteilungen im trockensten Stil.

Aber auch die „National-Zeitung der Deutschen" stand nicht mehr auf der früheren Höhe. Von Gotha aus, wo die Zeitung erschien (vergl. S. 34), konnten für die neuen Verhältnisse nicht die entsprechenden politischen Verbindungen angeknüpft werden; es kam daher vor, daß die „National-Zeitung" bedeutendere Nachrichten erst sehr spät bringen konnte; zudem verhinderte der schwere Druck der französischen Regierung, der sich alsbald auch hier geltend machte, die weitere Entwickelung. Jede freiere Bewegung mußte unterbleiben und der Eroberer mit größter Rücksicht behandelt werden. Schon in der Neujahrsbetrachtung von 1807 wünscht denn auch der Herausgeber dem Kaiser Napoleon viel Heil und Segen zu seinem Vorhaben, Europa einen dauernden Frieden zu erkämpfen, und ihm und

*) Lecestre, vol. II, pag. 177.

seinen tapferen Heeren eine baldige und frohe Wiederkehr ins Vaterland. Für die unglückliche Borussia weiß er aber nichts Besseres, als „einen Trunk aus Lethes Quelle zum Vergessen der erlittenen Schmach und des erkünstelten Phantoms von Macht und Größe, wozu ihr die Natur die Kräfte nicht verliehen, dann ein Jahrhundert Frieden, um die Wunden zu vernarben".

Unter diesen Umständen wollte es Rudolf Zacharias Becker wenig ersprießlich erscheinen, seine Kräfte auch ferner vorwiegend der Zeitung zu widmen; er wandte sich andern Geschäften zu und übertrug die Redaktionsarbeiten einem Gymnasialprofessor Christ. Ferd. Schulze. Doch lieferte er noch hie und da einen Artikel, den er unmittelbar aus seinem Herzen quellen ließ, und das sollte ihm verhängnisvoll werden. Denn in einem dieser Aufsätze, betitelt „Der Deutsche Bund, eine geheime Gesellschaft", den er unter dem 11. Febr. 1811 veröffentlichte, beobachtete er nicht die nötige Vorsicht. Er entwickelte in diesem seine Ansichten über die derzeitigen Aufgaben des vaterländischen Gemeingeistes, über Pflege deutscher Sprache und Gesinnung, über Abwehr entbehrlicher Einfuhrartikel u. a. und gab dabei seinen Darlegungen (wie er später sagte: „weil das, was geschieht, eher Nachahmung findet, als das, was man predigt") die Form einer Satzung, die angeblich ein im Geheimen existierender patriotischer Verein seiner Thätigkeit zu Grunde gelegt hat. Sofort nahm die französische Polizei an, daß hier unvorsichtigerweise die Fäden einer weitverzweigten Verschwörung aufgedeckt worden seien, und sie wurde in dieser Annahme wohl noch durch die Art und Weise bestärkt, wie die Wirkung des Artikels in der Berliner Presse zu Tage trat. Auch die „Vossische Zeitung" war der Ansicht, daß es sich in der That um einen Geheimbund handle, brachte unter dem 7. März 1811 einen Auszug von dem Artikel und fügte hinzu: „Wie oft hat der Redakteur der „Vossischen Zeitung" diesen Wunsch (daß man einen solchen Bund gründe) teils insgeheim gehegt, teils laut werden lassen, wie oft sind seine Vorschriften belächelt, wie oft sind sie belacht worden! Wie gern würde er mit ganzer Seele in diesen einzigseligmachenden Bund treten!" Unmittelbar darauf aber erschien an der Spitze der „Spenerschen

Zeitung" eine Bekanntmachung, in der es hieß, man habe mit großem Befremden in der „Berlinischen Zeitung" die Ankündigung einer neuen Verbindung gelesen, es sei daher dem Zensor, welcher solche habe passieren lassen, sein Geschäft abgenommen, der Redakteur auf eine Zeitlang suspendiert und der Expedition eine nachdrückliche Rüge erteilt worden.

So angelegentlich aber auch die französische Polizei dieser angeblichen „ligue germanique" nachspürte, alle Nachforschungen waren vergeblich, und da ging sie denn schließlich ganz rücksichtslos direkt vor und ließ Becker am Morgen des 30. November 1811 durch eine Abteilung französischer Kürassiere verhaften und seine gesamte private und geschäftliche Korrespondenz mit Beschlag belegen.

Der Festgenommene wurde in einen Wagen gesetzt, der unter starker Bedeckung eiligst dahinfuhr und alsbald im grauen Morgennebel verschwand. Monatelang blieb die Familie ohne die geringste Kunde von dem Verhafteten, wußte weder, wo er in Gefangenschaft gehalten wurde, noch welches Verbrechens man ihn beschuldigte, ja sie hatte nicht einmal die Gewißheit, daß er überhaupt noch am Leben sei.

Die Wegführung des allgemein bekannten und geachteten Mannes mitten im Frieden aus der Residenz eines souveränen Fürsten, gleichsam unter dessen Augen, machte in ganz Deutschland großes Aufsehen.*) Nach einiger Zeit wurde bekannt, daß Marschall Davout, der in Hamburg residierte, den Befehl zur Verhaftung gegeben hatte. Als man darauf dem Marschall wegen dieses gewaltthätigen Eingreifens Vorstellungen machte, erwiderte er: „Ein souveräner Fürst des Rheinbundes, der in seinem Lande eine „National-Zeitung der Deutschen" herausgeben läßt, hat sich über nichts zu beschweren. Der Kaiser, mein

*) Der Geheime Rat von Voigt in Weimar schrieb unter dem 8. Dezember 1811 an Böttiger in Dresden: „Des wackern Beckers Schicksal wird gewiß auch E. W. tief getroffen haben. Ihre Gothaischen Freunde werden Sie ohne Zweifel von dem Hergang unterrichtet haben, daher ich darüber schweigen kann. Und wer wagt es, noch viel über solcherlei Dinge der Feder anzuvertrauen?" (Geiger, Aus Alt-Weimar. Berlin 1897. S. 189.)

Herr, erkennt Sachsen, Bayern, Württemberger an, aber keine Deutschen!" *)

Unterdessen saß Becker auf der Citadelle von Magdeburg in einer der engen und dunkeln Kasematten eingekerkert, und zwar als Staatsgefangener, der „au grand secret" behandelt werden mußte. Der Schlüssel zu seinem Kerker durfte sich nur in den Händen des Kommandanten befinden, und auch nur in dessen Gegenwart konnte der Gefangene sein Frühstück, Mittag- und Abendbrot erhalten. Hatte der Kommandant einmal eine Abhaltung, eine Parade oder dergleichen, so fiel die Mahlzeit, die währenddessen fällig gewesen wäre, einfach aus. Die Benutzung von Büchern, Schreibmaterialien, Licht war dem Gefangenen streng untersagt, und so verbrachte er bei schrecklicher Langerweile in peinigender Ungewißheit über sein Schicksal viele Monate. Mittlerweile wurde seine ganze Korrespondenz durchgesehen, und dann stellte ein Gerichtshof Verhöre mit ihm an. Doch konnte ihm nichts Gravierendes nachgewiesen werden, worauf eine etwas mildere Haft eintrat. Auf sein inständiges Bitten erhielt er auch Lektüre. Das erste Buch war „Anleitung zum Rechnen für Geübtere", das er nun mehreremale durcharbeitete.

Eine Freilassung erfolgte jedoch nicht, weil die Thatsache an sich, daß Becker durch seine Zeitung auf die Belebung des deutschen Nationalgefühls einzuwirken gesucht, hinreichend erschien, ihn fortwährend als staatsgefährlich zu betrachten. Das geht deutlich aus einem von Davout an den Kaiser erstatteten Bericht hervor, dessen Konzept im Jahre 1815 bei der Durchsicht der französischen Archive von der preußischen Militärverwaltung gefunden wurde. Darin wird Becker als ein Mann bezeichnet, der durch alle möglichen Mittel bei den verschiedenen deutschredenden Völkern das Verlangen, eine einzige Nation zu bilden, erweckt und dadurch die Gemüter namentlich der Jugend gegen die Franzosen aufgehetzt habe.

Immerhin ward die Haft Beckers wesentlich erleichtert; er durfte sogar im Hause des Festungskommandanten Wohnung

*) Fr. Perthes, Etwas zur Geschichte der deutschen Litteratur. Hamburg 1815.

nehmen; dabei blieb es aber; Monat auf Monat verging. Schon glaubte sich schließlich der Ärmste stillschweigend zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt und ging bereits damit um, sich seinen Beschäftigungsplan danach einzurichten. Allein die Familie des Gefangenen bemühte sich unablässig, auf irgend eine Weise die Befreiung herbeizuführen. Unter anderem wurde eine Bittschrift verfaßt, und die Gattin Beckers setzte nun alles daran, diese dem Kaiser Napoleon selbst zu überreichen. Die Gelegenheit dazu wollte sich aber lange nicht finden; einmal reiste die arme Frau dem Kaiser von Gotha bis nach Dresden nach, ohne ihren Zweck zu erreichen. Da passierte am 25. April 1813 Napoleon Gotha, stieg jedoch nicht aus, sondern wechselte vor der Stadt die Pferde und nahm dort auch eine Begrüßung des Herzogs entgegen. Diesen Moment ließ sich die tapfere Frau nicht entgehen; sie durchbrach die Reihe der Gendarmen, die das gaffende Volk vom Wagen fernhielt, stürzte an den Wagenschlag, überreichte ihre Bittschrift, sank dann aber ohnmächtig zu Boden. Der Kaiser entfaltete das Papier, wußte auch nach einem flüchtigen Blick auf das Schreiben sofort, um was es sich handelte, und versprach die Freilassung Beckers, die denn auch am 29. April 1813 erfolgte.*)

Damit war die Angelegenheit für die französische Regierung abgethan; um die großen geschäftlichen Einbußen, die Becker durch ihr Eingreifen erlitten hatte, kümmerte sie sich nicht weiter, auch blieb es bei der Unterdrückung der „National-Zeitung“, die nach der Festnahme Beckers sofort ihr Erscheinen hatte einstellen müssen. Erst als die Fesseln der Fremdherrschaft gesprengt worden waren, kam das Blatt vom Januar 1814 an wieder heraus, und Becker bewährte sich aufs neue als Vertreter und Verfechter edler vaterländischer Gesinnung.

*) Rudolph Zacharias Beckers Leiden und Freuden in siebzehnmonatlicher französischer Gefangenschaft, von ihm selbst geschrieben. Gotha 1814.

Viertes Kapitel.

Die Presse in Preußen.

1. Die Berliner Zeitungen beim Beginn des 19. Jahrhunderts. Hatzfelds Devise. Die Spenersche und die Vossische Zeitung. Ihr Verhalten vor Ausbruch des Krieges 1806; ihre Meldungen nach dem Zusammenbruch. Allgemeine politische Unmündigkeit. Ungerechte Angriffe der Vossischen Zeitung auf das preußische Offizierkorps. K. J. Langes franzosenfreundlicher „Telegraph". Der Druck der französischen Regierung. Langsames Erwachen vaterländischen Geistes. Versuch der Gründung eines Regierungsblattes durch Adam Müller. Heinrich von Kleists „Berliner Abendblätter". Sollen ein Oppositionsblatt sein. Werden von Adam Müller zu egoistischen Zwecken benutzt. Gehen schon nach einem halben Jahre ein. Bei der Schweigsamkeit der Spenerschen und Vossischen Zeitung tauchen geschriebene Zeitungen auf. Die Zeitungen beim Doppelspiel Hardenbergs. Der Sturm bricht los, und der Bann wird gebrochen. Die Rubrik „Vaterlandsliebe". Ein buntes Gewimmel von Bekanntmachungen. Die ersten Kriegsberichte. Bernadotte fälscht den Bericht über die Schlacht von Großbeeren. Bülows Zorn darüber. Dürftigkeit der weiteren Kriegsberichte. Man sucht sich durch Kriegspoesie zu entschädigen.

Die hervorragende politische Stellung, welche Preußen beim Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch immer einnahm, und das rege geistige Leben, das hauptsächlich in Berlin pulsierte, könnte zu der Vermutung führen, daß sich besonders in der Hauptstadt nach und nach eine etwas reichere Zeitungslitteratur als im übrigen Deutschland entwickelt habe. Dem war aber keineswegs so. Zwar hatte Friedrich Wilhelm III. den besten Willen, seinem Lande vorwärts zu helfen und dabei auch die „anständige Publizität" zu fördern, wie sein Brief an Mallinckrodt beweist (vergl. S. 32), aber er vermochte

nicht durchzugreifen. In allen oberen Beamtenkreisen wurde zähe an dem Bestreben festgehalten, sich auch fürderhin in dem Rahmen zu bewegen, den Friedrich der Große für sich geschaffen hatte. Es blieb also bei dem allgemeinen Grundsatze, daß der Bürger sich um staatliche Verhältnisse nicht zu kümmern habe, auch bei den drückenden Zensurvorschriften. Jede Aufklärung über die politischen Zustände sei eben vom Übel. Selbst als der preußische Staat bereits in der kläglichsten Weise zusammengebrochen war, hielten die obersten Beamten noch an dem alten System fest. Der Gouverneur von Berlin, Graf von Schulenburg, appellierte nicht an die Vaterlandsliebe, als er die Nachricht von der Niederlage bei Jena und Auerstädt bekannt gab, sondern erteilte die berüchtigte Mahnung: „Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht!" Und sein Nachfolger Fürst Hatzfeld (Schulenburg floh sofort beim Anrücken der Franzosen) ging noch weiter. Er suchte jedwede patriotische Anteilnahme zu unterdrücken — nie waren für ihn die Schillerschen Worte erklungen: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an!" In schmachvoller Verkennung jeden Nationalgefühls gab er für Berlin die Parole aus: „Unsere Aussichten müssen sich nicht über dasjenige entfernen, was in unsern Mauern vorgeht!"

Bei diesen Anschauungen und Grundsätzen konnte sich das Zeitungswesen auch in Preußen nur wenig entwickeln.

In Berlin erschienen nach wie vor, und zwar nur dreimal in der Woche, bloß zwei politische Blätter von Bedeutung, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten- Sachen" (die Spenersche Zeitung) und die „Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" (die Vossische Zeitung). Eine Zeitung „Der Telegraph", die im Oktober 1805 von K. J. Lange gegründet wurde und täglich erschien, brachte es nur auf sieben Nummern und wurde dann in den „Deutschen Herold" umgewandelt, ein Mittelding zwischen Zeitung und politisch-litterarischem Journal. Doch kehrte Mitte Oktober 1806 Lange zu seinem alten Projekte zurück und gab nun den „Neuen Telegraphen" heraus, aber ganz im französischen Sinne.

Entsprechend dem Drucke, der auf den Zeitungen lastete, war

deren Inhalt von wahrhaft erschreckender Armseligkeit. Vom eigenen Vaterlande war fast gar nichts in ihnen zu finden, denn die Zensur hielt jede offene Meinungsäußerung zurück. Aus Frankreich wurden die Vorgänge im gesetzgebenden Körper zu Paris und dessen widerlich servile Adressen an Napoleon getreulich wiedergegeben, aus England die Nachrichten aus dem Parlamente. Einen großen Raum widmete man dem See- und Kolonialkriege zwischen Frankreich-Spanien und England. Dazwischen suchte man die Leser noch durch einige humoristische Notizen bei angenehmer Laune zu erhalten. So brachte die „Spenersche Zeitung" im Sommer 1806 die Mitteilung, daß der Erzbischof von Palermo gegen die Anwesenheit der Bergschotten protestiert habe, weil „dem Sizilianischen Frauenzimmer" ihre Tracht so sonderlich gefiele.

Von dem drohenden politischen Ungewitter ist zunächst noch nicht das Geringste zu spüren. Erst am 4. September 1806 bringt die „Spenersche Zeitung" die erste Nachricht, welche die Möglichkeit eines politischen Konfliktes wenigstens ahnen läßt. Aus Cannstatt war nämlich dem Blatte unter dem 24. August geschrieben worden, daß die Pferde „Seiner Durchlaucht des Fürsten Alexander Berthier", die kürzlich, von München kommend, jene Stadt passierten, Kontreordre erhalten hätten, und hieran knüpft nun die Redaktion die Bemerkung: „Das verbreitete Gerücht von einer unbestimmten Verlängerung des Aufenthalts der französischen Armee in Deutschland scheint hierdurch einiges Gewicht zu bekommen."

Unterdessen wuchs aber die kriegerische Stimmung in Berlin zu einem gewaltigen Sturme an und fand nun auch in den Zeitungen ihren Widerhall in Kriegs- und Barden-Gesängen, die sich sogar bis zu Siegesliedern steigerten. Aber eine Darlegung der politischen Verhältnisse, die die breiten Schichten der Bevölkerung über die Lage aufklären sollte, erfolgte in keiner Zeitung. So setzte sich allgemein die Überzeugung fest, daß das preußische Heer den Franzosen gehörig heimleuchten werde, und die preußischen Offiziere thaten noch mit maßlosen Prahlereien das Ihre dazu, diese Zuversicht zu verstärken.

Um so entsetzlicher wirkte die Nachricht von dem Zusammenbruche des preußischen Heeres. Doch traf die bestimmte Meldung erst vier Tage nach den Schlachten ein. Die beiden Zeitungen brachten sie in folgendem Wortlaute:

„Berlin am 18. Oktober. Laut vorläufig eingegangenen Nachrichten hat die Armee des Königs am 14. dieses bei Auerstädt eine Schlacht verloren; die näheren Umstände sind noch nicht bekannt, doch weiß man, daß Se. Majestät der König und dessen Brüder, Königl. Hoheiten am Leben und nicht verwundet sind."

In der nächsten Nummer, am 21. Oktober, wurde dann der bei Saalfeld „in einem unglücklichen Treffen" erfolgte Tod des Prinzen Louis Ferdinand kurz gemeldet und zugleich eine vom 19. Oktober datierte Verordnung des Fürsten Hatzfeld bekanntgegeben, in der es heißt: .... „es würde unzeitige Schonung sein, den Einwohnern Berlins zu verhehlen, daß die Möglichkeit eintreten kann, daß französische Truppen binnen kurzem Berlin besetzen." Außerdem erschien eine Reihe von Bekanntmachungen der städtischen Behörden, die den Zweck hatten, die Bürger Berlins zur Ruhe und Ordnung zu ermahnen und über verschiedene Vorkehrungen zu berichten. Wieder erst nach vier Tagen, am 25. Oktober, empfingen sodann die beiden Zeitungen eine neue Bekanntmachung des Fürsten Hatzfeld, daß die aus Potsdam dem anrückenden französischen Armeekorps entgegengesandte Deputation von dem französischen Generale die beruhigendsten Zusicherungen über das Verhalten der französischen Truppen bei Besetzung Berlins erhalten habe. Gleichzeitig heißt es in dieser Publikation: „Den bestimmten Tag des Einmarsches kann ich noch nicht bekannt machen; dieses wird aber geschehen, sobald ich ihn zuverlässig weiß." Als aber die Blätter mit dieser Bekanntmachung zur Ausgabe gelangten — war das französische Armeekorps schon vor drei Tagen, am 22. Oktober, in Berlin eingezogen, und zwar, wie es in den beiden Zeitungen heißt, „in vollkommenster Ruhe".

Im Umsehen, ohne Schwertstreich, war also Berlin in den Besitz der Franzosen gelangt, und es geschah außerdem noch das

Schmachvolle, daß sich die Behörden in ihrer Zuvorkommenheit gegen die Sieger förmlich überstürzten. Der Gouverneur Fürst Hatzfeld empfing die französischen Offiziere im Sitzungszimmer des Magistrats und bewillkommnete sie mit außerordentlicher Höflichkeit; auch der Magistrat zeigte die größte Dienstwilligkeit und ließ, als der zum Kommandanten ernannte französische General Hullin ihn angewiesen hatte, den Bürgern alle Waffen abzuverlangen, sogleich in den Zeitungen bekannt machen, daß jeder Bürger seine Gewehre, bei Strafe, erschossen zu werden, auf dem Rathause abliefere. Dieser Übereifer ging selbst dem französischen General über das zulässige Maß hinaus; er bedeutete den Magistrat, er sei erstaunt, eine so strenge Verordnung in den öffentlichen Blättern zu finden; der Magistrat möge in Zukunft warten, bis ihm eine solche vorgeschrieben werde, und nichts mehr proklamieren, ehe es dem Kommandanten mitgeteilt worden sei. Die Zeitungen aber wies er an, diesen dem Magistrat erteilten Bescheid durch Abdruck zur Kenntnis zu bringen.

Bei dieser allgemeinen politischen Unmündigkeit, die so kraß in allen Kreisen der Bevölkerung in die Erscheinung trat, kann es nicht wunder nehmen, daß auch der Ton, die ganze Haltung der Zeitungen durchaus unwürdig war. Da zeigte sich nichts von edler männlicher Trauer über das zertrümmerte Vaterland, über das tiefe Unglück des Fürstenhauses; nur die naive Verwunderung über das Neue, Prächtige und Imponierende kam zum Ausdruck, besonders nachdem nun auch der Kaiser Napoleon am 27. Oktober unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Geschütze und den Klängen der Marseillaise, begleitet von dem glänzenden Gefolge seiner Marschälle und Generale, durch das Brandenburger Thor seinen feierlichen Einzug in die Stadt gehalten hatte.

Die „Vossische Zeitung“ berichtete über den Einzug: „Es erscholl vom Thore bis zum Schlosse ein unaufhörliches: „Vive l'empereur!“, so wie der Kaiser zwischen der in zwei Reihen aufgestellten Garnison langsam vorbeiritt. Die Pracht des Einzuges, die Schönheit der Kaiserlichen Leibgarde, die Mannig-

faltigkeit ihrer verschiedenen Abteilungen gewährte einen imposanten Anblick. Eine unermeßliche Menge Volks empfing Seine Kaiserliche Königliche Majestät mit den lebhaftesten Freudenbezeugungen."

Die französische Armee flößte ihr überhaupt einen solchen Respekt ein, daß dagegen die preußische immer tiefer in ihrer Achtung sank. Besonders waren es die jüngeren Berliner Offiziere, die sie der Verachtung preisgab. Bei dem Berichte über die Verwundung des preußischen Generals von Hinrichs, den sie am 23. Dezember brachte, schrieb sie: „Ließe sich wohl etwas Ähnliches von einem einzigen jungen Offizier der Berliner Garnison sagen? Hat wohl Einer persönlichen Mut gezeigt, und hatte es denn so ganz an Gelegenheit dazu gefehlt? Haben unsere Helden auf der Parade, unsere Helden im Schauspiel, unsere Helden gegen wehrlose Bürger nicht insgesamt ihre heile Haut und ihre glatten Gesichter aus der Campagne gebracht? Vor dem Kriege ist Bescheidenheit das sicherste Kennzeichen des Braven, im Kriege sind es Wunden und nach dem Kriege Narben." *)

Mit ganz offenbaren Sympathieen für die Franzosen trat aber alsbald K. J. Lange hervor. Schon in seinem politisch-litterarischen Journal „Der deutsche Herold", das von Mitte Oktober 1805 bis zum Sommer 1806 erschienen und dann verboten worden war, hatte Lange Frankreich beständig das Wort geredet; in seinem „Neuen Telegraphen", den er jetzt seit Mitte Oktober 1806 herausgab, und zwar täglich mit vier Seiten Text,

*) Das ist jedoch eine ungerechte Anklage. Erst neuerdings wieder hat Generalmajor von Schmidt in einer Abhandlung „Statistische Nachrichten über das Offizierkorps von 1806 und seine Opfer für die Befreiung Deutschlands" (10. Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1901) nachgewiesen, daß die Schuld an den Niederlagen bei Jena und Auerstädt einzig und allein den oberen Führern zuzuschreiben ist. Die jüngeren Offiziere hielten sich durchaus tapfer. Auf 696 ist der Gesamtverlust an toten und verwundeten preußischen Offizieren in den Schlachten bei Jena und Auerstädt zu veranschlagen, während er — teilweise bei größerer Streiterzahl — bei Königgrätz 350, Sedan 463, Wörth 489, Mars la Tour 706, St. Privat 899 betrug.

stellte er sich nun in der schamlosesten Weise vollständig auf die Seite Napoleons. Er erfrechte sich sogar, in Nr. 28 Friedrich dem Großen in einem „Gespräche im Reiche der Toten“ eine Huldigung für Napoleon in den Mund zu legen. Der König nennt dort den französischen Kaiser den „größten Feldherrn der Welt, den unermüdeten Mann, dessen Pläne und Genie unermeßlich sind“, und bemerkt dann in Bezug auf sich selbst: „Wie groß man auch immer sein mag, man darf nie erröten, einen Größeren anzubeten.“ Weiterhin verhöhnte Lange die preußischen Heerführer und Staatsmänner, denunzierte Patrioten und wagte sich sogar mit seinen Schmähungen bis zur Königin Luise hinan. Alles Französische dagegen stellte er ins günstigste Licht, und die Sieges-Bulletins der französischen Armee brachte er in ihrer ganzen Ausführlichkeit. Dadurch machte er den „Telegraphen“ geradezu zum offiziellen Organe der Franzosen. Leider war die Bevölkerung von Berlin zunächst noch politisch so wenig erzogen, daß sie diese Verunglimpfungen des eigenen Vaterlandes ruhig hinnahm; ja, das Schandblatt gewann sogar in der ersten Zeit einen so großen Leserkreis, daß Lange von vielen Nummern eine zweite Auflage herstellen mußte.*) Erst als die Nation sich wieder mehr und mehr auf sich selbst besann und sich nun ein eigenes Urteil über die schmachvolle Lage bildete, in die sie geraten war, lehnte sich auch die Bevölkerung Berlins gegen das schändliche Treiben Langes auf. Wie Rellstab in seinen Jugenderinnerungen erzählt, traf schließlich den Herausgeber des „Telegraphen“ der allgemeine Haß, die lebhafteste Verachtung von ganz Berlin. „Jeder Schulknabe kannte seinen Namen und bezeichnete mit ihm das äußerste Maß des Nichtswürdigen. Er durfte sich, wie sehr ihn die französische Gendarmerie in Schutz nahm, kaum auf der Gasse sehen lassen, ohne insultiert zu werden. Ich erinnere mich, daß ich ihn in der Friedrichstraße mit einem dreieckigen Hute bedeckt (ich glaube, er trug eine Art von französischer Civiluniform) gehen sah, während ein Schwarm von Knaben ihn höhnend verfolgte. Lange Zeit hindurch hing

*) Geiger, Berlin, 2. Band, S. 219.

eine, trotz der strengsten Überwachung durch die französischen Behörden, erschienene Karikatur auf ihn in meinem Zimmer. Sie stellte ihn dar mit einem Strick um den Hals, den der Teufel mit einer Zange gefaßt hatte, um sich nicht an ihm selbst zu besudeln; als Unterschrift las man die Worte: ‚Pah; der wird mir den Höllenpfuhl verstänkern!‘“ *) Darauf stellte das Blatt im Dezember 1808 sein Erscheinen ein.

Die beiden anderen Zeitungen suchten mittlerweile wieder den festen Boden der vaterländischen Gesinnung zu gewinnen und sich von der Verblendung, in die sie geraten waren, frei zu machen. Solange aber die Franzosen Berlin besetzt hielten, war an eine stärkere Betonung des preußischen Geistes gar nicht zu denken. Jede Äußerung, die nicht durchweg die neuen Verhältnisse billigte, mußte unterdrückt werden; dagegen hatten die Zeitungen unweigerlich alles das zu bringen, was die französische Verwaltung einsandte. Sie druckten also auch jenen verhängnisvollen Brief des Freiherrn von Stein ab, den dieser unter dem 15. August 1808 an den Fürsten Wittgenstein geschrieben hatte, und der den Franzosen in die Hände gefallen war.

In diesem Briefe hieß es u. a.: „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist ratsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken.“ Dem gegenüber hielten sich die Berliner Zeitungen verpflichtet zu bemerken: „Der Brief enthält die Denkweise des preußischen Ministerii, und er lehrt besonders Herrn von Stein kennen, welcher während langer Zeit das Ministerium verwaltet hat, und der jetzt fast ausschließlich mit der Leitung der Geschäfte beauftragt ist. Man wird den König von Preußen beklagen, ebenso ungeschickte, als verkehrte Minister zu haben.“

Bekanntlich mußte Stein, nachdem der Brief zur Kenntnis der Franzosen gekommen war, von seinem Amte zurücktreten, und Napoleon erließ außerdem noch eine Achtserklärung gegen ihn.

Der langsam erwachende vaterländische Geist ließ sich aber jetzt durch keine Maßregel mehr zurückdrängen. In der verschie-

*) Ludwig Rellstab, Aus meinem Leben. Berlin 1861.

densten Weise zeigte er sich. Mit einer heldenhaften Kühnheit trat er bei dem Major von Schill hervor, der am 28. April 1809 mit seinem Husaren-Regiment Berlin verließ und auf eigene Faust den Kampf gegen die Fremdherrschaft aufnahm. Friedrich Wilhelm III. konnte sich freilich mit einem solchen Vorgehen nicht einverstanden erklären und erließ in der „Vossischen Zeitung" am 16. Mai einen vom 9. Mai datierten Armeebefehl, in welchem es hieß: „Höchstdieselben finden nicht Worte genug, um darüber Ihre Mißbilligung in dem Grade auszudrücken, als Sie dies empfinden."

Ganz Berlin jedoch hegte die wärmsten Sympathieen für den Major von Schill und verfolgte mit großer Aufmerksamkeit und tiefer Erregung den Zug des Schillschen Korps. Allein die Zeitungen durften über die Gefechte Schills nur ganz unbedeutende Notizen bringen und dabei auch den Namen des kühnen Führers nicht nennen. Ja selbst in der Nachricht über die Katastrophe in Stralsund, bei der Schill seinen Heldentod gefunden hatte, war es der „Vossischen Zeitung", die einen etwas ausführlicheren Bericht veröffentlichen konnte, nicht gestattet, auch nur ein einziges Mal den Namen Schills anzugeben.

In dieser Zeit der Erstarkung des Nationalgefühls wurde natürlich auch die Kümmerlichkeit der Zeitungslitteratur recht schmerzlich empfunden, und es tauchten verschiedene Projekte zur Gründung neuer Zeitungen auf. Alle Anstrengungen und Versuche blieben aber weit hinter dem zurück, was man erreichen wollte. Hervorzuheben sind nur die Bemühungen Adam Müllers, ein preußisches Regierungsblatt ins Leben zu rufen, und die Episode der „Berliner Abendblätter".

Adam Müller galt, als er 1809 seinen journalistischen Plan zu verwirklichen trachtete, bereits als ein Mann von litterarischem Rufe, wurde aber wohl von den meisten wegen einer gewissen Vornehmheit im Auftreten und wegen seines blendenden Witzes überschätzt. Geboren 1779 zu Berlin, hatte er in Göttingen die Rechte studiert, dann durch größere Reisen seinen geistigen Blick erweitert und darauf zwei Werke, „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur" (1807) und „Die Elemente der

Staatskunst" (1808), herausgegeben, die viel besprochen wurden. In dem ersteren bekannte er sich als ein begeisterter Parteigänger der Romantiker, der sich mit einer Art wollüstigem Entzücken dem unklaren Taumel der Romantik hingab, während er im letzteren den Wert des nationalen Charakters, der harmonischen Fortbildung der nationalen Bedürfnisse und der nationalen Konzentration darzulegen suchte; doch verirrte er sich in große Unklarheiten und proklamierte sogar den Satz: „Freiheit ist ein tierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und geadelt wird."

Aus diesen Anschauungen heraus hatte er sich wohl berufen gefühlt, für die Stein-Hardenbergschen Ideen einzutreten und sich die Stelle eines offiziösen Dirigenten der öffentlichen Meinung in Preußen zu schaffen. Wie aus den von Franz Rühl veröffentlichten „Briefen und Aktenstücken, vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. von Stägemann",*) hervorgeht, wandte er sich im August 1809 an Stägemann, den damaligen Chef der preußischen Bank, und suchte diesen für sein Projekt zu erwärmen. Er legte ihm dar, wie wichtig es sei, daß der Staat sich über die neuen Organisationen, die er jetzt durchführe, dem Publikum gegenüber ausspreche, und wie notwendig es sei, die Opposition, die sich alsbald regen werde, nicht etwa einfach niederzuschlagen, sondern zu leiten, oder noch besser vorwegzunehmen. Zu diesem Zwecke sei er bereit, öffentlich, jedochunter der Autorität des Staatsrates, ein Regierungsblatt und zugleich anonym und unter der bloßen Zustimmung des Staatsrates ein Volksblatt, also eine Ministerial- und zugleich auch noch eine Oppositionszeitung zu schreiben. Die Meinung der letzteren wolle er dann „durch eine überlegene Opposition" niederkämpfen und auf diese Weise der Wiedererzeugung einer wahren und ernsthaften preußischen öffentlichen Meinung thätig zu Hülfe kommen. Zu diesem Behufe müsse er aber vom Staate autorisiert und mit Instruktionen versehen sein. Bezüglich der auswärtigen Politik werde er freilich zunächst sehr lavieren müssen, schon um gegen die kindischen Spielereien der

*) 2 Bände. Leipzig 1899—1900.

einheimischen „Enragés" ein Gegengewicht zu schaffen. Die Kosten für das Unternehmen würden nicht bedeutend sein, da „ein Translateur, ein Kanzlist und ein Bote das ganze Büreau des dafür zu ernennenden Staatsrats (sehr geschickt ließ er also hier einfließen, daß er dann die Stelle eines solchen beanspruche) formieren würden". Auch die Mittel könnten leicht beschafft werden, und zwar aus der Summe, mit der bisher die alte Sinekure eines preußischen Historiographen dotiert gewesen sei.

Diese Vorschläge Adam Müllers scheinen auch den Beifall Stägemanns gefunden zu haben, denn in einem Schreiben vom 22. September 1809, in welchem Müller die Abschrift eines dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu überreichenden Memorials betreffend die Redaktion eines preußischen Regierungsblattes unter dem Titel: „Preußische Chronik oder Preußische Hof- und National-Zeitung" seinem Gönner zuschickt, dankt er für das ihm und dem Gedanken eines für die Erhebung und Zusammenfassung der öffentlichen Meinung arbeitenden Regierungsblattes bewiesene Wohlwollen. Zugleich betont er noch einmal seine Befähigung dafür mit dem Hinweis auf die Gelenkigkeit seines Geistes und „vor allen Dingen auf den unbegrenzten guten Willen und die Liebe zum Vaterlande". Außerdem komme ihm ein beinahe zehnjähriges ununterbrochenes Studium des Verfahrens der französischen Regierung bei Unterjochung der öffentlichen Meinung zu gute, „durch welches ihm immer ein Ideal von sanfter Beherrschung derselben zur Seite stehen werde".

In den Darlegungen für den König erkennt er zwar an, daß dieser seine Beschlüsse nicht zu motivieren brauche; dennoch verlange der Zeitgeist „und eine immer weiter sich verbreitende politische Geschwätzigkeit der Nation, die Motive der Regierung zu wissen". Jeder möchte jetzt befragt werden und glaube, der Regierung mit seinen Ansichten und Erfahrungen dienen zu können. Noch weit schwieriger aber sei es, mit der geheimen Opposition fertig zu werden, die am Leben des Staates nage. Diesem „beschränkten Vorwitz der Unterthanen" müsse die Regierung mit einer Zeitung die wahren und populär vorgetragenen Gesichtspunkte ihres Verfahrens entgegenstellen. In England werde dies

Staatskunst" (1808), herausgegeben, die viel besprochen wurden. In dem ersteren bekannte er sich als ein begeisterter Parteigänger der Romantiker, der sich mit einer Art wollüstigem Entzücken dem unklaren Taumel der Romantik hingab, während er im letzteren den Wert des nationalen Charakters, der harmonischen Fortbildung der nationalen Bedürfnisse und der nationalen Konzentration darzulegen suchte; doch verirrte er sich in große Unklarheiten und proklamierte sogar den Satz: „Freiheit ist ein tierisches Vermögen, wenn sie nicht durch Dienstbarkeit vermenschlicht und geadelt wird."

Aus diesen Anschauungen heraus hatte er sich wohl berufen gefühlt, für die Stein-Hardenbergschen Ideen einzutreten und sich die Stelle eines offiziösen Dirigenten der öffentlichen Meinung in Preußen zu schaffen. Wie aus den von Franz Rühl veröffentlichten „Briefen und Aktenstücken, vorzugsweise aus dem Nachlasse von F. A. von Stägemann",*) hervorgeht, wandte er sich im August 1809 an Stägemann, den damaligen Chef der preußischen Bank, und suchte diesen für sein Projekt zu erwärmen. Er legte ihm dar, wie wichtig es sei, daß der Staat sich über die neuen Organisationen, die er jetzt durchführe, dem Publikum gegenüber ausspreche, und wie notwendig es sei, die Opposition, die sich alsbald regen werde, nicht etwa einfach niederzuschlagen, sondern zu leiten, oder noch besser vorwegzunehmen. Zu diesem Zwecke sei er bereit, öffentlich, jedochunter der Autorität des Staatsrates, ein Regierungsblatt und zugleich anonym und unter der bloßen Zustimmung des Staatsrates ein Volksblatt, also eine Ministerial- und zugleich auch noch eine Oppositionszeitung zu schreiben. Die Meinung der letzteren wolle er dann „durch eine überlegene Opposition" niederkämpfen und auf diese Weise der Wiedererzeugung einer wahren und ernsthaften preußischen öffentlichen Meinung thätig zu Hülfe kommen. Zu diesem Behufe müsse er aber vom Staate autorisiert und mit Instruktionen versehen sein. Bezüglich der auswärtigen Politik werde er freilich zunächst sehr lavieren müssen, schon um gegen die kindischen Spielereien der

---

*) 2 Bände. Leipzig 1899—1900.

einheimischen „Enragés“ ein Gegengewicht zu schaffen. Die Kosten für das Unternehmen würden nicht bedeutend sein, da „ein Translateur, ein Kanzlist und ein Bote das ganze Büreau des dafür zu ernennenden Staatsrats (sehr geschickt ließ er also hier einfließen, daß er dann die Stelle eines solchen beanspruche) formieren würden“. Auch die Mittel könnten leicht beschafft werden, und zwar aus der Summe, mit der bisher die alte Sinekure eines preußischen Historiographen dotiert gewesen sei.

Diese Vorschläge Adam Müllers scheinen auch den Beifall Stägemanns gefunden zu haben, denn in einem Schreiben vom 22. September 1809, in welchem Müller die Abschrift eines dem Könige Friedrich Wilhelm III. zu überreichenden Memorials betreffend die Redaktion eines preußischen Regierungsblattes unter dem Titel: „Preußische Chronik oder Preußische Hof- und National-Zeitung“ seinem Gönner zuschickt, dankt er für das ihm und dem Gedanken eines für die Erhebung und Zusammenfassung der öffentlichen Meinung arbeitenden Regierungsblattes bewiesene Wohlwollen. Zugleich betont er noch einmal seine Befähigung dafür mit dem Hinweis auf die Gelenkigkeit seines Geistes und „vor allen Dingen auf den unbegrenzten guten Willen und die Liebe zum Vaterlande“. Außerdem komme ihm ein beinahe zehnjähriges ununterbrochenes Studium des Verfahrens der französischen Regierung bei Unterjochung der öffentlichen Meinung zu gute, „durch welches ihm immer ein Ideal von sanfter Beherrschung derselben zur Seite stehen werde“.

In den Darlegungen für den König erkennt er zwar an, daß dieser seine Beschlüsse nicht zu motivieren brauche; dennoch verlange der Zeitgeist „und eine immer weiter sich verbreitende politische Geschwätzigkeit der Nation, die Motive der Regierung zu wissen“. Jeder möchte jetzt befragt werden und glaube, der Regierung mit seinen Ansichten und Erfahrungen dienen zu können. Noch weit schwieriger aber sei es, mit der geheimen Opposition fertig zu werden, die am Leben des Staates nage. Diesem „beschränkten Vorwitz der Unterthanen“ müsse die Regierung mit einer Zeitung die wahren und populär vorgetragenen Gesichtspunkte ihres Verfahrens entgegenstellen. In England werde dies

durch die Redner des Parlaments und durch die Preßfreiheit bewirkt. Beides, Parlament und Preßfreiheit, könnte, selbst wenn das erstere nur eine beratende Stimme habe, ohne die äußerste Gefahr des Staates in Preußen nicht eingeführt werden. Das Vorbild müsse Frankreich sein, wo die Redner der Regierung ihre Maßregeln verteidigen. „Wie der Souverän, nach altpreußischen Ansichten, bei Eigentums- oder privatrechtlichen Verhältnissen zu seinen Unterthanen, ohne seiner Souveränetät etwas zu vergeben, vermittelst eines Wortredners vor seinem eigenen Gerichtshofe in die Schranken trat, so kann er in derselben Weise seine Maßregeln wie sein Eigentum vertreten lassen.“ Ein solcher Wortredner aber sollte der Leiter der neuen Zeitung sein, und indem sich dieser so an die ganze Nation wende, solle er wohl die „conseils“ des Königs, nicht aber diesen selbst, der unverantwortlich sei, verteidigen. Dabei habe man eine populäre und den Sinn der Nation ansprechende Form zu wählen und zu bedenken, daß man sowohl mit „hitzigen, couragirten Köpfen“, wie mit Nüchternen, welche die Notwendigkeit des Neuen nicht begreifen wollen, und mit Beteiligten zu thun habe. Jeden lasse man zu Worte kommen. Ja, man könne sogar künstlich eine Opposition, die man befürchte, hervorrufen, um damit „jeder Kritik auf eine gründliche und ostensible Weise im voraus zu begegnen“. Auf diese Weise könne auch auf zukünftige Institutionen vorbereitet werden. Die öffentliche Meinung habe zwar zur Zeit keine große Bedeutung, könne aber in den Händen konsequenter Feinde sich zwischen „den Vorwitz der Unterthanen und die allzu stille, zu wenig ruhmredige Weisheit der Regierung“ schieben und der ganzen Staatsverwaltung gefährlich werden.

In einem weiteren Briefe an Stägemann hebt dann Adam Müller noch einmal hervor, daß er keinen Anti-Moniteur wolle, wie ihn Merkel einmal geplant habe, sondern ein Blatt in viel größerer, vaterländischerer Richtung, welches das Volk mit der Regierung, ihrem Willen wie ihren Mitteln, einen Patrioten mit dem andern vertraut mache und ein wahres Bild von dem geben solle, was Preußen noch immer sei. Augenblicklich komme alle

Belehrung von Westen her; dem müsse ein Damm entgegengesetzt werden.

Die Regierung ging aber, trotz der großen „Gelenkigkeit" Adam Müllers, auf dessen Projekt nicht ein. Zunächst mochte sie wohl bei ihrer großen Finanznot vor den Ausgaben zurückschrecken, die doch nicht so gering sein konnten, wie sie Müller hinstellte, dann aber fürchtete sie wohl auch, daß sie die Geister, die sie hier rief, im gegebenen Falle auch einmal nicht wieder los werden könne.

Es blieb also bei den beiden politischen Zeitungen, der „Spenerschen" und „Vossischen", und das Bild der Berliner Zeitungslitteratur erfuhr auch keine wesentliche Veränderung, als später, im Winter von 1810 auf 1811, vorübergehend doch noch eine dritte Zeitung erschien, die kein Geringerer herausgab, als Heinrich von Kleist. Es waren dies die schon erwähnten „Berliner Abendblätter", eine Art Oppositionsblatt für eine gewisse Partei, die sich allmählich gebildet hatte, und die man etwa die der Altpreußen nennen könnte. Die „Abendblätter" kamen täglich, mit Ausnahme des Sonntags, in Klein-Oktav im Umfange von einem Viertelbogen zum Preise von achtzehn Groschen für das Vierteljahr im Verlage des Buchhändlers J. E. Hitzig heraus, waren aber so kläglich ausgefallen, daß sie hier wohl gar nicht genannt werden würden, wenn nicht der Name eines berühmten Dichters mit ihnen verknüpft wäre.*)

Als Heinrich von Kleist im März 1810 sich dauernd in Berlin niederließ, machte sich die von Stein, Hardenberg, Scharn-

*) Die „Abendblätter" gehören heute zu den größten bibliophilen Seltenheiten, weil sie wegen ihres ärmlichen Äußeren — sie waren mit alten, verbrauchten Lettern auf graues Löschpapier gedruckt — von den Zeitgenossen wohl nicht des Aufhebens für wert erachtet wurden. Wie es scheint, giebt es nur ein einziges vollständiges Exemplar, das s. Z. von den Gebrüdern Grimm in Kassel, die das Blatt auf Empfehlung von Arnim hin hielten, gesammelt wurde. Von diesen ging es durch Erbschaft an Hermann Grimm über, der es dem Professor Dr. Reinhold Steig in Friedenau bei Berlin überließ. Ein zweites, aber unvollständiges, befindet sich in der gräflich Yorkschen Fidei-

horst und Wilhelm von Humboldt eingeleitete Neugestaltung Preußens schon sehr bemerkbar. Die Befreiung des platten Landes, die Städteordnung, die Herbeiführung einer gewissen Gewerbefreiheit, die Finanzreform, die Schaffung des Volksheeres, die Gründung der Berliner Universität: das alles wurde in allen Schichten des Volkes empfunden, hier als eine Hebung des persönlichen Selbstgefühls, als eine Förderung des ganzen Landes, in anderen Kreisen aber, beim pommerschen und märkischen Adel, bei vielen Offizieren und Beamten, auch als eine Beeinträchtigung, eine Schmälerung alter Vorrechte, als eine Vernichtung patriarchalischer Sitten und Gewohnheiten. Es bildete sich daher in diesen Kreisen eine Opposition, besonders gegen Hardenberg, heraus, die auch eine gewisse Fühlung mit der litterarischen Strömung der Romantiker gewann, derem Traum ja ebenfalls die Erhaltung des Altehrwürdigen und sogar — freilich in ganz unklarer Darstellung — die Rückkehr zur deutschen Herrlichkeit längst entschwundener Jahrhunderte war.

Für diese Opposition, die das Unglück des Staates durch zähes Festhalten am Alten mildern und durch energisches Stützen der von den Voreltern geschaffenen Einrichtungen den vollständigen Zusammenbruch zu verhindern suchte, sollten die „Berliner Abendblätter" das nötige Organ sein. Doch wirkten auch noch andere und zwar unlautere Motive bei der Gründung des Blattes mit. Adam Müller wollte, nachdem er mit seinem Projekte eines preußischen Regierungsblattes abgewiesen worden war, es jetzt einmal mit den Gegnern Hardenbergs versuchen, um sich zu einer einflußreichen Persönlichkeit im öffentlichen Leben emporzuheben, und sprach nun Kleist eifrig zu, die Gelegenheit, sich eine Existenz zu verschaffen, nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen. Unterstützt wurde Müller noch durch die Romantiker Achim von Arnim, Clemens Brentano und Fouqué, die ebenfalls ein Sprachrohr zu

---

kommiß-Bibliothek, und ein drittes, ebenfalls unvollständiges Exemplar besitzt die Königliche Bibliothek in Berlin aus der Maltzahnschen Hinterlassenschaft. Einzelne Nummern, vierzehn an der Zahl, liegen in dem in der Berliner Königlichen Bibliothek aufbewahrten handschriftlichen Nachlasse Varnhagens.

haben wünschten und dem Freunde versicherten, seine Zeitung durch Beiträge mit fördern zu helfen.

Darauf unternahm Kleist das Wagnis, aber er trat nicht gleich offen mit seinen Absichten hervor, denn sonst würde die preußische Regierung dem Blatte sofort unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet haben. Die Zeitung wurde nur als Unterhaltungsblatt eingeführt und das politische Programm mit äußerster Vorsicht in ein fingiertes Gebet des Zoroaster, angeblich die Übersetzung einer indischen Handschrift, „von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden", gekleidet. Auch seinen Namen verschwieg der Herausgeber zunächst; erst am 22. Oktober stellte er sich mit folgender Erklärung vor:

„Mancherlei Rücksichten bestimmen mich, mit diesem Blatte, welches sich nunmehr etabliert hat, aus der Masse anonymer Institute herauszutreten. Demnach bleibt der Zweck desselben zwar, in der ersten Instanz, Unterhaltung des Volkes aller Stände; in der zweiten aber ist er, nach allen erdenklichen Richtungen, Beförderung der Nationalsache überhaupt: und mit meinem verbindlichsten Danke an den unbekannten Herrn Mitarbeiter, der, in dem nächstfolgenden Aufsatze, zuerst ein gründliches Gespräch darüber einging, unterschreibe ich mich, der Herausgeber der Abendblätter, Heinrich von Kleist."

Damit bekannte er auch, daß die „Abendblätter" einen politischen Charakter tragen würden, aber er hütete sich wohl, mit vollen Segeln in das politische Gebiet hineinzusteuern. Über die Kriege Napoleons, besonders den unglücklichen Feldzug in Spanien, brachte er nur das Allernotdürftigste, und das in einem fast franzosenfreundlichen Tone. Napoleon wird stets Se. kaiserl. Majestät genannt, und von den „siegreichen französischen Waffen" immer das Angenehmste gemeldet. Einmal heißt es: „Die französischen Armeen von Andalusien, Granada und Murcia befinden sich, Gott Lob! in dem besten Gesundheitszustande." Dieses „Gott Lob!" mußte der glühende Patriot über sich gewinnen.

Weniger bedenklich zeigte sich Adam Müller; er wollte ja auf alle Fälle Effekt machen, und darum brachte er gleich in den ersten Nummern über den vor einiger Zeit verstorbenen Königs-

berger Professor Christian Jakob Kraus einen Artikel, der durchaus das Mißfallen der Regierung hervorrufen mußte; weiterhin griff er Friedrich Raumer an und wendete sich gegen die fortschrittlichen Tendenzen Hardenbergs. Darauf kam es zu Differenzen mit dem Zensor Himly, und schon nach Verlauf des ersten Quartals erfolgte das bestimmte Verbot, weiterhin politische Artikel in den „Abendblättern" zu bringen, sowie die Verfügung, nur Mitteilungen, die schon in den beiden privilegierten Zeitungen gestanden hatten, nachdrucken zu dürfen. In Folge dessen trat Hitzig vom Verlage zurück, und A. Kuhn, der Eigentümer des Kunst- und Industrie-Kontors, übernahm das Blatt. Aber es war nicht mehr zu retten. Auch hatte Kleist — wenn er es auch eben des lieben täglichen Brotes wegen noch redigierte — offenbar bereits alles Interesse dafür verloren; er füllte es mit flüchtig hingeworfenen Erzählungen, in denen sich nur selten die Klaue des Löwen zeigte, mit Anekdoten von zum Teil ziemlich pikantem Inhalt, Excerpten aus französischen und deutschen Büchern und sonstigen unbedeutenden Schnitzeln. Auch die Beiträge der litterarischen Freunde Arnim, Brentano und Fouqué waren äußerst minderwertig; kein Wunder also, daß die Zeitung mit raschen Schritten ihrem Ende entgegeneilte. Am 30. März 1811 erschien die letzte Nummer. Kleist erklärte darin: „Gründe, die hier nicht angegeben werden können, bestimmen mich, das „Abendblatt" mit dieser Nummer zu schließen. Dem Publiko wird eine vergleichende Übersicht dessen, was diese Erscheinung leistete, mit dem, was sie sich befugt glaubte, zu versprechen, samt einer historischen Konstruktion der etwaigen Differenz, an einem anderen Orte vorgelegt werden. H. v. K." Diese „vergleichende Übersicht" hat aber Kleist nie gegeben; bekanntlich ging er alsbald (21. Nov. 1811) freiwillig in den Tod.*)

*) Rudolf Köpke, Heinrich von Kleists politische Schriften und andere Nachrichten zu seinen Werken. Berlin 1862. — Heinrich von Kleists Sämtliche Werke, erste hist.-krit. Ausg., besorgt von Theophil Zolling. Stuttgart 1885, Band 4. — Reinhold Steig, Heinrich von Kleists Berliner Kämpfe, Berlin und Stuttgart 1901. Köpke benutzte das Maltzahnsche Exemplar, Zolling dieses und das Yorksche und Steig das Grimmsche der „Abendblätter".

Die „Spenersche“ und die „Vossische Zeitung“ waren nun abermals die beiden einzigen Blätter der Hauptstadt; einen besonderen Nutzen hatten sie aber davon keineswegs, denn ihre Bewegungsfreiheit war mittlerweile durch den französischen Terrorismus, dem erst die grauenvolle Niederlage in Rußland Einhalt gebieten sollte, noch weiter eingeschränkt worden. Beide Blätter hatten sich beständig in den engsten Grenzen zu halten. Um aber wenigstens einigermaßen ihren Patriotismus zu bezeugen, gestattete die „Spenersche Zeitung“ einem Anonymus, das Volk dazu aufzufordern, das „weiche D“ in dem Worte deutsch mit dem „harten T“ zu vertauschen, denn es sei an der Zeit, jede Weichlichkeit abzuwerfen.

Weiter ging das Blatt aber ebensowenig, wie die „Vossische Zeitung“; ja, beide Zeitungen wagten nicht einmal, in dem Winter von 1812 und 1813, als alle Welt mit klopfendem Herzen nach Rußland schaute, irgend eine Nachricht über die entsetzlichen Katastrophen zu bringen, die über das französische Heer auf den Schneefeldern in Rußland hereingebrochen waren, sondern druckten nur die lügnerischen Bulletins der französischen Regierung ab.

Die Kunde von dem Brande von Moskau, dem Rückzuge der Franzosen und der Zertrümmerung des ganzen Heeres war aber trotzdem nach Berlin gelangt, und da tauchten dann wieder geschriebene Zeitungen auf, die, ähnlich wie im achtzehnten Jahrhundert, nun jene verhängnisvollen Nachrichten verbreiteten, die nicht gedruckt werden durften. Patrioten, die den Haß gegen die Fremdherrschaft schüren wollten, stellten sie her, und jeder, der sich um das Vaterland verdient machen wollte, half mit, sie in aller Stille zu verbreiten. Besonders wurden diese Blätter in Wirtshäusern niedergelegt, wo viel Volk verkehrte, doch auch in den Straßen verstreut, wo sie dann die Vorübergehenden zu sich steckten.

Doch auch nachdem das 29. Bulletin nun endlich die ganze gräßliche Niederlage in Rußland zugegeben hatte, konnten die „Spenersche“ und die „Vossische Zeitung“ noch immer kein Bild von der allgemeinen Lage geben, denn jetzt begann jenes verwegene Doppelspiel des Staatskanzlers von Hardenberg, bei dem das Vertragsverhältnis Preußens mit Frankreich so lange aufrecht er-

halten werden sollte, bis eine Verständigung wegen eines russisch-preußischen Bündnisses mit dem Kaiser Alexander zu Stande gekommen sei. Um jedes Mißtrauen bei der französischen Regierung möglichst fern zu halten, wurde dem Kaiser Napoleon sogar die Vermählung des preußischen Kronprinzen mit einer Prinzessin aus dem Hause Bonaparte vorgeschlagen, und als der mißtrauische Kaiser sich trotz alledem über die ihm höchst verdächtige Vereinigung Yorks mit den Russen nicht beruhigen wollte, brachte die „Spenersche Zeitung" in ihrer Nr. 8 vom 19. Januar 1813 eine öffentliche Erklärung Friedrich Wilhelms III., in welcher der König sein allerhöchstes Mißfallen über Yorks Verhalten kundgab.*) In der Nacht darauf überbrachte der Major von Natzmer die Zusage des Kaisers von Rußland zu einem festen Bündnis mit Preußen. Damit steigerte sich aber zunächst die Gefährlichkeit der Situation des Königs noch weiter. Irgend ein unbedachtes Wort eines Mitwissenden — und der König wurde von Augereau, der bekanntlich Berlin besetzt hielt, festgenommen. Hardenberg wußte daher den König zu bewegen, seine Residenz auf einige Zeit nach Breslau zu verlegen. Schon in der Frühe des 22. Januar brach der König dahin auf, und am 23. Januar erließ der Staatskanzler in der „Spenerschen Zeitung" eine Bekanntmachung, in welcher mitgeteilt wurde, daß für die Zeit der Abwesenheit des Königs eine Ober-Regierungs-Kommission ernannt worden sei, die in Fällen, in denen eine schnelle Entschließung erforderlich sei, Verfügungen treffen könne. Weiterhin aber solle diese Kommission auch die Aufgabe haben,

*) Die Presse wurde also hier zu einer hochwichtigen Dienstleistung herangezogen. Es kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, daß York durchaus im Einverständnis mit dem Könige, ja nach dessen ganz bestimmten Instruktionen handelte, und daß der König mit seiner Erklärung in der „Spenerschen Zeitung" den direkten Zweck verfolgte, den Kaiser Napoleon noch weiter irre zu führen (vergl. Friedr. Thimme, Die Vorgeschichte der Konvention von Tauroggen. Forschungen zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, XIII. Band, 1. Hälfte, S. 246—264). Die Behauptung Droysens, des Biographen Yorks, „daß York ohne Autorisation, eigenmächtig, und wenn nicht gegen die ausdrückliche, so doch gegen die wahrscheinliche Willensmeinung des Königs handelte", ist somit hinfällig geworden.

die freundschaftlichen Verhältnisse mit den kaiserlich französischen Militärbehörden sorgfältig zu erhalten, die bisher zur höchsten Zufriedenheit Sr. Majestät durch das gerechte und zuvorkommende Benehmen des Herrn Reichsmarschalls Herzogs von Castiglione (Augereau) und die von demselben gehandhabte gute Mannszucht bestanden haben. . . . .

„Seine Königliche Majestät ermahnen", heißt es dann weiter, „Ihre sämtlichen getreuen Unterthanen und insbesondere die guten Bürger der Residenzstadt Berlin: sich in allen Stücken gegen das kaiserlich französische Militär so zu betragen, als es den Verhältnissen gegen Alliierte und dem bestehenden freundschaftlichen Vernehmen mit Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, dessen Abgesandter Se. Majestät den König nach Breslau begleitet, gemäß ist."

Irgend welche Bemerkungen wurden natürlich von der Zeitung an diese Bekanntmachung nicht geknüpft; aber alle tiefer Blickenden gewannen sofort die Überzeugung, daß sich jetzt nicht nur York, sondern ganz Preußen an Rußland angeschlossen habe. Bloß der französische Gesandte, Graf St. Marsan, übersah die Lage noch immer nicht. Fortgesetzt ließ er sich durch die ausgesuchteste Liebenswürdigkeit Hardenbergs täuschen.

Unterdessen wurden die Vorbereitungen zum Befreiungskampfe immer eifriger betrieben, und schließlich wagte der Staatskanzler den ersten Schritt in die Öffentlichkeit. Unter dem 3. Februar erließ er jenen berühmten Aufruf an das preußische Volk zum freiwilligen Eintritt in das Heer, worauf die allgemeine Begeisterung für den Kampf gegen den verhaßten Feind allerwärts fessellos hervorbrach.

Damit war auch der Bann, der bisher auf den Zeitungen gelastet hatte, hinweggenommen worden. Sie richteten eine besondere Rubrik „Vaterlandsliebe" ein, in der die Gaben verzeichnet wurden, die arm und reich zur Ausrüstung freiwilliger Jäger beisteuerten, und suchten durch allerlei Mitteilungen und Zuschriften der vaterländischen Sache zu dienen. Ein direktes Eintreten für den Kampf war allerdings noch nicht möglich, da die Franzosen ja noch Berlin besetzt hielten.

Von den vielen Mitteilungen aus dem Publikum, die die „Spenersche Zeitung" brachte, seien die folgenden besonders charakteristischen hervorgehoben.

Die Königliche Aufforderung an die gebildeten Jünglinge unseres Vaterlandes tönt in die Herzen wie eine Stimme Gottes. Ich erbiete mich, drei unvermögenden jungen Männern, die sich den edeln Freischützen anschließen wollen, zur vorschriftsmäßigen Bekleidung und zum Ersatz der Zehrkosten bis Breslau behülflich zu sein.

Der Buchbinder Friedrich Braunes,
Stechbahn 3.

Ein junger Mann, der seinen Lieblingswunsch, dem Vaterlande seine Kräfte darzubieten, nicht anders realisieren kann, als wenn er einige von seinen Sachen in Geld umzusetzen sucht, ist entschlossen, in der Mohrenstraße 64 parterre eine Kupferstich- und Landcharten-Sammlung in Rähmen und in Mappen, sowie eine Harfe von vorzüglich gutem Ton nebst Kasten sogleich aus freier Hand zu verkaufen.

Unbemittelten Lehrern, an hiesigen Anstalten, die dem Aufrufe, fürs Vaterland zu streiten, folgen, will ich recht gern, soweit es meine Zeit irgend gestattet, durch eigene Übernahme ihres Unterrichts in der deutschen und lateinischen Sprache, in der Logik, Rhetorik, Geographie, Geschichte, im Brief- und Geschäftsstyl, im Schönschreiben und Rechnen, ihren Verdienst sichern und unverkürzt monatlich nachsenden.

Franz Lami,
Neue Roßstraße 1.

Ferner druckte die „Spenersche Zeitung" eine Aufforderung von Rudolf Werkmeister, dem Inhaber einer vielbesuchten Zeitungshalle, ab, die goldenen Trau- und Verlobungsringe gegen solche von Eisen einzutauschen, auf denen die Inschrift angebracht war: „Gold gab ich für Eisen 1813". „So wird", hieß es in der Aufforderung, „was ein Familienschatz war, ein solcher bleiben, und noch ein höherer, ein Vaterlandsschatz, gleichsam ein Amulet

werden, das mit dem ganzen Inbegriff häuslicher Tugenden auch jene höhere, die jetzt die außerordentliche Zeit entfaltet, auf Kind und Kindeskinder forterbt."

Nicht weniger denn 160000 goldene Ringe konnte Werkmeister gegen eiserne vertauschen.

Diese allgemeine Begeisterung mußte denn aber die Franzosen doch stutzig machen. Augereau verbot den Zeitungen, die Rubrik „Vaterlandsliebe" fürderhin zu führen, zugleich forderte der französische Gesandte St. Marsan von Hardenberg eine Erklärung über die Rüstungen. Und noch einmal gelang es dem Staatskanzler, den Gesandten zu täuschen. Er beschwor ihn, dem Kaiser Napoleon mitzuteilen, daß alles, was in Breslau vorgehe, nur eine Folge der dringendsten Umstände sei. Der König müsse diesen Schritt thun, um die öffentliche Aufregung zu beschwichtigen, worauf St. Marsan denn auch nach Paris meldete, man solle nicht weiter besorgt sein; die von Preußen aufgebotenen Kräfte würden sicher zu gunsten des Bündnisses mit Frankreich verwendet werden.

Unterdessen wurde zu Kalisch zwischen Kutusoff und Scharnhorst der ganz bestimmt formulierte russisch-preußische Bundesvertrag unterzeichnet, und nun endlich ließ Hardenberg die Maske fallen. Der französische Gesandte erhielt seine Pässe, und der König veröffentlichte am 17. März den berühmten Aufruf „An mein Volk!". Mittlerweile hatten die Franzosen bereits, aus Besorgnis, von den vordringenden Russen überrumpelt zu werden, in der Nacht vom 3. zum 4. März Berlin verlassen.

Der langersehnte Krieg war also nunmehr erklärt worden und die Hauptstadt sogar bereits vom Feinde befreit. Die Bevölkerung jubelte, und auch die Zeitungen durften nun endlich in die allgemeine Begeisterung mit einstimmen. Die Rubrik „Vaterlandsliebe" wurde wieder eingeführt, und neben dieser erschienen alsbald die verschiedensten Verordnungen, Bekanntmachungen und Aufrufe, die den Zeitungen nun ein sehr buntes Ansehen verliehen. Genannt sei nur der „Aufruf an die Frauen im Preußischen Staate", den die preußischen Prinzessinnen am 1. April in

der „Spenerschen Zeitung“ erließen, die Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes und die Verordnungen, betreffend die Schaffung der Landwehr und des Landsturms.

Bald tauchten dann auch die ersten Kriegsberichte auf. Am 25. April konnte die „Spenersche Zeitung“ melden:

„Spandau hat kapituliert. Die Besatzung darf bis zu einem festgesetzten Termin nicht gegen Preußen und dessen Alliierte dienen, alles Eigentum, was dem französischen Gouvernement gehört, bleibt zurück, und es ist der Besatzung nur erlaubt, ihr Privateigentum mitzunehmen. Die Bagage wird deshalb sorgfältig untersucht. Die Kapitulationspunkte können dem Publikum erst durch den Herrn General en chef bekannt werden. Man hat bei der Kapitulation auf alles, was die Ehre der preußischen Waffen und das allgemeine Wohl des Staates fordert, aber auch besonders auf die Ruhe und Sicherheit der Residenz und der freien Wasser-Kommunikation, Rücksicht genommen.“

Aber noch hielt sich der Bericht ganz im Tone einer amtlichen Meldung. Jede Gemütswallung ist unterdrückt. Vielleicht bangte man noch, es könnte wieder ein Rückschlag kommen. Und fast schien diese Sorge auch begründet zu sein, denn plötzlich durchschwirrte die Nachricht die Stadt, daß ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei und man nun befürchten müsse, es werde diesem ein fauler Friede folgen. Zähneknirschend stellten die Freiwilligen die Gewehre in die Ecke, und lauter Unwille äußerte sich auf allen Straßen. Bis in die Zeitungen drang aber von dieser tiefen Verstimmung nichts; man war offenbar noch zu sehr an die französischen Ketten gewöhnt, sodaß man sich noch nicht freier zu bewegen wußte. Nur eine Proklamation des Königs, die den allgemeinen Mißmut zu mildern suchte, und die auch in den Berliner Blättern zum Abdruck gelangte, zeugt von der allgemeinen Erregung jener Wochen.

Leider vermochten sich die Berliner Zeitungen auch dann noch nicht aus ihrer Dürftigkeit zu erheben, als der Waffenstillstand abgelaufen war (17. Aug.) und der Kampf aufs neue begonnen hatte, in welchem es nun rasch zu großen Katastrophen kam; denn auf die französische Zensur, unter der die Blätter

bisher gestanden, war jetzt die schwedische gefolgt, d. h. die Bernadottes, des Kronprinzen von Schweden, der von den Verbündeten zum Befehlshaber der Nordarmee ernannt worden war, die Berlin und die Mark Brandenburg gegen die Franzosen zu schützen hatte. Bernadotte gab den strengen Befehl, daß ohne seine Erlaubnis nicht das Geringste über den Krieg in den Berliner Blättern erscheinen dürfe. Er wollte offenbar noch eine Zeitlang eine gewisse abwartende Stellung einnehmen, nicht mit aller Schärfe gegen Napoleon, seinen früheren Gönner, auftreten, sich aber auch nicht das Vertrauen der Verbündeten und wohl gar den Thron von Schweden verscherzen. Diese schwankende Haltung durfte jedoch nicht bekannt werden, und darum erschien es ihm besonders wichtig, der Presse den Mund zu verschließen.

Am bedenklichsten trat sein zögerndes Verhalten zu Tage, als der erste entscheidende Schlag, die Zurückwerfung der Franzosen von Berlin, ausgeführt werden sollte. Fast hatte es den Anschein, als wolle er vor dem anrückenden Feinde bis hinter Berlin zurückgehen und somit die Hauptstadt der Wut der Feinde überliefern. Hierzu konnte sich aber Bülow, dem der eine Flügel der Nordarmee unterstellt war, nicht verstehen, und gegen den Willen des Oberbefehlshabers griff er mit seinen 40000 Mann am 23. August bei Großbeeren die Franzosen an. Der Erfolg war glänzend und Berlin gerettet. Die Bevölkerung jubelte — aber die Zeitungen schwiegen. Bernadotte wünschte nicht, daß die Heldenthat Bülows bekannt würde, und gab den Berliner Zensoren Befehl, dem Bülowschen Schlachtenberichte die Druckerlaubnis zu versagen. Zugleich ließ er selbst eine Mitteilung aufsetzen, in der das Verdienst Bülows herabgedrückt und die denkwürdige Schlacht als ein nicht eben bedeutendes, wenn auch tapfer geführtes Gefecht charakterisiert wurde. Zudem erschien dieser Artikel auch erst drei Tage nach der Schlacht, die sich doch so zu sagen vor den Thoren Berlins abgespielt hatte.

Bülow bekam dieses Bulletin Bernadottes erst am 27. August in Trebbin zu Gesichte und war des Höchsten empört. „In diesem Augenblicke lese ich in den Zeitungen eine Übersetzung des elenden Machwerks, das der Kronprinz von Schweden hat drucken lassen“,

schrieb er an seine Frau. „Es ist nicht wahr, daß er mir befohlen, den Feind komplett anzugreifen; seine Idee war, ich sollte nur den Vorposten bei Großbeeren wieder nehmen. Ich forderte ihn mehrere Male auf, mit den Schweden vorzugehen, da er dann dem Feinde den Rückzug abschneiden konnte; er that nichts; es freut mich, daß wir alles allein gethan haben." Doch konnte es Bülow nicht gleichgültig sein, daß der hochwichtige und auch in seinen Folgen so bedeutsame kriegerische Vorgang der Welt, besonders aber den Verbündeten, in einem ganz falschen Lichte dargestellt worden war; er schickte daher nochmals einen genauen Bericht über die Schlacht an die Berliner Zeitungen. Aber auch dieser Artikel wurde nicht gedruckt. Der Polizei-Präsident von Berlin, Le Coq, strich ihn mit dem Bedeuten, es liege der ausdrückliche Befehl des Kronprinzen von Schweden vor, daß nichts über die Kriegsereignisse veröffentlicht werden dürfe, was nicht von ihm selber komme.

„Nun wohl!" rief Bülow bitter aus, als ihm dieses Verfahren mitgeteilt wurde, „ich verliere hierbei nichts, denn ich habe 40000 Zeugen für mich, wohl aber das Volk, dem eine genaue Kenntnis von dem, was die vaterländischen Truppen gethan haben, zur Aufrechterhaltung der allgemeinen guten Stimmung notwendig ist. Nur dies habe ich bezwecken wollen, nicht meinen Ruhm, nicht den meiner Truppen, denn der steht fest bei den 50000 Schweden und Russen, die sie kämpfen sahen."

Leider waren auch weiterhin die Berichte über den Verlauf des Krieges sehr dürftig. Die Kriegsleitung gab sich wenig Mühe, dem Volke, das doch in seiner Begeisterung so viel für den Befreiungskampf geopfert hatte, genauere Nachrichten zukommen zu lassen, dagegen wachte die Zensurbehörde aufmerksam, daß ja kein tadelndes Wort über die Führer und die Differenzen im Hauptquartier gedruckt wurde. Selbst über die Schlacht bei Leipzig konnten die Zeitungen nur Unzulängliches melden.

Die offizielle Nachricht von dem großen Siege wurde übrigens in der althergebrachten Weise durch 32 blasende Postillione, denen 4 Postsekretäre voraufritten, der Hauptstadt verkündet. Die Kavalkade ritt dem vom Hauptquartiere abgesandten Kuriere,

einem Rittmeister von Auer, als dieser am 21. Oktober vor Berlin erschien, bis zum Potsdamer Thor entgegen, geleitete ihn dann zum Schlosse und ließ ihn dort vom Balkon aus die Siegesnachricht verlesen. Darauf ging der Zug noch durch verschiedene Hauptstraßen, wo der Sieg noch wiederholt ausgerufen wurde.*)

Bei dieser Ärmlichkeit der Nachrichten vom Kriegsschauplatze suchte die Berliner Bevölkerung ihrem lebhaften Verlangen, auch ferner in Wechselwirkung mit der großen patriotischen Bewegung zu bleiben, wenigstens einigermaßen dadurch zu entsprechen, daß sie ihre Empfindungen und Stimmungen in Liedern und sonstigen Versen zum Ausdruck brachte. Jeder, der nur einigermaßen reimen konnte, strömte seine Gefühle in Gesängen aus, und die Zeitungen füllten sich mit poetischen Ergüssen der mannigfachsten Art. Der Hauptdichter jener Tage war Karl Müchler. Er sang meist in erhabenem Tone, während bei anderen auch der Humor wieder zum Durchbruch kam. So wurde eine Siegesnachricht, die ein Extrablatt der „Spenerschen Zeitung" verkündete, von folgendem Jubelliede begleitet:

Den braven Bürgern dieser Stadt
Gab manches frohe Extrablatt
Zum Guten Kraft und Leben.
Da's lange keins gegeben hat,
Wird heut ein Extra-extrablatt
Ganz gratis ausgegeben.
Ein Wütherich der Höll' entstieg,
Sein Leben war ein grauser Krieg,
Den hat nun Gott entschieden.
Erfochten ward ein Extrasieg,
Vollendet ist ein Extrakrieg,
Dem folgt ein Extrafrieden;
Dem Extravolk der Extrastadt
Verkündet ihn das Extrablatt,
Drob freu' es sich nicht wenig.
Und wer das Blatt gelesen hat,
Geh seinen Weg und schrei sich satt:
Heil unserm Extrakönig!

*) Streckfuß, 500 Jahre Berliner Geschichte. S. 713.

Von irgend einem höheren Gesichtspunkte war hier allerdings nichts zu spüren. Der große Aufschwung, den der patriotische Geist der Berliner Bevölkerung beim Beginn des Befreiungskampfes genommen hatte, war bei der nur kümmerlichen Pflege, die ihm gewidmet worden war, rasch wieder dahingeschwunden, und es machte sich aufs neue bei der großen Menge jene geringe politische Bildung geltend, deren Blick über den Horizont des Pfahlbürgers nicht hinausgeht.

---

2. Die preußischen Provinzblätter. Die „Schlesische Zeitung". Die „Zeitumstände" machen es ihr unmöglich, über politische Ereignisse zu berichten. Die Zeitung unter französischer Zensur. Der Umschlag der Stimmung im Januar 1813. Der Frühlingssturm von 1813 und die großen Tage der Zeitung. Die „Königsberger Hartungsche Zeitung". General Rüchel bemächtigt sich der Zeitung. Schlimme Lage der Brüder Hartung. Das Blatt versinkt in Lethargie, richtet sich aber unter York wieder auf. Wird von Kotzebue redigiert. Die „Stettinische Zeitung". Beschränkt sich bei den politischen Nachrichten auf das Notdürftigste. Ruft nach einem Odysseus, der dem Polyphem das Auge ausstoße. Wandert 1809 nach Stargard aus. Kehrt 1814 nach Stettin zurück.

Die preußischen Provinzblätter befanden sich in einer etwas günstigeren Lage, als die Zeitungen der Hauptstadt, da ihnen die französischen Aufpasser nicht immer gleich so direkt auf der Ferse waren und wohl überhaupt die französischen Behörden den Zeitungsstimmen jener Städte, die dort so weit hinten lagen, keinen besonderen Einfluß beimaßen.

Die bedeutendste preußische Provinzzeitung in der Periode der Fremdherrschaft war ohne Zweifel die „Schlesische Zeitung" in Breslau, der es auch vergönnt war, beim Beginn des Befreiungskampfes den berühmten Aufruf des Königs zuerst hinaus in das Land zu tragen. Die Zeitung hatte sich seit ihrer Gründung im Jahre 1742 (s. Band I, S. 130) beständig günstig entwickelt. Die Verlagsbuchhandlung von W. G. Korn stattete sie stets mit reichen Mitteln aus und sorgte auch immer für

tüchtige Redakteure. Während der Franzosenzeit leitete der Regierungsrat Wilhelm Gottlieb Korn (er fiel als Hauptmann in der Landwehr mit dem eisernen Kreuze erster Klasse auf der Brust am 16. Oktober 1813 bei Leipzig) die Zeitung mit großem Takte und verlieh dem Tone eine echt patriotische Wärme.

Zu Beginn des Jahrhunderts belief sich die Auflage auf 1200 bis 1300 Exemplare, und da auch die Inserate nicht unbedeutend waren, so machte die Verlagsbuchhandlung mit dem Unternehmen bereits ein recht gutes Geschäft und erbot sich freiwillig, zur Sicherung des Privilegiums den jährlichen Kanon von 200 auf 600 Thaler zu erhöhen.

Zu Beginn der in Rede stehenden Epoche zeigte die Zeitung natürlich ganz dieselbe Physiognomie wie alle übrigen Blätter Preußens. Von den Rüstungen zum Kriege gegen Napoleon verlautete auch nicht das Geringste. In ihrer Verlegenheit suchte sich die Zeitung einigermaßen dadurch interessant zu machen, daß sie zahlreiche litterarische Artikel und ausführliche Kritiken über das Theater brachte. Endlich aber, im Oktober 1806, veröffentlichte sie das Kriegsmanifest des Königs aus dem Hauptquartiere zu Erfurt, und unmittelbar darauf folgten Korrespondenzen, die von einem günstigen Verlaufe des Feldzuges sprachen. Erst am 25. Oktober konnte die Nachricht von der vollständigen Niederlage bei Jena und Auerstädt mitgeteilt werden. Dann aber hörten wieder alle Nachrichten auf; kein Wort fiel über die weiteren Schicksalsschläge, die jetzt Preußen trafen, die Flucht des Königspaares, die schmachvollen Kapitulationen der Festungen, den Einzug Napoleons in Berlin; nur eine Art von Entschuldigung wurde schließlich in der Nummer vom 22. November vorgebracht: daß die Zeitumstände Nachrichten über politische Ereignisse gegenwärtig unmöglich machen und bis auf Weiteres andere interessante Notizen die Stelle der politischen Neuigkeiten vertreten würden. Und nun druckt die Redaktion bogenlange Artikel über den russischen Hofstaat, über die Einwohner Persiens, das Leben in Sibirien, den nordamerikanischen Handel u. s. w. ab, die sich ausnahmen wie ein Hohn auf die Angst und Sorge, die die Be-

völkerung durchzitterte, wie eine Satire auf die Regierung, die in ihrer Ratlosigkeit und Jämmerlichkeit sich auch noch jeder werkthätigen Mithülfe des Volkes begiebt.

Während diese schönen Artikel in der „Schlesichen Zeitung“ erschienen, rückte ein französisches Heer auch gegen Breslau vor, und am 6. Dezember 1806 verkündete der Donner der Geschütze, daß die Stadt beschossen wurde; aber diese Thatsache der Belagerung erwähnte die Zeitung mit keinem Worte; nur aus dem Inseratenteile, wo die Todesanzeigen gebliebener Offiziere erschienen, kann man etwas von dem entnehmen, was vorging.

Schon nach vierwöchentlicher Verteidigung kapitulierte der Kommandant der Stadt, General von Thiele (5. Januar 1807), die Franzosen besetzten Breslau, und damit kam die „Schlesische Zeitung“ unter französische Zensur. Der Charakter des Blattes wurde naturgemäß von diesem Momente an ein vollständig anderer. Die obrigkeitlichen Verordnungen erschienen fortan nicht nur in deutscher, sondern auch in französischer Sprache, und die Person Napoleons erfuhr eine gewisse Glorifikation. Seine Reise zur Nordarmee, seine begeisterte Aufnahme in Polen wurde besonders hervorgehoben. Im Übrigen wurde jedoch auch weiterhin über den Verlauf des Krieges nichts gebracht, als die amtlichen französischen Siegesberichte.

Aber eine patriotische That wagte die Zeitung doch, trotz allen Drucks und aller Einschnürung. Als Beschuldigungen laut wurden, das preußische Offizierkorps habe sich in dem unglücklichen Kriege feige benommen, brachte sie in einem längeren Artikel eine scharfe Zurückweisung, die mit den Worten schloß: „Wir haben alles verloren, nur unsere Ehre nicht!“

Weiter durfte sie freilich nicht gehen, wollte sie ihre Existenz nicht aufs Spiel setzen, und handelte dabei offenbar auch ganz mit Zustimmung der preußischen Regierung, die auf keinen Fall die Zeitung, deren Wichtigkeit sie zu würdigen wußte, verlieren wollte und größte Vorsicht anempfahl. Unter dem 6. November 1807 ließ die preußische Regierung sogar dem Buchhändler Korn durch die Kriegs- und Domänenkammer ausdrücklich eröffnen, nichts, nicht einmal amtliche Publikationen, selbst wenn sie in den

Berliner Zeitungen gestanden hätten, ohne ausdrücklichen Befehl zu drucken.*) Die Zeitung beschränkte sich denn auch auf das Notwendigste, suchte aber doch für alles einzutreten, was die Wiedererstarkung Preußens fördern konnte, befürwortete die Reformen, besonders die neue Städteordnung vom 19. November 1808, die von der Bevölkerung mit einem gewissen Mißtrauen aufgenommen wurde, die neue Wehrordnung, die neuen Steuern auf Luxusgegenstände, Gold und Silber und empfahl immer wieder, bei den hohen Preisen der Kolonialwaren sich dieser zu enthalten und z. B. anstatt Kaffees lieber Biersuppe zu genießen, bei der Friedrich der Große aufgewachsen und unsere Vorfahren „ohne Nervenschwäche mindestens ebenso geistreich wie wir“ geworden seien.

Doch weiterhin zeigt es sich dann mehr und mehr, daß das Vertrauen auf eine bessere Zukunft wieder erstarkt, daß die Hoffnung, aufs neue emporzukommen, in weiten Kreisen wächst, und die Zeitung wagt sich immer offener mit ihrer vaterländischen Gesinnung hervor. Zur Weckung der innigeren Liebe zum Vaterlande weist sie auch auf die Dramen Schillers und Lessings hin und bezeichnet die Aufgabe des Theaters als „Nationalsache“, damit „das Herz zu gerechtem Patriotismus erwärmt werde, der die Brust jedes Preußen höher klopfen läßt“.

Doch hielten sich diese Äußerungen immerhin in sehr engen Grenzen, und als dann das verhängnisvolle Jahr 1812 erschien, nahm sehr bald die große Armee und deren Zug nach Rußland das allgemeine Interesse in so hohem Maße in Anspruch, daß alles andere dagegen zurücktrat. Sicherlich befürchteten auch die Patrioten, daß nach der Niederwerfung Rußlands die Macht Napoleons noch drückender werden und die erhofften besseren Zustände wieder in weitere Ferne rücken würden.

Was von dem gewaltigen Feldzuge zunächst in die Öffentlichkeit drang, war allerdings nur sehr wenig. Die Zeitungen durften von den ungeheueren Rüstungen nichts veröffentlichen und mußten den Zug dieser 600000 Soldaten nach dem Osten noch

*) Carl Weigelt, 150 Jahre Schlesische Zeitung. Breslau 1892. S. 139.

immer als ein ganz harmloses Unternehmen hinstellen, als diese kolossale Streitmacht bereits an der russischen Grenze stand. Erst von Tilsit aus teilte Napoleon der Welt ohne weitere Begründung in einem kurzen Tagesbefehle mit: „Rußland will den Krieg; er hat begonnen“, und darauf nahm die übliche amtliche Berichterstattung über die Kriegsereignisse ihren Anfang.

Auch die „Schlesische Zeitung“ druckte diese Bulletins getreulich ab, die das höchste an frecher Lüge darstellen, was jemals in der Kriegsberichterstattung geleistet worden ist; aber mit dem Beginn des Jahres 1813 zeigte es sich sehr bald, daß der Bann, der auf den Geistern lag, rasch zu schwinden begann. Bereits in ihrer Nr. 9 von 1813 wagte die „Schlesische Zeitung“ mitzuteilen, daß die Russen am 5. Januar Königsberg besetzt haben, und in der Nr. 32 gab sie sich gar keine Mühe mehr, ihre helle Freude über den Einzug des Generals Tschernitschef in Berlin zu unterdrücken. „Der Jubel der Einwohner übersteigt“, berichtete sie, „jeden Ausdruck; ein unaufhörliches Hurra begleitete die einziehenden Truppen; aus allen Fenstern wehten weiße Tücher, und auf allen Gesichtern sah man die Freude der Rettung.“

Und nun brach jener Frühlingssturm los, der die gesamte Nation mit sich fortriß und endlich die Abschüttelung der Fremdherrschaft herbeiführte. Die „Schlesische Zeitung“ stand im Mittelpunkte dieser denkwürdigen Bewegung und zeigte sich auch der Aufgabe gewachsen, die ihr zufiel. Ihre gewöhnlichen Nummern gewährten ihr nicht genug Raum für alles das, was sie zu sagen wünschte; sie gab daher noch eine Beilage unter dem Titel „Deutsches Volksblatt“ heraus, in welchem sie besonders die Begeisterung für den bevorstehenden Kampf weiter anzufachen suchte. Die Artikel „Aufforderung eines Vaterlandsfreundes an alle wohlgesinnten Mitbürger“ und „Ein Wort an die deutschen Frauen von einem deutschen Manne“, die das Blatt u. a. alsbald brachte, waren von Ernst Moritz Arndt eingesandt worden.

In den Nummern der Zeitung selbst drängten sich mittlerweile die Nachrichten über die Vorbereitungen zu dem gewaltigen Kampfe, und in der Nr. 34 vom Sonnabend, dem 20. März,

wurde dann endlich der vollständige Bruch mit Napoleon öffentlich bekannt gegeben. An der Spitze des Blattes erschienen die zwei inhaltsreichen Zeilen:

„Se. Majestät der König haben mit Sr. Majestät dem Kaiser aller Reußen ein Off- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen."

Dann folgte der Aufruf „An Mein Volk", die Ansprache „An Mein Kriegsheer" und die „Urkunde über die Stiftung des eisernen Kreuzes".

Diese denkwürdige Nummer bezeichnet, so schreibt Carl Weigelt in seiner Monographie des Blattes, mit Recht den höchsten Ehrentag in der Geschichte der „Schlesischen Zeitung".

Doch blieb die Zeitung auch weiterhin in der ersten Reihe der deutschen Blätter. Stets wußte sie sich über die weitere Entwicklung des Krieges zuverlässige Privatkorrespondenzen zu verschaffen, die meist aus der Feder sachkundiger Offiziere stammten, und auch in ihrer politischen Haltung trat sie stets mit allem Nachdruck für die deutsche Sache ein. Als die französischen Zeitungen die Erhebung Preußens heftig verurteilten und die Politik des Königs als unbillig und ungesund hinstellten, rief ihnen die „Schlesische Zeitung" zu: „Was heißt gesunde Politik? — Nicht schreien, wenn man getreten wird, den französischen Kaiser und seine Militärhierarchie für die größte Wohlthat Europas halten, sich hochherzig hinwegsetzen über Recht und Pflicht, mit Freuden durch Ströme vergossenen Menschenbluts waten, weil der Waffenruhm der Franzosen dadurch vermehrt wird!"

Die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig brachte die Zeitung in ihrer Nummer vom 25. Oktober, und dann besaß sie auch noch Humor genug, die offizielle (bereits S. 125 mitgeteilte) französische Meldung über den Verlauf der Schlacht abzudrucken, in der Napoleon die große Niederlage als möglichst unbedeutend hinzustellen suchte.

Nach der Zurückwerfung der Franzosen über den Rhein gab die Zeitung sehr bald dem allgemeinen Verlangen nach Frieden Ausdruck und entsprach damit dem Wunsche weiter Kreise.

Neben die „Schlesische Zeitung", als das Blatt des Südens

der preußischen Monarchie, stellte sich als das wichtigste Blatt des Ostens die „Königsberger Hartungsche Zeitung", oder, wie sie damals hieß, die „Königlich Preußische Staats-, Kriegs- und Friedenszeitung".

Das Blatt, zwischen 1630 und 1640 entstanden, gehörte anfangs der Buchdruckerfamilie Reußner, gelangte aber am 23. Juli 1751, nachdem es nach dem 1742 erfolgten Tode des letzten Reußner vorübergehend in verschiedenen Händen gewesen war, durch Kauf mitsamt der Reußnerschen Buchdruckerei in den Besitz der Familie Hartung. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaß das Geschäft die Witwe des 1797 verstorbenen Gottlieb Lebrecht Hartung, die aber bereits 1801 dem jüngeren ihrer beiden Söhne, Georg Friedrich (geb. 1782, gest. 1849), die Stelle eines Disponenten einräumte, und dieser war es denn auch, der in den schweren Kriegsjahren die Zeitung leitete.*)

Bis zum Ausbruch des napoleonischen Krieges hatte das Blatt wohl nur eine geringe Verbreitung besessen, denn die Bevölkerung des platten Landes war bisher von der Politik kaum berührt worden; die Bauern hatten nie eine Zeitung gelesen. Sie kannten daher, als Napoleon in Ostpreußen erschien, auch noch nicht einmal dessen Namen, hatten überhaupt keine Ahnung von einem fremden Volke des Westens, das bis zu ihnen vordringen könnte.**)

Nach der Schlacht bei Jena änderte sich das bald. Schon wenige Wochen später erschienen die französischen Heere im Osten, und gleichzeitig wurde Königsberg der Zentralplatz des Rüchelschen Korps. Ohne daß sie eine Ahnung davon gehabt hatte, sah sich die Bevölkerung nun plötzlich mitten im Strudel des Krieges, und jeder trachtete jetzt, sich über die Lage zu informieren. Dabei griff er natürlich zunächst zur Königsberger Zeitung, sodaß diese rasch einen weiten Leserkreis gewann. Das

*) Dr. Meckelburg, Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg, Königsberg 1840, und gütige Mitteilungen des Herrn Dr. Ludwig Goldstein aus dem Archive der „Königsberger Hartungschen Zeitung".

**) Friedrich von Cölln, Vertraute Briefe. Amsterdam und Köln (in Wahrheit Leipzig) 1807—1808. Bd. III, S. 315.

entging aber auch dem General Rüchel nicht, und er beeilte sich daher, die Zeitung in umfassender Weise zu benutzen, um darin sowohl die Kriegsereignisse nach seiner Art zu schildern, wie auch in Angriffen auf Napoleon und die Franzosen überhaupt seinem Zorne die Zügel schießen zu lassen. Die meisten dieser Artikel schrieb er selbst in jenem hochtrabenden Tone, durch den er schon vor Beginn des Krieges die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. War er es doch gewesen, der im August 1806 auf einer Parade in Potsdam offen behauptet hatte, die Franzosen sollten nur kommen; solcher Feldherren, wie der Herr von Bonaparte einer sei, fänden sich in der Armee Sr. Majestät des Königs von Preußen eine ganze Anzahl. In derselben schier unglaublichen Verblendung verharrte er auch noch weiterhin, und dementsprechend waren seine Auslassungen in der Königsberger Zeitung. Die Schlacht bei Friedland, in der Napoleon seine Gegner in entscheidender Weise schlug, stellte Rüchel als einen Sieg der Preußen und Russen dar, und den Kaiser Napoleon nannte er einen Dieb und Räuber, von dem sich jeder ehrliche Soldat abwenden müsse. Als der Buchdrucker Hartung Bedenken trug, diese Auslassungen zu drucken, schrieb ihm der General mit eigner Hand, er werde ihn sofort füsilieren lassen, wenn er seine Artikel nicht zum Abdruck bringe.

Dieser Ton der Zeitung blieb den Franzosen natürlich nicht unbekannt, und als sie bald nach der Schlacht bei Friedland Königsberg besetzten, gab auch schon der General Soult Befehl, den Besitzer des Blattes zu verhaften. Dabei spielte sich eine dramatische Szene ab. Als ein französischer Offizier mit einer Abteilung Soldaten in das Hartungsche Haus eindrang, um den Herausgeber der Zeitung festzunehmen, trat ihm dessen älterer Bruder, der Assessor Johann Gottlieb Hartung, entgegen und erklärte, um seinen Bruder zu decken, er sei der Verleger, habe aber nur gedruckt, was ihm der preußische General befohlen habe. Zugleich zog er die von Rüchels Hand geschriebene Drohung hervor. Der französische Offizier schob jedoch das Papier zur Seite mit dem Bemerken, daß er nichts Deutsches lesen könne, und führte Hartung in das Gefängnis ab. Dort saß dieser nun

mehrere Monate, da die geängstigte Mutter den anderen Sohn beschwor, sich still zu verhalten, da sie sonst beide Söhne verlieren könne. Schließlich wurde aber die Verwechselung doch bekannt, worauf der General Soult den Gefangenen frei ließ, dafür jedoch den wirklichen Schuldigen festnahm. Allein die Haft dauerte nicht lange; der Friede von Tilsit kam zu stande, und kaum hatten die Franzosen Königsberg verlassen, als auch Georg Friedrich Hartung seine Freiheit wieder erhielt.*)

Dieser Zwischenfall sowohl, wie auch die große Abhängigkeit, in die jetzt Preußen zu Frankreich geriet, machten nun aber Hartung doch sehr vorsichtig; die Zeitung vermied alles, was bei Napoleon Anstoß erregen konnte, war aber auch im höchsten Grade behutsam bei der Behandlung der inneren Angelegenheiten. Dadurch verfiel sie natürlich demselben Geschick, wie alle anderen deutschen Zeitungen; sie wurde inhaltsleer und öde. Es war daher gewiß nur Galgenhumor und Selbstironie, als sie sich bewogen fühlte, in ihrer Nummer vom 11. April 1811 die chinesische Presse zu verspotten. „In China erscheint nur eine einzige Zeiturg", schrieb sie. „Sie enthält nicht die Ereignisse des Tages, noch viel weniger politische Neuigkeiten; sie erwähnt sogar die fremden Länder nicht, sondern beschränkt sich darauf, die Handlungen des Souveräns zu erzählen, die Dekrete der Regierung und in Kriegszeiten die Siege über den Feind bekannt zu machen. Sie meldet regelmäßig, wenn ein Mandarin das gelbe Unterkleid erhalten hat oder mit der Pfauenfeder verziert worden" u. s. w.

Aus dieser Lethargie erwachte sie aber sofort, als der Vertrag Yorks mit den Russen mit einem Schlage die Situation änderte, der General wieder Gouverneur der östlichen Provinzen wurde, Stein und Arndt nach Königsberg kamen und der Land-

---

*) Wir folgten hier einem Berichte, den die „Königsb. Hart. Ztg." 1897, wohl nach einer Familien-Tradition, brachte. Eine ähnliche Schilderung des Vorgangs, die nur in wenigen unbedeutenden Punkten abweicht, findet sich in einem nicht unterzeichneten Artikel in den „Neuen Preuß. Prov.-Blättern", Königsberg 1849, S. 396—99.

tag zusammentrat, um über „die Mittel zur allgemeinen Verteidigung des Vaterlandes" zu beraten. Eine hehre Begeisterung fing an, die Zeitung zu erfüllen, und mit Flammenworten rief sie alle waffenfähigen Männer und Jünglinge zum Kampfe auf. Mit Stolz erfüllte es sie, daß es ihr vergönnt war, die Beklemmung hinwegzunehmen, in die die Berliner Zeitungen vom 19. Januar 1813 bei ihrem Eintreffen in Königsberg am 24. Januar die Bevölkerung versetzt hatten. Die Berliner Blätter enthielten die Aktenstücke, welche Yorks Absetzung und den Abmarsch seines Korps zu den Franzosen befahlen. Aber gleich darauf wurde auch schon York von Berlin aus darüber verständigt, daß diese „Absetzung" nur publiziert worden sei, um die bereits sehr mißtrauisch gewordenen Franzosen zunächst noch zu beschwichtigen. Infolgedessen brachte die Königsberger Zeitung am 27. Januar die Erklärung Yorks, es sei ihm von den in den Berliner Blättern enthaltenen Befehlen amtlich noch nichts zugekommen; er werde daher fortfahren, das ihm übertragene Gouvernement in den östlichen Provinzen zu führen. Damit wußten die Patrioten genug und nahmen ihre Arbeiten zur Vorbereitung des großen allgemeinen Befreiungskampfes wieder auf.

Zufällig hatte das Blatt in dieser Zeit hochgespanntesten politischen Lebens auch das Glück, daß ein außergewöhnlich begabter Schriftsteller die Redaktion übernahm. Es war Kotzebue, der in den letzten Jahren in Rußland gelebt hatte und jetzt als Kaiserlich Russischer Generalkonsul nach Königsberg gekommen war. In der aufgeregten Zeit hatte man wenig Sinn für das Theater; der Theaterdichter machte daher gern einmal eine Pause und übernahm vorübergehend die Rolle eines Journalisten, und zwar um so lieber, als er sich dabei seinen ganzen Haß gegen Napoleon vom Herzen schreiben konnte. Natürlich that er das in der ihm eigenen witzigen Form, mit den scharf zugespitzten Pointen, die ihm so leicht aus der Feder flossen, und fachte damit die Begeisterung zum Kampfe gegen die Unterdrücker in den breiten Massen der Bevölkerung vielfach weit wirksamer an, als das der ernste Zorn des schlichten Patrioten vermochte. Man darf ihm denn auch — mag man über seine Lustspiele mit laxer

Moral und über seine spätere politische Rolle urteilen, wie man will — sein lebhaftes und wirksames Eintreten für die deutsche Sache in jenem großen Kampfe nicht vergessen. Die Zeitung selbst hatte aber noch ganz besonderen Grund, ihm dankbar zu sein, denn sie war durch ihn zu einem großen, einflußreichen politischen Organe emporgewachsen. Erst 1816 legte Kotzebue die Redaktion nieder, um eine Stelle als Staatsrat beim Departement des Auswärtigen in St. Petersburg anzutreten.

Die dritte preußische Provinzzeitung von Bedeutung war die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung", zu deren Herausgabe der Buchdrucker H. G. Effenbart das Privilegium im Jahre 1755 erhalten hatte.*) Das Blatt erschien anfangs in Oktav, später (etwa seit 1759; Genaueres läßt sich nicht nachweisen, da die betreffenden Jahrgänge nicht mehr vorhanden sind) in Quart, wurde nur zweimal in der Woche (von 1806 ab Dienstags und Freitags) herausgegeben und kostete vierteljährlich bis 1806 acht Groschen, von da ab zwölf. Der Redakteur war nicht genannt, doch weiß man, daß der Prediger Triest beim Beginn des 19. Jahrhunderts die Zeitung leitete.**)

Trotz seines geringen Umfanges wußte das Blatt seine Leser leidlich zu informieren, und der Redakteur zeigte dabei eine echt deutsche Gesinnung. Als aber die politische Luft immer schwüler wurde, und man mit Bangen der Dinge harrte, die nun kommen würden, hielt man ängstlich mehr und mehr mit der Berichterstattung zurück. Man mochte Sorge tragen, daß irgend eine

*) G. Reinke, Festschrift zur 500jährigen Geburtstagsfeier Johannes Gutenbergs. Stettin 1900. S. 29.

**) M. Wehrmann, Aus Pommerns Vergangenheit. Stettin 1891. S. 50—71. — Hierbei bemerken wir zugleich, unsere Angabe in Bd. I, S. 81 berichtigend, daß (wie Dr. Otto Heinemann in den Baltischen Studien, N. F., Band V mitteilt) in einem Aktenstücke des Königlichen Staatsarchives zu Stettin kürzlich mehrere Nummern einer „Europaeischen Zeitung" aufgefunden wurden, die 1656 im Verlage des Druckers Johann Valentin Rhete zu Stettin herauskam. Die Entstehung einer eigenen Zeitungspresse in Stettin ist also mindestens in das Jahr 1656 zu setzen, doch hat sie sich wahrscheinlich schon zu Anfang des dreißigjährigen Krieges vollzogen.

unrichtige oder unzeitige Meldung dem Verleger Unannehmlichkeiten bereiten könne. Doch suchte der Herausgeber sein Verhalten in einer allerdings etwas seltsamen Weise zu entschuldigen und zu rechtfertigen, indem er am 7. April 1806 folgende Anzeige und Bitte an die Leser richtete:

„Es ist unser ernstlicher Wunsch und unsere Pflicht, ein so vielgelesenes Blatt wie diese Zeitung (für Preuß. Pommern das einzige Volksblatt seiner Art) so nützlich und unterhaltend wie möglich zu machen, damit es von vielen Lesern nicht bloß um der Avertissements willen in die Hand genommen werde. Die politischen Neuigkeiten allein bewirken das nicht; denn teils verlieren sie ihr Interesse, sobald der Krieg oder die Drohungen des Krieges aufhören, teils sind sie — da es wegen des Postenlaufs, wie der bestimmten Zeitungstage nicht zu ändern ist — sehr vielen Lesern schon früher durch andere Zeitungen bekannt. Wir liefern daher die politischen Artikel so kurz, als es die Ereignisse des Tages und die Bedürfnisse der Leser verstatten, denen andere Zeitungen nicht zu Gesichte kommen. Dagegen werden wir unter den ‚vermischten Nachrichten' oder — besondere Rubriken von Zeit zu Zeit ‚Bemerkungen' — ökonomische, technische u. a. Gegenstände, Vorschläge, Anfragen und deren Beantwortung, Anekdoten, — deren Pointe witzig, oder doch charakteristisch ist — und endlich bescheidene Rügen öffentlicher Mißbräuche und Unordnungen mitteilen."

Und nun befleißigt sich die Redaktion in der That bei der Mitteilung politischer Nachrichten einer wahrhaft frappierenden Kürze. Selbst die wichtigsten Ereignisse werden nur mit wenigen Zeilen abgethan. Die Auflösung des alten deutschen Reiches wird in einer Korrespondenz aus Regensburg vom 22. August 1806 mit den Worten gemeldet: „Der seit 1654 hier versammelte Reichstag hört nun auf." Dann folgte in der nächsten Nummer noch eine kurze Übersicht über die Geschichte des römisch-deutschen Reiches — und das war alles, was über den Zusammenbruch der alten deutschen Herrlichkeit gesagt wurde. Einmal aber wallte dem Redakteur doch das Blut auf, als die napoleonische Gefahr aufs höchste gestiegen war. Am 6. Oktober brachte er folgende

„Bemerkungen zur Tagesgeschichte": „Die alte Behauptung, es geschehe nichts Neues unter der Sonne, bestätigt sich auch jetzt. Immer findet man in der Vorwelt etwas dem Ähnliches, worüber die Mitwelt zum Teil erstaunt, wäre es auch nur in einer fabelhaften Sage des Altertums, die zum prophetischen Sinnbilde der Gegenwart dient. So unter anderem mit Polyphem. Deutschland! Du kennst den einen Polyphem, den auch eine italienische Insel hervorbrachte, und erfährst die Wirkung seines Appetits! — Noch vor einem Jahre nannte ihn Europa mit gerechter Bewunderung; jetzt nennt ihn — wer nicht ein feiger Sklave oder einer seiner aufgeblasenen Mietlinge ist — ein jeder mit ebenso gerechtem Abscheu. — Heil dem Odysseus, der ihm das Unterdrücker-Auge ausgräbt!"

Dieser Odysseus fand sich aber bekanntlich zunächst noch nicht; die Franzosen besetzten alsbald auch Stettin, worauf die „Königlich privilegirte Stettinische Zeitung" am 5. Novbr. 1806 das preußische Wappen, das sie bisher in ihrem Titel geführt hatte, entfernen mußte und sich nur noch schlechtweg „Stettiner Zeitung" nennen durfte. Nach dem Frieden von Tilsit konnte sie zwar am 21. Juli 1807 ihren alten Titel wieder annehmen, ihre Verhältnisse blieben aber doch äußerst drückend, da die Franzosen auch weiterhin die Stadt besetzt hielten. Infolgedessen entschloß sich der Drucker 1809, das Blatt nach Stargard zu verlegen, wo es sodann vom 28. August ab bis Anfang Februar 1814 unter dem Titel „Königl. Preuß. Pommersche Zeitung (ehedem Stettiner Zeitung genannt)" herauskam. Seine geistige Verbindung mit Stettin behielt es aber ununterbrochen, und auch seine vaterländische Gesinnung bewahrte es sich. Als die französische Besatzung schließlich am 7. Dezember 1813 abgezogen war, begann die Zeitung ihren Bericht darüber mit den Worten: „Endlich sind wir von dem französischen Joche befreit, welches uns seit 7 schrecklichen Jahren so unglücklich machte", und schloß dann: „Wir betrachten diesen unvergeßlichen Tag als den glücklichen Anfang unserer Versöhnung mit dem härtesten Schicksal, und ewig denkwürdig wird er uns und unsern Nachkommen

sein!“ Mit dem 11. Februar 1814 erschien das Blatt darauf wieder in Stettin unter dem Titel „Kgl. Preuß. Stettiner Zeitung“ und bestand dann noch bis 1860.

Neben der Zeitung erschien natürlich auch noch ein Intelligenzblatt (gegr. 1727), das 1809 ebenfalls mit nach Stargard übersiedelte und zu Anfang 1814 auch wieder nach Stettin zurückkehrte, wo es sich dann noch bis 1849 erhalten hat.



Fünftes Kapitel.

Die Presse in Österreich.

1. Wien und sein geistiges Leben zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Geringes politisches Verständnis in weiten Kreisen. Minister von Thugut und Frau von Staël über die Wiener. Die Wiener Frauen. Vaterländische Erregtheit nach den Niederlagen. Metternich will sich die Stimmung mit Hülfe der Presse dienstbar machen. Seine Ansichten über die Zeitungen. Zieht Gentz zur Schaffung einer großen Zeitung heran. Charakter und litterarische Vergangenheit des Gentz. Die Vorschläge von Gentz. Einrichtung des „Oesterreichischen Beobachters". Vorschriften für die Redaktion. Metternichs Eingriffe. Gentz' Mitarbeit. Tritt erst für Napoleon und dann für die Bourbonen ein. Läßt sich von Ludwig XVIII. bestechen.

Die österreichischen Zeitungen blieben am weitesten hinter der Aufgabe zurück, die das Zeitalter an die Presse stellte.

Die Wogen der französischen Revolution hatten nicht bis nach Österreich hineingeschlagen. Durch eine feste Verschanzung, eine enge Kette von Grenzwächtern, die kein Buch, keine Zeitung von freiheitlicher Gesinnung durchließ, sowie durch eine strenge Zensurvorschrift, die jedes offene Wort unterdrückte, war jede tiefere politische Erregung im Volke ferngehalten worden. Aber dabei war auch alles geistige Leben im Rückstand geblieben, und als dann Katastrophe auf Katastrophe über das Land hereinbrach, Tage wie die von Ulm und Austerlitz kamen, ließ das Volk das Unglück über sich ergehen „wie ein Hagelwetter", dem der Mensch nicht wehren kann. Es fehlte eben jedes politische Verständnis, und es erschien auch kein einziges Blatt, das das Volk über seine Lage aufklären, auf die vielen noch vorhandenen

nationalen Kräfte aufmerksam machen und ihm Mut zusprechen konnte.

Nicht einmal in der Landeshauptstadt, nicht einmal in Wien kam eine vaterländische Gesinnung öffentlich zum Ausdruck. Allerdings hatte sich hier wohl der sorglose Schlendrian, ein leichtsinniges Genußleben, noch mehr herausgebildet, als in jeder anderen Stadt Österreichs. Noch 1807, als dem Lande schon so tiefe Wunden geschlagen worden waren, konnte ein Schriftsteller schreiben: „Das genießende Publikum ist nirgends in der Welt so groß wie in Wien", und der alte Minister von Thugut meinte grollend, daß die Wiener am zufriedensten seien, wenn sie nur auf die Redoute laufen und in aller Ruhe Backhendel verspeisen könnten. Aber auch das gesellschaftliche Leben bewegte sich nur auf einem sehr niedrigen Niveau. Irgend eine Unterhaltung, bei der man dem Thema etwas tiefer auf den Grund ging, beliebte man nicht. Die kleinen Tagesbegenheiten, das Theater und die Musik lieferten einzig und allein den Stoff des Gespräches; politischen Erörterungen ging man aus dem Wege — man vermochte sich ja auch in den meisten Fällen gar nicht zu unterrichten.

So war denn Madame de Staël bei ihrem Besuche von Wien ganz entsetzt über die geisttötende Öde und Langeweile in den österreichischen Salons. „Es ist unmöglich, in diesen zahlreichen Gesellschaften etwas zu hören", schrieb sie, „was über den Kreis der hergebrachten Phrase hinausreicht. Eine solche Unterhaltung gestattet nicht die Entwicklung einer Idee und verwandelt die Sprache in ein Gezwitscher, das man ebenso den Menschen wie den Vögeln beibringen kann."

Dazu kam noch, daß die Wiener Frauen zwar durch Schönheit, Grazie und Liebenswürdigkeit glänzten, aber doch nur eine sehr geringe Bildung besaßen und vollständig abseits von jeder politischen Strömung standen. Die Kunst der politischen Intrigue, die die Frauen in Frankreich so ausgezeichnet verstanden, mangelte den Wienerinnen vollständig. Auch am kaiserlichen Hofe gab es keine Frau, die sich mit der Politik beschäftigt hätte. Die geistvolle Kaiserin Maria Ludovica wäre vielleicht etwas

mehr hervorgetreten, wenn sie nicht durch ihren ungünstigen Gesundheitszustand daran gehindert worden wäre.

Unter diesen Verhältnissen wurde das Fehlen eines orientierenden politischen Blattes kaum empfunden. Die amtliche „Wiener Zeitung“, die bis 1812 nur zweimal in der Woche und dann dreimal erschien, genügte den meisten vollständig; ja die Gleichgiltigkeit den politischen Nachrichten gegenüber ging sogar so weit, daß Castelli ohne Besorgnis, sich zu kompromittieren, gestehen konnte, kaum jemals eine politische Zeitung gelesen zu haben.

Einigermaßen änderten sich aber doch die Verhältnisse, als sich im Volke mehr und mehr eine große Erbitterung gegen die Franzosen zeigte, in Tirol ein Aufstand emporloderte und eine gewisse nationale Stimmung nach und nach alle Kreise ergriff. Auch in der Hofburg erkannte man jetzt, „welch ein köstlicher noch unverbrauchter Stoff in den österreichischen Völkern verborgen war“, und als dann noch die schwere Niederlage bei Wagram kam, da suchte man zur Wiederaufrichtung des Staates auch die Volksstimmung sich dienstbar zu machen und hierzu die Presse heranzuziehen.

Es war niemand anders als Metternich, der diesem Gedanken zuerst näher trat, derselbe Metternich, der später die Presse mit den schwersten Fesseln belegen sollte. Im Herbst 1809 war er an Stadions Stelle an die Spitze der österreichischen Politik getreten, und unmittelbar darauf ging er mit allem Eifer daran, die öffentliche Meinung für die Wiedererstarkung des Staates zu verwerten. Bei seiner bisherigen politischen Thätigkeit als Gesandter in Berlin und Paris hatte er den großen Einfluß der Presse genügend kennen gelernt, besonders aber bei Napoleon sorgfältig beobachtet, wie dieser die allgemeine Stimmung nach seinem Wunsche dirigierte. „Die Franzosen haben ein leichtes Spiel“, klagte er einmal; „sie hatten einen unverteidigten Platz einzunehmen, indem sie sich der Redaktionen bemächtigten; sie haben die Waffen aufgehoben, welche uns gerade des Wegwerfens wert erschienen, und führen sie nun gegen uns.“*) Und bald

*) Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Wien 1880. Bd. 2, S. 191.

nachher — im Juli 1811 — erklärte er: „Ein gut geschriebenes Zeitungsblatt ist unstreitig das einfachste Organ, durch welches die öffentliche Verwaltung die Nationalbildung zu heben, eingewurzelte Vorurteile zu vernichten, irrige Volksbegriffe zu berichtigen und unvermerkt, selbst ohne den geringsten Anschein von Planmäßigkeit, auf die Gemüter des Volkes zu wirken und selbes im Wege der Vorbereitung für seine erhabenen Zwecke empfänglich zu machen vermag."

Auch die Art und Weise, wie die Zeitungslitteratur auf ein höheres Niveau gehoben werden könne, erörterte er eingehend. „Das wirksamste Mittel, zu einer Verbesserung der inländischen Zeitungen zu gelangen", setzte er im April 1813 in einem Aufsatze auseinander, „wäre allerdings, fähige und verständige Männer zur Redaktion derselben aufzufinden; allein um solche Männer zu diesem Geschäfte anzulocken, ist Aussicht auf Gewinn und Ehre erforderlich; ersterer ergiebt sich aus der Möglichkeit eines verbreiteteren Absatzes, letztere wird nur erlangt, wenn in der Redaktion ein größerer Spielraum gegeben wird, um sie zu etwas mehr als zur Kompilation erheben und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen zu können." Daneben verkannte er auch die Wichtigkeit guter Korrespondenzen nicht, hob die Notwendigkeit einer schnellen Beförderung der Blätter hervor und sprach sich ganz entschieden gegen das Ausplündern der ausländischen Zeitungen aus, was für das Ansehen des Staates nur kompromittierend sein könne.

Trotz alledem erkannte er doch das eigentliche Wesen der Zeitungen nicht; er wollte sie nicht zu Trägern der öffentlichen Meinung machen, sondern zu Hülfsmitarbeitern der Regierung. Und so entwickelte er denn auch unter dem 21. Mai 1812 die Ansicht, daß der Redakteur immer nur eine ausführende Hilfskraft sein dürfe. „Niemals", sagte er, „darf es der Beurteilung des Redakteurs überlassen werden, welche bei dem Leser zu erzeugenden Schlußfolgerungen heilsam oder nachteilig sind; die Regierung allein ist dies im stande, und dem Redakteur einer Zeitung können daher dergleichen neue Darstellungen, Erläuterungen und Zusammenstellungen nur dann gestattet werden,

wenn er von dem Gouvernement den Fingerzeig und die Richtung erhält." *)

Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Umständen der Inhalt der Zeitungen nur dann der Ausdruck der öffentlichen Meinung sein konnte, wenn die Bestrebungen des Volkes sich mit denen der Regierung deckten. Als dies nach 1815 nicht mehr der Fall war, weil sich das Volk in seinen Rechten und Freiheiten beeinträchtigt sah, war natürlich Metternich der erste, der eine „Beschränkung des Unfugs der Presse" für eine große Notwendigkeit hielt.

Zur Schaffung einer solchen Presse in Österreich, durch die in dieser Zeit der großen Bedrängnis an die geistige Kraft des Volkes appelliert und die schwer geschädigte Energie wieder neu belebt werden konnte, ersah sich Metternich einen Mann, der dazu in hohem Grade geeignet war, Friedrich von Gentz. Wenn dann aber trotz alledem das Ergebnis nur kläglich ausfiel, so lag das eben an der Grundansicht, die man von der Mission der Presse hatte.

Gentz war ein Mann von außerordentlicher Elastizität des Geistes und großer Gewandtheit im persönlichen Umgange. In dem Bestreben, eine Rolle in der Welt zu spielen und das elegante Leben in vollen Zügen zu genießen, trat er früh aus seinen schlichten Verhältnissen heraus. 1764 als der Sohn eines preußischen Münzbeamten in Breslau geboren, studierte er in Königsberg und wurde dann Beamter in Berlin. Hier schwamm er zunächst, wie alle bedeutenden Männer, in dem Freiheitsenthusiasmus, den die französische Revolution hervorgerufen hatte, wurde aber bei seinem „ängstlich weichen, fast weiblichen Sinn", wie Karl Mendelssohn-Bartholdy sagt**), sehr bald ein Anhänger des Bestehenden, der seine Feder der Überlieferung widmete. Er wurde der Vertreter der alten Zeit und führte in der „Berliner Monatsschrift" aus, daß das Übermaß der Aufklärung und der

*) Eduard Wertheimer, Metternich und die Presse. Mit Benutzung ungedruckter Schriftstücke. Neue Fr. Presse 1899 vom 13. Juli.

**) Karl Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich von Gentz. Leipzig 1867. Seite 9.

Mangel an entsprechender sittlicher Bildung die Gesellschaft in die gegenwärtige Anarchie gestürzt habe. Er zog sogar gegen seinen Lehrer Kant zu Felde und lehnte die Folgerungen ab, welche Kant aus den drei Prinzipien der Freiheit, der Gleichheit, der Selbständigkeit der einzelnen Glieder der menschlichen Gesellschaft gezogen hatte, und unterschied zwischen den Kantschen Menschenrechten und denjenigen, „wovon die großsprecherischen Gesetzgeber Frankreichs, welche die leidende Menschheit mit einem Traum von Gesundheit äfften, um sie gleich darauf verdoppeltem Elend zu überantworten, so manche hochtönende und nichtssagende Deklaration aufgestellt hätten.“ So gelangte er denn sehr bald zu der Ansicht, daß nicht das Volk, sondern die Regierung als der Hauptfaktor im Staatsleben anzusehen sei. Die Mitwirkung des Volkes zum Zustandekommen der Gesetze stellte er als bloße Form, als ein zufälliges und wohl entbehrliches Mittel zum Zweck hin, und die Freiheit schrumpfte bei ihm lediglich zu einem frischen, freudigen Gehorsam, zu einer gloria obseqnii zusammen.*)

Um seine Anschauungen ausführlicher darlegen zu können und auch einen größeren Einfluß zu erlangen, gründete er zunächst 1795 ein ästhetisch-politisches Journal, die „Neue deutsche Monatsschrift“, die aber schon nach Jahresfrist wieder einging, obgleich er Herder, Wilhelm von Humboldt, Garve, Manso, Gleim u. a. zu Mitarbeitern gewonnen hatte, und dann 1799 das „Historische Journal“, das es allerdings auch nur auf zwei Jahrgänge brachte, aber seinem Herausgeber doch bedeutend vorwärts half. Das „Historische Journal“ hielt sich von allen schönwissenschaftlichen Erörterungen fern und verfolgte nur, und zwar mit aller Energie, den Zweck, den Enthusiasmus für die französische Revolution zu vernichten und dafür in der großen Masse eine gewisse Sympathie für England zu erzeugen. „Frankreich wird“, schreibt er einmal, „wie ein kühner Spieler, je nachdem das Glück ihn begünstigt oder verläßt, zwischen unnatürlicher Opulenz und verzweifelter Armut, schwindelnder Größe und trostloser Erschlaffung, zwischen der Herrschaft über die Welt und seinem

*) Mendelssohn-Bartholdy, S. 13.

eigenen Untergange schwanken. England aber wird stets der Mittelpunkt der Industrie, der Gewerbe, aller großen Verbindungen unter den Menschen und dadurch stets ein wichtiger Bundesgenosse für das wohlverstandene Interesse aller Nationen sein.“ Durch diese Haltung in seinem „Historischen Journale“ bekam Gentz einesteils Verbindungen mit den Regierungskreisen Englands und erhielt infolgedessen bald bedeutende Rimessen (im Juni 1800 bereits 500 Pfd. Sterl., gegen Ende des Jahres abermals 100 Pfd. Sterl., sodaß er mehr und mehr zum bezahlten Lobredner der englischen Politik wurde)*), anderenteils gewann er Anknüpfungen mit Österreich, mit Hülfe deren er, nachdem sich noch einige mächtige Gönner für ihn verwendet hatten, im Herbst 1802 die Stelle eines kaiserlich-österreichischen Rates zu erlangen wußte. Eine bestimmte amtliche Thätigkeit wurde ihm aber nicht zugewiesen; es hieß in seinem Bestallungsschreiben nur: „Fahren Sie fort, durch Ihre dem Wohle unseres deutschen Vaterlandes gewidmeten Schriften den Dank der Zeitgenossen und der Nachwelt zu verdienen.“

Gentz warf sich daher mit dem Leichtsinn, der ihn stets gekennzeichnet hat, zunächst voll Behagen in die Flut der Wiener gesellschaftlichen Vergnügungen und suchte das Leben so reichlich wie möglich zu genießen; daneben entwickelte er eine große Korrespondenz, besonders mit englischen Politikern, und schrieb einige politische Broschüren und Denkschriften, in denen er eine Koalition Österreichs mit Preußen empfahl. Seinen Haß gegen die französische Revolution hatte er mittlerweile auf den „Sohn der Revolution“, den Kaiser Napoleon, übertragen. Eine sonderliche Wirkung erzielte er aber nicht. Erst als Metternich ihn zu sich heranzog, begann seine Glanzzeit. Doch haben die Zeitgenossen seine Mitarbeit an den Aufgaben der Diplomatie bedeutend überschätzt. Er war ein glänzender Stilist, der sich bei Manifesten und Sitzungs-Protokollen vorzüglich bewährte; einen wirklichen Impuls hat er aber dem politischen Leben nie gegeben. Fast immer blieb er bloß Werkzeug, und darum darf er schließlich nur

*) Mendelssohn-Bartholdy, S. 22.

das Verdienst in Anspruch nehmen, „den Ereignissen seinen Stil gegeben zu haben“.*)

Immerhin war es gewiß zunächst ein ganz glücklicher Griff, daß Metternich bei der Gründung einer neuen Zeitung den stil- und geschäftsgewandten Gentz zu sich heranzog. Als er Gentz fragte, ob man die gewünschte große Zeitung nicht am einfachsten dadurch schaffen könne, daß man die amtliche „Wiener Zeitung“ in entsprechender Weise umgestalte, riet ihm dieser ab und schlug ihm in einem Exposé vor, an Stelle der bisherigen „Wiener Zeitung“ zwei in Stoff und Form ganz von einander verschiedene Blätter treten zu lassen:

„1. Eine Hof-Zeitung, im eigentlichen Sinne des Wortes, welche alle die Artikel, die in der jetzigen „Wiener Zeitung“ über der Linie stehen, außerdem alle offiziellen Bekanntmachungen der verschiedenen Staats-Behörden und was die Regierung sonst unter ihrer unmittelbaren Leitung und Verantwortlichkeit dem Publikum zu wissen thun will, enthielte, von welcher aber politische Neuigkeiten, Auszüge aus anderen Blättern u. s. f. vollständig ausgeschlossen sein müßten. Mit dieser Zeitung würden dann auch die bisherigen Intelligenz-Blätter verbunden. Für die Bewohner der Monarchie bliebe sie so ein unentbehrliches Bedürfnis, und ihr Absatz würde ungefähr derselbe bleiben, wie der der jetzigen „Wiener Zeitung“; sie müßte übrigens ihre eigene Direktion, Redaktion und Ökonomie behalten.

2. Ein politisches Blatt, nach dem Modell der besten politischen Zeitung geordnet, unter einem einfachen, anspruchslosen Titel, von der Regierung befördert, kontrolliert und geleitet, ohne daß sie sich öffentlich dazu bekennen dürfte. Von diesem Blatte müßte weiter alles, was die Hof-Zeitung und die ihr zugehörenden Intelligenz-Blätter liefern, ausgeschlossen sein. Es müßte ebenfalls seine eigene, sehr sorgfältig gewählte Direktion, Redaktion und Ökonomie haben.“**)

---

*) Eugen Guglia, Friedrich von Gentz. Wien 1901. S. 287—294.

**) Klinkowström, Aus der alten Registratur der Staatskanzlei. Wien 1870. S. 40.

Von diesem Vorschlage acceptierte Metternich den Punkt 2, aber er machte sich die Mühe mit der Gründung eines politischen Blattes etwas leichter; er erwarb einfach den „Oesterreichischen Beobachter", der schon seit dem 1. März 1810 erschien, und gestaltete ihn mit Hülfe von Gentz entsprechend um. An die Spitze des Blattes stellte er den Romantiker Friedrich Schlegel, der als rein litterarische Persönlichkeit dem Blatte einen möglichst harmlosen Charakter aufdrücken sollte. In Wahrheit besorgte aber Schlegel nur den litterarischen Teil der Zeitung, während die Redaktion des politischen Teiles von der k. k. geheimen Hof-, Haus- und Staatskanzlei ausging. Nach einem Jahre trat Schlegel auch schon wieder von der Zeitung zurück, worauf Josef Anton Edler von Pilat, bisher Privatsekretär Metternichs, die gesamte Redaktion übernahm. Die Instruktionen Pilats gingen dahin, den „Beobachter" vor allem so zu redigieren, daß er nicht dem Verdachte eines einfachen Regierungsblattes verfalle. Der Redakteur dürfe sich daher eine gewisse Freimütigkeit des Urteils herausnehmen, eine „offene, jedoch bescheidene" Sprache führen, sich „Raisonnements über politische Angelegenheiten" und, um der Streitlust des Publikums Rechnung zu tragen, selbst „Ausfälle gegen auswärtige Zeitungen", dafern selbe nur „die Grenzen der Anständigkeit nicht überschreiten", erlauben.*) Mit der Zeit aber wurde von diesem ursprünglichen Programm gar manches abgeschwächt. Die beabsichtigte „Freimütigkeit" und „Offenheit der Sprache" ging mehr und mehr verloren, nur die „Bescheidenheit" und „Anständigkeit" blieb. Die Selbständigkeit Pilats wurde besonders durch Metternichs beständiges gewaltsames Eingreifen sehr geschmälert; jedes Blatt mußte, wie sich Wurzbach „von einer Seite" versichern ließ, dem Staatskanzler vorgelegt werden, worauf dieser wegstrich, hinzusetzte und änderte, wie es ihm beliebte, auch wohl am Rande des Bürstenabzuges seine Bemerkungen machte.**)

---

*) Frhr. v. Helfert, Die Wiener Journalistik im Jahre 1848. Wien 1877, S. 11.

**) Biogr. Lex. XXII, S. 283. Dabei sei noch bemerkt, daß die unter dem 10. September 1810 veröffentlichten, scheinbar sehr liberalen „Vorschriften für die Leitung des Zensurwesens und für das Benehmen der Zensoren" sich

Während man so vor den Augen des großen Publikums das eigentliche Wesen des „Beobachters" verschleierte, hielt man es doch für angebracht, die österreichischen Gesandten und politischen Agenten im Auslande über den wahren Charakter des Blattes aufzuklären. An diese wurde ein Zirkular versandt, in welchem ganz offen gesagt wurde: „Der Zweck dieses Blattes ist, als halb offizielles Journal zu dienen und uns einen ausgedehnteren Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewähren, als uns dies die engen Grenzen der Hofzeitung erlauben. Das neue Blatt, welches scheinbar bloß unter den gewöhnlichen Gesetzen der Zensur steht, ist in der That nur von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten abhängig." *)

Die meisten Artikel von Bedeutung lieferte Gentz; besonders als 1813 der Sturz Napoleons erfolgte. Wahrscheinlich verfaßte er sie immer erst nach Rücksprache mit Metternich, denn sie atmen ganz dessen Geist. Wie der Staatskanzler, so wollte auch Gentz, trotz seines Hasses gegen Napoleon, diesen zunächst noch auf dem Throne erhalten wissen. Er führte im „Beobachter" aus, die Wiederherstellung der Bourbonen hieße die leidige Theorie von der Volkssouveränität anerkennen. Die Bourbonen würden eine Allianz mit Rußland suchen müssen; eine solche Allianz zu verhindern, sei aber „der Kardinalpunkt im ganzen System der europäischen Politik." Ganz dieser Überzeugung gemäß hemmte er denn auch als Zensor in Wien so viel wie möglich die Flut von Satiren, Spottgedichten, Flugschriften und Zeitungsartikeln, die jetzt überall hervorquoll, derselbe Gentz, der noch vor kurzem nicht genug Worte zu Schmähungen Napoleons hatte finden können.**)

Als dann aber Napoleon nicht mehr zu halten war, voltigierte er im Umsehen zu den Bourbonen hinüber und vertrat nun vom

---

nur auf Bücher und Brochüren, aber nicht auf die Tagespresse bezogen und im übrigen auch nur Blendwerk waren. Für die Zensoren der Zeitungen waren gleichzeitig Instruktionen ausgearbeitet worden, die mit den „Vorschriften" im direkten Widerspruch standen. Vergl. Winckler, Die periodische Presse Österreichs. Wien. 1875, S. 59.

*) v. Helfert, S. 11.

**) Guglia, S. 247.

Ende Dezember 1813 ab mit allem Eifer deren Interessen im „Beobachter“. Mit seiner ganzen Beredsamkeit wandte er sich u. a. gegen die Zurücknahme von Elsaß und Lothringen. Eine solche Schmälerung des französischen Territoriums hieße die Bourbonen von vornherein unmöglich in Frankreich machen und einen Ausgangspunkt für neue Revolutionen und neue Kriege schaffen. Zugleich notierte er in seinem Tagebuche:

Vendredi 30 Decembre: Diné chez Talleyrand. Il me remet un cadeau magnifique (24,000 florins) de la part du roi de France.

„So erfassen wir“, bemerkt hierzu Karl Mendelssohn-Bartholdy, „den unerquicklichen Grund der Gentzschen Politik seit 1813 in flagranti“; wir erkennen aber auch zugleich im grellsten Lichte die ganze Nichtswürdigkeit der Grundsätze, mit denen die einzige große österreichische Zeitung der in Rede stehenden Epoche geleitet wurde.

---

2. Die österreichischen Provinzblätter. Die amtlichen Landeszeitungen. Sie dürfen nur aus der „Wiener Zeitung“ schöpfen. Ihr kläglicher Inhalt. Der Zeitungsstempel. Der doppelte Druck hemmt jede Entwicklung der Provinzpresse.

Sah es schon mit den beiden Zeitungen in der Reichshauptstadt traurig aus, so stand es um die Presse in den deutschen Erbländern noch viel schlimmer. Dort durften nur amtlich berufene Landeszeitungen in den Landeshauptstädten erscheinen. In anderen Orten wurde die Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung, mochte das Bedürfnis auch noch so dringend sein, nicht erteilt, und zwar zunächst aus dem einfachen Grunde, weil sich dort keine Regierungsbehörde zur obersten Aufsicht befand.

Von diesen Landeszeitungen — es waren sechzehn an der Zahl — seien nur genannt: die „Prager Zeitung“ (erschien seit 1744 und führte anfangs den Titel „K. k. priv. Prager Ober-Postamts-Zeitung“), die „Brünner Zeitung“ (seit 1751), die „Linzer Zeitung, Organ des Interessantesten der Gegenwart“ (seit 1752), die „Klagenfurter Zeitung“ (seit 1777), die „Laibacher

Zeitung" (seit 1778), die „Grätzer Zeitung" (seit 1785), die „Lemberger Zeitung" (seit 1786), die „Troppauer Zeitung" (seit 1788) und der „Feldkircher Anzeiger" (seit 1808).

Alle diese Landeszeitungen durften nur aus einer Quelle schöpfen, der amtlichen „Wiener Zeitung". Da die Zensurvorschriften vom 10. September 1810 nicht auch für die Tageszeitungen galten, so bestand für sie nach wie vor die Verordnung vom 16. April 1803, „daß man den Zeitungsschreibern in den österreichischen Staaten nicht gestatten solle, von inländischen Staatseinrichtungen und überhaupt von Regierungsgeschäften eher eine Erwähnung in Zeitungsblättern zu machen, als es ihnen entweder von Landesstellen aufgetragen wird, oder etwas davon in der „Wiener Zeitung" enthalten ist". Daher sahen sich denn diese österreichischen Provinzzeitungen zum Verwechseln ähnlich, „wie uniformierte Waisenkinder, die von fremden Gaben notdürftig ihr Leben fristen". Von dem so mannigfachen Kulturleben in den verschiedenen Teilen der Monarchie fand sich in diesen Blättern kaum eine Spur: „der Walache denkt und fühlt hier ebenso wie der Lombarde, der Deutsche wie der Magyar, dieser wie der Slave, alle zeigen denselben Kulturstand, dieselbe Gesinnungslosigkeit."*) Die Zeitungen wurden dadurch, wie Winckler sagt, zu einem Zerrbild ihrer selbst. Zu Konflikten mit den französischen Gewalthabern gab dieser ärmliche Inhalt natürlich keine Veranlassung.

Doch auch noch ein anderer Druck lastete auf diesen armen Zeitungen, der des Zeitungsstempels. Am 7. September 1791 war diese lästige Abgabe einmal abgeschafft worden, aber vom 1. Januar 1803 ab wurde sie infolge eines Patentes vom 5. Oktober 1802 aufs neue erhoben und sollte nun bis zum 1. Januar 1900 bestehen bleiben. Das Patent setzte für alle inländischen Zeitungen, die nicht einen ganzen Bogen im Umfange hatten, einen halben Kreuzer, für alle übrigen inländischen, sowie für alle ausländischen Blätter, die in weniger als einem ganzen

*) Adolf Wiesner, Denkwürdigkeiten der österreichischen Zensur. Stuttgart 1847, S. 337.

Bogen erschienen, einen Kreuzer, und für alle ausländischen Blätter, die in einem ganzen Bogen oder darüber erschienen, zwei Kreuzer für jedes Exemplar einer jeden Nummer als Zeitungsstempel fest. Erschien also eine Zeitung täglich in einer Auflage von 6000 Exemplaren, so hatte der Verlag täglich an den Staat 6000 Kreuzer = 100 Mark zu entrichten, bei 300 Arbeitstagen also 30000 Mark jährlich. Unter diesen Umständen vermochte sich denn auch in Österreich, besonders aber in den Provinzen, ein reicher ausgestattetes Preßwesen nicht zu entwickeln; es blieb zwerghaft und kümmerlich. Große politische Provinzblätter, wie sie in Deutschland in der „Kölnischen Zeitung", der „Frankfurter Zeitung", der „Weser-Zeitung" rc. entstanden, konnten in Österreich nicht emporkommen, und während am Ende des neunzehnten Jahrhunderts Preußen über 600 und das deutsche Reich rund 1220 Tagesblätter besaß, hatte Österreich nur 84 und Österreich-Ungarn nur 138 aufzuweisen, also noch nicht einmal so viel wie Sachsen und Württemberg.

Dieser Mangel hat natürlich viele schlimme Folgen nach sich gezogen. Das öffentliche Leben in Österreich entwickelte sich viel langsamer als in Mittel- und Norddeutschland, und die Klärung der politischen Ansichten vermochte sich nicht so allgemein zu vollziehen, wie es im modernen Staate wünschenswert, ja notwendig ist. Es braucht nur auf die verworrenen parlamentarischen Verhältnisse hingewiesen zu werden, die genügend darthun, wie gering die politische Bildung im allgemeinen noch heute in Österreich ist. Die vielen Kalamitäten, mit denen die österreichischen Staatsmänner fortwährend im Parlamente ringen müssen, sind zum großen Teil die Folgen von jenen gewissenlosen Unterdrückungen, die das österreichische Zeitungswesen in früheren Zeiten erfuhr.

Sechstes Kapitel.

Die Zeitschriften in der napoleonischen Epoche.

1. Die Zeitschriften für die universelle Bildung. Das antiromantische Cottasche „Morgenblatt“. Die schwäbischen Dichter wenden sich gegen die Zeitschrift. Die Fehde mit den Heidelberger Professoren. Goethe und das „Morgenblatt“. Voigt über die Zeitschrift. Der „Phöbus“ von H. v. Kleist und Adam Müller. Wird mangelhaft redigiert. Greift Goethe an. Stirbt kläglich dahin. Die „Zeitung für Einsiedler“, herausgegeben von Arnim. Eichendorff über sie. Von Görres charakterisiert. Die großen Versprechungen werden nicht eingelöst. Wird vom „Morgenblatt“ verspottet. Fouqués „Musen“. Das „Pantheon“. Bäuerles „Wiener Theaterzeitung“.

In dem Kriegstumulte, von dem die Zeit von 1806 bis 1814 fast ununterbrochen erfüllt war, herrschte im großen Publikum natürlich nur wenig Neigung, sich zum Lesen längerer Abhandlungen zu sammeln. Bei der Gedrücktheit des Gemütes besaß die große Mehrzahl des Volkes auch gar nicht mehr die nötige Elastizität, um schwierigeren Gedankengängen zu folgen. Zudem fand sie ja auch nicht das in den Journalen, wessen das Herz voll war; eine tyrannische Zensur strich alles, was nur irgendwie die Not der Zeit berührte. Und endlich verbot die allgemeine Verarmung, die von Jahr zu Jahr zunahm, größere Ausgaben für Zeitschriften, sodaß die Journallitteratur in dem zu betrachtenden Zeitabschnitte beständig zurückging. Die älteren Zeitschriften, Wielands „Mercur“, das „Archiv der Zeit“, „London und Paris“, der „Freimüthige“, hatten entweder, wie wir gesehen haben, ihr Erscheinen bereits eingestellt, oder sie siechten einem sicheren Tode entgegen, und die

neuen Erscheinungen waren nicht besser daran; nur ein einziges Journal von Bedeutung rang sich zu einem längeren Leben durch, das „Morgenblatt“, weil hinter ihm der energische Johann Friedrich Cotta stand, der es mit fester Hand an allen Klippen vorbeiführte.

Das „Morgenblatt für gebildete Stände“, das mit Ausnahme des Sonntags täglich in Quart erschien, zunächst in Tübingen, von 1810 ab in Stuttgart, entwickelte sich aus einem Plane, der in seiner Großartigkeit durchaus eines Cotta würdig war, aber bei der Ungunst der Zeiten über die ersten Anfänge nicht hinaus kam. Cotta wollte eine Art Revue der gelehrten, litterarischen, artistischen und merkantilischen Bestrebungen und Fortschritte der ganzen Welt schaffen, doch sollte der besseren Handlichkeit wegen für jedes Kulturland ein eigenes Heft allmonatlich erscheinen, und so kamen denn seit dem Jahre 1800 „Englische Miscellen“, sodann von 1803 ab „Miscellen aus Frankreich“ und nach 1804 „Italienische Miscellen“ im Cottaschen Verlage heraus. Der Erfolg war aber so gering, daß Cotta seine Idee nicht weiter verfolgte und die drei Unternehmungen 1807 in eins verschmolz, diesem einen allgemeineren Charakter gab und es „Morgenblatt für gebildete Stände“ nannte.

Die Zeitschrift war also Cottas eigenste Schöpfung; der Redakteur, den er dafür engagiert hatte, Friedrich Christoph Weißer, arbeitete nur nach seinen Informationen. Immerhin war Weißer ein Schriftsteller von gewisser Bedeutung, der auch in der Gesellschaft einen nicht unbedeutenden Rang einnahm. Geboren 1761 zu Stuttgart, wurde er 1807 Obersteuerrat bei dem ersten Departement der königlichen Oberfinanzkammer daselbst und später Oberfinanzrat. Im Jahre 1822 trat er mit dem Titel eines Staatsrates in den Ruhestand und starb 1836 in Stuttgart. Seine poetischen Schriften bestehen hauptsächlich aus Sinngedichten, Satiren, Fabeln, epigrammatischen Tändeleien und kleinen Lustspielen. Alles ist aber recht nüchtern und noch ganz in dem alten, nicht selten gezierten Stile des achtzehnten Jahrhunderts. Ein Mann der alten Schule und des alten Geschmacks war aber Cotta ganz recht; die Romantiker, die sich jetzt mit

aller Gewalt den deutschen Parnaß erobern wollten und so viel Lärm machten, hatten seinen Beifall nicht, und er war darum auch bestrebt, dem „Morgenblatte“ eine gewisse antiromantische Färbung zu geben. Damit zog er sich aber nicht nur das Mißfallen der Romantiker, sondern auch — wenigstens zunächst — das der schwäbischen Dichter Uhland, Kerner, Karl Mayer u. a. zu, die damals noch ganz im Banne der Romantiker standen, und mußte es leiden, daß sie ihren Spott am „Morgenblatte“ ausließen. Allerdings nur handschriftlich gaben sie ein „Sonntagsblatt für ungebildete Leser“ heraus, zu dem Uhland einen einleitenden Artikel „Über das Romantische“ im Tone Weißers schrieb, und in welchem es hieß: „Nun so lasset uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!“ Später wurde dann das „Morgenblatt“ unter Hauffs und Schwabs Leitung das Hauptorgan der schwäbischen Dichter.

Um möglichst vielseitig zu sein, brachte das Blatt neben Novellen und Abhandlungen mannigfachster Art, auch touristische Plaudereien; bereits im Jahre 1807 begann es damit und veröffentlichte „Bruchstücke aus einer Reise durch Deutschland“, die sich jedoch nur mit Heidelberg, besonders mit den litterarischen Interessen der Universitätsstadt, beschäftigten. Der Name des Verfassers war nicht genannt.

Es wurden in diesen „Briefen“, deren acht erschienen, die Zustände und Verhältnisse Heidelbergs nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet, und dabei ergab sich kein besonders vorteilhaftes Bild. Man neige in der schönen Neckarstadt zu sehr dem behaglichen Lebensgenusse statt der strengen Arbeit zu, meinte der Briefschreiber; dann tadelte er die schlechten Zustände der Bibliothek, die geschäftsmäßige Übersetzerbetriebsamkeit und dergleichen handwerksmäßige Buchmacherei, belächelte die Erziehungstheorieen des Kirchenrats Schwarz und bemängelte noch manches andere. Aber das alles doch in einem anständigen Tone. Um eine Probe zu geben, sei folgende Stelle zum Abdruck gebracht:

„Allerdings rühmt sich Heidelberg mehrerer berühmter Namen bey seiner Universität, und unverkennbar ist das Streben, diesen

Ruhm zu behaupten. Die Professoren sind fleißig in ihrem eigentlichen Berufe und auch als Gelehrte, und mit wenigen Ausnahmen hat das, was von hier ausgeht, Wert. Auch die mit der Universität verbundenen Anstalten, das philologische und pädagogische Seminar, das Forst- und Landbau-Institut, das Klinikum u. s. w. sind in dem besten Zustande, sowie denn auch gegenwärtig an einer neuen Organisation des Gymnasiums sehr thätig gearbeitet wird. (Vorher hatte der Verfasser Heidelberg allerdings als ein Capua geschildert.) — Mit Hülfsmitteln ist es ziemlich schlecht bestellt. Die Bibliothek ist unbedeutend, außer im Fache der Staatswirtschaft, welches durch die Bibliothek der ehemaligen Kameralschule einen bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Das philologische Fach ist noch mit am besten, nur von neuerer Litteratur muß man hier durchaus nichts suchen. Dabey ist die Bibliothek noch nicht geordnet, sondern wird in einem nicht unansehnlichen Lokale in dem Universitäts-Gebäude nur erst provisorisch aufgestellt, um dann einen Catalogus fertigen zu können. Alle Bibliotheken im Großherzogthume haben jetzt den Auftrag, ihre Doubletten gegen einander auszutauschen und aus ihrem Überflusse dem gegenseitigen Mangel abzuhelfen. Für Heidelberg fehlt es an Fonds. — So ist auch der technologische Apparat unter aller Kritik; der physikalische soll vorzüglicher seyn. — Die Buchladen sind gleichfalls nur mittelmäßig versehen. — Ein lobenswürdiges Institut ist die Lesegesellschaft der Buchhändler Mohr und Zimmer, wo man für ein mäßiges Abonnement nicht nur die vorzüglichsten Zeitungen, Tageblätter und Journale — deutsche und französische — vorfindet, sondern diese auch nachher heftweise ins Haus geschickt erhält. — Jedoch ist dies nur der Fall für die Jahresabonnenten; der Fremde, welcher monatlich einen Gulden bezahlt, hat nur den Zutritt in die Gesellschaft selbst. Leider ist auch hier die Unart ziemlich eingerissen, die ausliegenden Journale und Schriften einzustecken und Tage, ja Wochen lang bey sich zu behalten."

Diese Kritik rief in Heidelberg eine Entrüstung sondergleichen hervor, die für uns heute schwer zu verstehen ist und sich nur

dadurch erklärt, daß vor hundert Jahren noch eine weit größere Empfindlichkeit gegenüber dem gedruckten Worte herrschte, und daß die Journale damals noch einen erheblich stärker tönenden Resonanzboden besaßen. Fast die ganze gelehrte Welt von Heidelberg erhob sich und erließ in der Nr. 98 des „Rheinischen Bundesblattes" *) folgende Erklärung:

„Die Unterzeichneten, ergriffen von dem Gefühle der höchsten Indignation über die immer mehr zunehmende Klatscherei in den deutschen Journalen, glauben endlich einmal zur Sprache bringen zu müssen, was schon so lange alle rechtlichen Menschen empört, und wollen, indem sie den öffentlichen Ankläger einer neuesten Versündigung dieser Art machen, wenigstens versuchen, ob dem fressenden Übel nicht noch einigermaßen Einhalt gethan werden könne. Nachdem sie daher die Briefe über Heidelberg, die in Nr. 277, 279, 296 und 298 des Morgenblattes abgedruckt sind, gelesen haben, erklären sie nach Pflicht und Gewissen, und auf ihre Ehre, ohne sich jedoch, weder jetzt noch irgend je, auf weitere öffentliche Erklärungen darüber einzulassen, alle jene feindseligen, hämischen Insinuationen, die darin gegen mehrere hiesigen Institute enthalten sind, für entweder boshafte oder sinnlose, auf jeden Fall völlig grundlose Verläumdungen, und was sonst über Personen und Örtlichkeiten vorkommt, für alberne, abgeschmackte Klatschereien; sie erklären ferner den Verleger und die Redaktion dieses Blattes als Hehler und Pfleger der Verläumdung, auch für Theilnehmer an dem Schimpfe, mit welchem die öffentliche Meinung solche Sündhaftigkeit brandmarkt, wenn sie sich nicht durch Auslieferung des Verläumders an die allgemeine Verachtung lösen werden. Sie haben übrigens zu allen Ehrenmännern unter den deutschen Schriftstellern das Vertrauen, daß sie nicht länger durch ihre Teilnahme Institute unterstützen werden, die allein berechnet auf den schlechtesten

*) Ein Lokalblatt, das seit dem 1. Juli 1807 in Heidelberg erschien.

Grundzug im Charakter der Nation, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auch allein die Herbergen des litterarischen Pöbels sein und bleiben sollten.

Heidelberg, den 13. December 1807.

C. Daub, Kirchenr. u. Professor. De Wette, Prof. d. Theologie. F. Wilken, Prof. d. Geschichte. J. Fries, Prof. d. Philosophie. Fr. Creuzer, Hofr. u. Prof. d. Philologie. A. Boeckh, Prof. d. Philologie. Wolf, Kirchenrath, Special-Superint. u. erster evang.-luth. Stadtpfarrer. Marheinecke, Prof. d. Theol. Ackermann, geh. Hofrath und Prof. d. Medicin. Kastner, Prof. d. Chemie. A. Schreiber, Prof. d. Aesthetik. C. Zimmermann, Doktor. Schelver, Prof. d. Medicin. J. J. Loos, Prof. d. Medicin. Arndt, russ. kais. Hofrath. Görres, Prof. Baehr, Inspektor u. evang.-reformirter Pfarrer zum Heil. Geist. Kayser, Doctor der Philosophie." *)

Darauf erfolgte natürlich sehr bald eine Antwort, und sie fiel ebenso kräftig aus, wie die Erklärung. Alle Beklagten, der Verfasser, der Redakteur und der Verleger, traten hervor. Der Verfasser, der sich als der Schriftsteller G. Reinbeck in Mannheim bekannte, bezeichnete die Anklage als eine unverschämte Verleumdung und forderte die Unterzeichner zum Gegenbeweise auf. Die Akten lägen vor den Augen des Publikums, das die tiefste Indignation über ein so unerhörtes Verfahren rechtlich sein wollender Männer, welche ohne Gründe, bloß durch ihre Autorität einen ihrer Meinung nach Wehrlosen moralisch morden wollen, gewiß mit dem Verfasser teilten. Wenn der Gegenbeweis nicht erfolge, werde die Unterzeichner der Erklärung als falsche,

*) Verfasser der Erklärung war Görres, wie aus einem Briefe von Heinrich Voß an Schillers Witwe vom 23. Dezbr. 1807 hervorgeht. Görres sei besonders durch zwei beißende Epigramme im „Morgenblatte" zu diesem Ausfalle gereizt worden. Vergl. Charlotte von Schiller und ihre Freunde, Bd. 3, S. 235.

boshafte Ankläger die gerechte öffentliche Verachtung treffen. Der Redakteur sprach sich in ähnlicher Weise aus und forderte ebenfalls Beweise. Dann aber trat Cotta hervor, umgürtet mit dem stolzen Selbstbewußtsein, der erste Verleger Deutschlands zu sein.

„Wer die obige Erklärung der ehrenvollen achtzehn Männer unpartheyisch liest", begann er, „und jene Briefe im ‚Morgenblatte' damit vergleicht, wird finden, daß sie, der finstersten Zeiten würdig, eigentlich nur mit einem verachtenden Stillschweigen hätten beantwortet werden sollen, und daß ich als Verleger des ‚Morgenblattes' mich mit der Gegen-Erklärung des Herrn G. Reinbeck begnügen könnte. Allein wenn man bedenkt, daß Männer von sonst achtbarem Namen sich nicht scheuen, auf solche Art aufzutreten und sich gegen die öffentliche Prüfung öffentlicher, dem Publikum angehörender Anstalten zu erheben: so wird man erkennen, daß ein solches Benehmen gegen das Heiligste der Menschheit nicht ungeahndet gelassen werden kann."

Er betont dann ebenfalls, daß die Angaben in den „Briefen" auf Wahrheit beruhen, und kommt schließlich zu der Stelle der Erklärung, die ihn persönlich ja am meisten verletzen mußte, zu der Aufforderung an „alle Ehrenmänner unter den deutschen Schriftstellern", künftig nicht mehr solche Institute zu unterstützen, die, jeglicher Gemeinheit fröhnend, auf den schlechtesten Grundzug im Charakter der Nation berechnet seien und auch allein die Herbergen des litterarischen Pöbels sein und bleiben sollten.

Dies dem Verleger Goethes und Schillers! Man empfindet ordentlich, wie hier der stolze Mann, seine Erregung bemeisternd, noch einmal tief Atem holt. Dann beginnt er:

„Ich gestehe gern, daß keine der vielen Erfahrungen meines Lebens mich so tief schmerzt, wie diese. Nicht als fürchte ich irgend eine Folge von dieser Aufforderung an die Ehrenmänner unter den deutschen Schriftstellern — mögen diejenigen, die sich ihr schmiegen, nur immer ferne bleiben —, sondern weil ich bei dem Bewußtsein, in allen meinen Unternehmungen auf etwas Schönes und Edles hinzustreben, mit Freude und frohem Muth einem jeden wahrhaften Ehrenmanne, der mich und meine Hand-

lungsweise kennt, ein Zeugniß meines Bemühens in meinem Wirkungskreise abfordern und erwarten darf, daß jene Erklärung in einem empörenden Contrast mit diesem Zeugnisse stehen werde;

weil unter den Unterschriebenen sich Personen befinden, denen ich persönlich bekannt bin, und die schlechterdings anders von mir denken müssen, als jener Schluß ausdrückt;

weil" (er führt noch an, daß er persönliche Kränkungen stets vermieden und Widerrufe jederzeit aufgenommen habe) — worauf er schließt:

„Mögen Neider und Gegner jeder Art meine Institute .... auf's ungerechteste tadeln, ich werde dem ungeachtet meinen Weg nach wie vor gehen. Die Beruhigung ließen sie mir wenigstens, daß sie noch so viel Achtung für die Wahrheit hatten, mir nie Beweggründe unterzuschieben, deren nur die gemeinste Natur fähig sein kann. Die meinigen sind von der Art, daß ich ruhig auf sie zurücksehen und mich damit trösten darf, daß es edle Männer (auch in Heidelberg) gibt, welche dieselben nach der Wahrheit zu würdigen wissen. Mögen andere anders davon denken; das Gute behält ewig seine Rechte.

Cotta."

Eine Antwort erfolgte auf diese Zurechtweisung nicht; die Herren in Heidelberg mochten wohl einsehen, daß es nicht angebracht war, sich mit dem energischen Cotta weiter in eine Fehde einzulassen. Und Cotta selbst zeigte auch sehr bald, daß er sich durch die „Heidelberger Achtzehner", wie Heinrich Voß sie nannte, nicht im geringsten hatte beirren lassen; er nahm sogar G. Reinbeck zusammen mit dem Epigrammatiker J. Ch. F. Haug 1808 in die Redaktion des „Morgenblattes". Gleichfalls wirkungslos blieb die Aufforderung der Heidelberger, dem „Morgenblatte" nichts mehr einzusenden. Das Gegenteil trat ein; alle Schriftsteller von Namen suchten nach und nach eine Verbindung mit ihm, sodaß es bald im Mittelpunkte des litterarischen Lebens stand.

Für Goethe wurde das „Morgenblatt" sofort dadurch wichtig, daß Cotta in nachdrücklicher Weise hier die neue zwölfbändige Ausgabe der Werke des Dichters wiederholt anzeigen ließ. Bereits unter dem 27. Februar 1807 erfolgte die Mit-

teilung von dem Erscheinen der ersten Lieferung; am 29. April konnte gemeldet werden, daß schon die ersten vier Bände fertiggestellt seien; dabei wurde bemerkt, daß „der berühmte Verleger daran gehandelt und gearbeitet habe wie ein edler Mann". Vom 12. bis 25. Mai 1808 wurde sodann die ganze Ausgabe in einem ausführlichen Artikel, der durch sechs Nummern lief, gewürdigt. Später wurde auch in gleicher Weise das Erscheinen der „Wahlverwandtschaften" (4. Sept., 2., 25. u. 26. Dez. 1809) und der Selbstbiographie des Dichters „Aus meinem Leben" (28. u. 29. Febr. 1812) angezeigt.

Doch erhielten auch alle anderen litterarischen Erscheinungen ihre Berücksichtigung, sodaß das Blatt immer ein treuer Spiegel der litterarischen Ereignisse war, und der Geheimrat Voigt in Weimar gewiß nur das allgemeine Urteil aussprach, als er unter dem 2. Dezember 1809 an Böttiger in Dresden schrieb: „Das Morgenblatt ist eins der seltenen Ephemeren, das mehr hält, als es versprach; ich kenne keins, das so zu einer Frühstücks- und Toilettenunterhaltung für einen litterarischen Mann geeignet wäre. Einige schlechte Verse müssen dabei sein. Einer Menge Leser gefallen diese am besten. Aber auch sehr viel Gutes dieser Art ist aufgestellt worden."

Unmittelbar, nachdem das „Morgenblatt" ins Leben getreten war, begann in Dresden noch ein zweites Journal von ähnlichen Tendenzen zu erscheinen, aber in eleganterem Gewande und mit Kupfern geziert. Zudem waren die Herausgeber zwei begabte junge Leute, die bereits von sich hatten reden machen. Das Blatt nannte sich „Phöbus. Ein Journal für die Kunst" (im weitesten Sinne), und die Herausgeber waren Heinrich von Kleist und Adam Müller. Kleist wollte den der Poesie gewidmeten Teil und Adam Müller den für die Philosophie und Kritik bestimmten redigieren; außerdem war der Maler Hartmann für die bildende Kunst und die beizugebenden Kupfer gewonnen. Die erste Anregung zur Gründung des Journals hatte Kleist von dem alten Körner, dem bekannten Freunde Schillers, erhalten, die materiellen Mittel waren durch Kleists immer hülfsbereite Schwester Ulrike und die Freunde Rühle und Pfuel herbeigeschafft

worden. Litterarische Beihülfe sagte sogar Goethe zu, „sobald es Zeit und Gesundheit erlauben", ferner versprachen sie Tieck, die Schlegel, Wieland, Johannes von Müller, Gentz und viele andere. So durfte denn die neue Zeitschrift mit vielen Hoffnungen ihren Lauf mit dem Jahre 1808 antreten; allein es fehlte die richtige leitende Hand. Schon nach dem ersten Hefte schrieb Dora Stock, die Schwägerin Körners, an einen Verwandten, sie fürchte, der „Phöbus" werde nicht länger als ein Jahr leben. „Jetzt schon wird er weder mit Vergnügen erwartet, noch mit Interesse gelesen. Und doch wollen diese Herren an der Spitze der Litteratur stehen und alles um sich und neben sich vernichten."

Dieses strenge Urteil war nur zu sehr begründet und sollte auch für die weiteren Hefte zu Recht bestehen bleiben. Zunächst war es Kleist, der sich nicht als geeignet erwies, ein solches Blatt, das doch für einen großen Leserkreis mit sehr verschiedenem Geschmacke bestimmt war, zu leiten. Er füllte die Spalten mit Fragmenten seiner Stücke und Novellen, die er zwar „organisch" nannte, aber die doch immer nur abgerissene Teile waren, welche kein tieferes Interesse bieten konnten. Andere Beiträge wie „Die Marquise von O...." verletzten den empfindsameren Leserkreis; Scherze, wie sie K. F. G. Wetzel bot, waren des Blattes unwürdig. Das alles schadete aber der Zeitschrift noch nicht so sehr, wie die Stellung, die Kleist alsbald Goethe gegenüber einnahm. Dieser hatte sich abfällig über Kleists Trauerspiel „Penthesilea" geäußert und durch Dreiteilung des „Zerbrochenen Kruges" einen Mißerfolg des Lustspiels auf der Bühne zu Weimar verschuldet. Darauf rächte sich der leidenschaftliche Kleist, indem er im „Phöbus" giftige Stachelverse, sogar auf Goethes Privatleben, veröffentlichte, was ihm selbst und auch seinem Blatte nur nachteilig sein mußte. Es blieben jetzt nicht nur die Beiträge von Goethe aus, auch Wieland, die Schlegel, Tieck, Gentz und Johannes von Müller sandten nichts. Aber auch Adam Müller war nicht der geeignete Mann, wie er zur Leitung des „Phöbus" sein mußte. Er langweilte die Leser mit einer weitschichtigen Abhandlung über das Schöne und mit Vorlesungen über dramatische Poesie, in denen er zu ganz unklaren Schlüssen kam. Zu alledem blieben

die Kupfer, die jedem Hefte beigegeben werden sollten, oft monatelang aus, sodaß die Abonnenten mehr und mehr unwillig wurden und sich von dem Blatte abwandten. Schon nach dem ersten Quartale suchten die beiden Redakteure das Blatt bei einem Verleger unterzubringen, der es geschickter vertreiben könne; Kleist wandte sich zunächst an Cotta und dann an Goeschen, aber beide Male vergeblich; schließlich ließ sich die Walthersche Hofbuchhandlung in Dresden bereit finden, mit dem Juliheft das Blatt fortzuführen. Darauf wurde angekündigt, daß alle Hindernisse für die Zukunft durch die Teilnahme der Frau von Staël und der Herren Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck beseitigt seien. Aber die beiden letzteren blieben auch ferner aus, und der einzige poetische Beitrag der Französin war auch kein Treffer. So starb das Blatt kläglich dahin. Nur mit Mühe und Not gelang es, das elfte und zwölfte Stück (für November und Dezember 1808) noch im Februar 1809 herauszubringen. Den Hauptinhalt hatte Adam Müller geliefert.

Die romantische Poesie war im „Phöbus" nur so im allgemeinen zum Ausdruck gekommen; ein wirklicher Hort mit fest umzäumtem Gehege sollte ihr in einem anderen Journale bereitet werden, das die enragierten Romantiker Achim von Arnim, Brentano und Görres in Heidelberg gründeten: in der „Zeitung für Einsiedler".

Josef von Eichendorff, der seit 1807 in Heidelberg die Rechte studierte und daher das Hervortreten des Journals aus nächster Nähe beobachten konnte, charakterisiert es (in seinem litterarischen Nachlasse S. 309) in folgender Weise: „Das Blatt war eigentlich ein Programm der Romantik; einerseits die Kriegserklärung an das philisterhafte Publikum, dem es feierlich gewidmet und mit dessen wohlgetroffenem Porträt es verziert war; andererseits eine Probe- und Musterkarte der neuen Bestrebungen: Beleuchtung des vergessenen Mittelalters und seiner poetischen Meisterwerke, sowie die ersten Lieder von Uhland, Justinus Kerner u. a. Die merkwürdige Zeitung hat nicht lange gelebt, aber ihren Zweck als Leuchtkugel und Feuersignal vollkommen erfüllt."

Etwas breitspuriger und in dem satirisch-bitteren Tone, den

er liebte, schildert Görres die Entstehung des Blattes in dem Nachrufe, den er 1831 in Menzels Litteratur-Blatt dem geschiedenen Freunde widmete. „Die Zeit“, sagt er dort, „in der wir uns damals in Heidelberg begegnet, war .... jene, die zunächst auf die Jenaer Schlacht gefolgt; der Ehrentempel deutscher Nation war weit aufgethan, das damals blühende Geschlecht hielt seinen feierlichen Einzug durch die offenen Pforten, und es war ein ungemein erquicklicher Anblick, dem Zuge, der auch ein Leichenzug gewesen, zuzusehen, wo Deutschland sein altes Kaisertum nicht zur Krönung, sondern zu Grabe geleitete.“ Durch diesen Zug, den die Herolde des Eroberers anführten, der gebildet war aus Vasallen und Diplomaten, den Heeren „unter fremden Fahnen dem Pfade ihrer Ehre folgend“, Poeten und Rhetoren, „die sangen und sagten die Rede von dem Weltüberwinder“, endlich den Massen des Volks — „einige tanzend und jubilierend, die meisten niedergeschlagen, schweigend und verzagt und wie betäubt“ — ging ein Raffen und Reißen um eigenen Besitz, mitten auch ein Drängen nach abfallenden Brocken, ein Biegen und Schmiegen, ein behagliches Sich-eingewöhnen in die Unterwürfigkeit, „unten endlich Stumpfheit und Gleichgültigkeit, kaum mehr eine dunkle Erinnerung in den Massen, daß es je so etwas, wie ein Vaterland, gegeben, dabei Not und Verderben überall ... Nur verhältnißmäßig wenige, durch die Menge zerstreut, schienen die Schmach zu fühlen, und wo man sie entdeckte, wurden sie als überspannte Phantasten verschrieen und angefeindet. Die Journale und Zeitungen, flach, trivial und geistlos über die Möglichkeit hinaus, wetteiferten der Mehrzahl nach in der Niedertracht .... Die Gelehrten hatten die Hände voll zu thun, die täglichen Veränderungen in Statistik, Geographie, Gesetzgebung, Politik in ihren Kompendien einzutragen, und freuten sich der gangbaren Meßartikel. Andere, die dort keine Beschäftigung gefunden, hetzten sich ab um romantische und klassische Poesie und ähnliche unschuldige Gegenstände. Wir, die wir uns an den Ufern des Neckars zusammengefunden und unseres Zeichens jenen überspannten Phantasten angehörten, hatten nicht Lust, in das fröhliche Tiriliri jener patriotischen Sangvögel einzufallen, und sahen,

daß auch manche andere gleicher Stimmung waren. In Zeiten einer allgemein herrschenden Seuche vermag der Einzelne nur wenig gegen das Verderben .... Aber wie wenig auch immer auszurichten, und wie ungleich der Kampf seyn möge, es ziemt sich nicht, ihm aus dem Wege zu gehen .... Das bedachten wir und trugen am Fuße des Jettenbüchels (d. h. in Heidelberg) ein wenig Reisig und Holz zusammen, um ein kleines Feuer dort zu zünden, an dem wir uns in der kalten, neblichten Zeit einigermaßen erwärmen könnten, und an dem der übelriechende Heerrauch, der die Sonne trübte, sich lichten und zerstreuen möchte. Das Wesen alter Zeit, wie es in den Dichtungen der Vergangenheit fortlebte, schien mit Recht Arnim am trüglichsten, um die erstarrte Gegenwart wieder einigermaßen zu erwärmen und zu beleben, und die Volkspoesie, wie sie keinem der früheren Jahrhunderte noch ihren Dienst versagt, schien auch hier willfährig sich zu bieten, um das Volk wieder zu sich selbst zu bringen."

Die erste Anregung zur Gründung der „Zeitung für Einsiedler" ging wahrscheinlich von Arnim aus, der sodann auch der Leiter des Ganzen wurde und schließlich die gesamten Beiträge noch einmal unter dem Titel „Tröst Einsamkeit" herausgab. So ist denn auch der Redakteur, der hie und da eine Notiz oder Anmerkung beifügt, niemand anders als Arnim, während in der „Gesellschaft Herausgeber", die die Ankündigung der Zeitung unterzeichnete, nur Arnim, Brentano und Görres zu erblicken sind. Wenn bisweilen noch andere, z. B. Jakob Grimm (bei Sepp, Görres und in Brentanos ges. Schriften, Frankfurt 1855, Bd. 8, S. 43), als Herausgeber mit genannt werden, so beruht dies auf einem Irrtum.*)

Die Ankündigung, welche die Herausgeber ihrem Blatte vorausschickten, hat ganz den kecken, burschikosen Ton, den die Romantiker so liebten. Sie begann: „Auf Befehl der großen Langeweile vieler sonst unnütz beschäftigter Leute, welche die Veränderungen der letzten Jahre aus ihrem Amte, Familien-Kreise, Überflusse herausgerissen, erscheint wöchentlich diese wunder-

*) Friedrich Pfaff, Arnims Tröst Einsamkeit. Freiburg i. B. 1883.

liche Zeitung. Die Lese-Kabinette als wahre Sammelplätze dieser neuen Einsiedler, welche die strenge Buße des Müßiggangs treiben, müssen sie schon kaufen, aber auch andre Leute werden wohl daran thun, welche an die Begebenheiten der wirklichen Welt gar zu persönlichen Anteil nehmen; sie werden hier Begebenheiten finden, noch viel größer und bedeutender als die uns umgebenden, Stadtgeschichten und neue Moden, die viel interessanter als die miterlebten, Theaterneuigkeiten, Akademieen, Kunst und Wissenschaften und gelehrte Familiengeschichten, wie wir das noch sobald nicht unter uns aufzuweisen haben, Erfindungen neu fabricirter Thiere, Physiologie gemachter Blumen, Entdeckungsreisen in sehr unsichere Gegenden u. s. w. Für andere Leute werden Gedichte aller Art darin stehen, und auf astronomische Beobachtungen und Gelegenheits-Gedichte ist es besonders abgesehen; sollte es durchaus verlangt werden, auch Kritiken, Idealismus und Epigramme, auch technologisch-ökonomische Erfindungen, um in sehr kurzer Zeit reich zu werden .... Kauft, ihr lieben Einsiedler, ihr Gelehrten, ferner ihr Hohe und Niedre auf Pension, insofern diese ausgezahlt wird, ihr Landprediger und Förster, Nachtwächter und Krankenwärter; wir versprechen auch im voraus Eulenspiegels Nachtblatt, euch Liebhaber rede ich aber besonders an, weil hier mehrere der ausgemachtesten Liebhaber ihr Glück und Unglück bekannt zu machen gedenken. Und wer ist einsamer als Liebende! Ihr seyd die wahren Einsiedler, für die wir schreiben; nehmt alles ernsthafter, als wir es euch sagen, und ihr werdet den wahren Sinn fassen. Wendet euch nur an die nächste gute Buchhandlung, sie wird euch sagen, daß es mit dieser Zeitung wirklich ernst sey; sie kostet jährlich 4 Rthlr. 12 gr. (8 fl. 6 kr.), sie beginnt mit dem ersten April und ist doch kein Aprilspaß. Was hättet ihr davon, wenn wir sie anpriesen als ein großes Mittel zur Beförderung der Humanität, Aufklärung, Übersetzung, Religion, Begeisterung; wollt ihr es aber, so zeigt es uns in einem gelesenen Blatte an, und wir versprechen prompte Bedienung, denn das Dramatische ist besonders unser Augenmerk. Diese Anzeige sollte eigentlich nur dienen, die ganz ernsthaften Leute stutzig zu machen, die Argwöhnischen wegen geheimer Ver-

bindungen in Verlegenheit zu setzen, die Ästhetiker aber zweifelhaft zu lassen, zu welcher Schule wir uns bekennen.“

In diesem Tone geht es noch weiter fort. Der Mund wurde dabei, wie man sieht, recht voll genommen, allein das, was nachher geboten wurde, blieb weit hinter dem zurück, was versprochen worden war. Doch wollte Arnim den humoristisch-satirischen Ton nur als geistreichen Ausputz angesehen wissen. An Tieck schrieb er: „So leicht meine Zeitung aussieht und beginnt, ich wünsche viel Ernsthaftes damit und fühle mich rein von leerer Sonderbarkeit und parteyischer Begrenztheit .... Kritik allein gestatte ich nur als Scherz oder über Zeiten, die vor unseren Augen durch veränderte Sprache und Seltenheit der Überbleibsel fast verschlossen. Neuigkeiten erscheinen ebenso nur als Scherz und mit sympathischer Tinte geschrieben, die nicht jedem erscheint.“

Hauptsächlich wollte er wohl, hebt Friedrich Pfaff hervor, durch die Darstellung der Herrlichkeit früherer deutscher Litteraturperioden den vaterländischen Sinn wieder wecken, und dabei leiteten ihn auch die reinsten und edelsten Absichten; aber um ein solches Ziel zu erreichen, mußte man doch eine weit größere Bildung besitzen, als die war, über die die drei Romantiker verfügten, es mußte auch eine viel härtere Arbeit geleistet werden, als die, zu der sich die schwärmenden Dichter bereit fanden; die Begeisterung allein thut es hier nicht.

Der Inhalt entsprach also keineswegs den Erwartungen. Die ersten Nummern brachten Gedichte von Arnim, „Denksprüche aus einer Friedenspredigt an Deutschland“ von Jean Paul, „Der gehörnte Siegfried und die Nibelungen“, eine ganz unzulängliche Arbeit von Görres. Weiterhin boten Brentano, Uhland, Kerner, Wilhelm und Jakob Grimm, Friedrich und August Wilhelm Schlegel, Christian Schlosser, Zacharias Werner, Fouqué u. a. Beiträge dar, aber nichts war wirklich bedeutend, und nirgends war ein gewisses System zu spüren. Die Zeitschrift machte denn auch keinen tieferen Eindruck; zudem verstimmte sie noch die Abnehmer durch ihre Unzahl von Druckfehlern und ihr unregelmäßiges Erscheinen. In ziemlich rascher Folge erschien sie vom 1. April bis 30. Juli 1808, dann trat eine längere Pause ein, worauf

Ende August nur noch zwei Nummern herausgegeben wurden. Damit hörte das Unternehmen, für das man beim Beginn so laut in die Posaune gestoßen, ganz klanglos, ohne irgend ein Abschiedswort auf. „Es lag in der Art der Romantiker, nichts zu Ende zu führen“, meint Friedrich Pfaff. „Immer kamen sie zu früh ohne gehörige Voruntersuchung, ohne genügende Erprobung ins Theoretisieren, dann verrannten sie sich; wußten sie endlich keinen Ausweg mehr aus ihrem Irrgarten, so sprangen sie über die Mauer und waren aller Sorgen los. Dieses Abspringen ward ihnen zur andern Natur und läßt sich allenthalben bei ihnen spüren.“

Das antiromantische Cottasche „Morgenblatt“, das sich natürlich von Anfang an nichts weniger als freundschaftlich zur „Einsiedler-Zeitung“ gestellt hatte, brachte nach dem Hinscheiden des Journals folgende satirische „Todesanzeige“:

Ach, unser Schmerz stöhnt in gewohnten Weisen,
Die Siedlerzeitung hat der Tod entnommen!
Schon zwanzig Freyer waren angekommen*)
Umsonst, sie mußte in den Rasen beißen.

Zwar wollte uns der Arzt noch Trost verheißen,
Als der Sonette neunzig ihr entschwommen;
Doch mocht’ sie nicht mehr zu sich selber kommen;
Des Käses Maden werden sie nun speisen.

Sonett und Schwesterchen sind nicht zu trösten,**)
Es tönt ihr Schmerz wie Schellen an dem Schlitten,
Weil Mütterchen so früh schon mußte sterben;

Am Trübsalfeuer wird der Gram sie rösten.
Das Beyleid müssen wir frankirt erbitten,
Der Heimgegangnen tiefbetrübte Erben.

*) Die Einsiedler-Zeitung hatte bereits 20 Abonnenten.

**) Die letzten Blätter enthalten in 90 Sonetten die Liebesgedichte Sonetts und des Fräuleins Sonette.

In kurzer Zeit war das Journal schon völlig vergessen, und so gering schätzte man alsbald seinen Inhalt, daß Jakob Grimm, wie er in einem Briefe vom 10. Juli 1809 seinem Bruder mitteilte, in einer Göttinger Auktion „die ganze arme ‚Einsiedler-Zeitung‘“ für 7 Groschen kaufen konnte.

Als eine Art Fortsetzung der „Zeitung für Einsiedler“ kann man „Die Musen, eine norddeutsche Zeitschrift“, herausgegeben von den Romantikern Friedrich Baron de la Motte Fouqué und Wilhelm Neumann, betrachten, die vom 1. Januar 1812 ab bis Ende 1814 in Berlin in Oktav erschien, jedoch 1813 von Juli bis Ende Dezember aussetzte. Es finden sich hier wieder die alten Mitarbeiter des Heidelberger Journals, Friedrich Schlegel, Zacharias Werner, Uhland, Kerner, zusammen; außerdem treten noch Salice-Contessa, Louise Brachmann, Fichte, Varnhagen von Ense u. a. hinzu; Arnim und Brentano bleiben jedoch fern. Die bunten Farben der Romantik schillerten hier natürlich noch viel lebhafter, als bei Arnim. Fouqué, in seiner selbstgefälligen Manier, seiner mittelalterlichen Ritterlichkeit und gezierten Frömmigkeit, suchte seiner Geschmacksrichtung das breiteste Feld zu erobern; einen litterarischen Wert erhielt dadurch seine Zeitschrift allerdings nicht.

Wesentlich nüchterner war das „Pantheon, eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst“, das 1810 in zwei Bänden von Johann Gustav Büsching und Karl Ludwig Kannegießer in Leipzig herausgegeben wurde. Es zählte hauptsächlich Gelehrte, wie Friedrich von Raumer, Solger, Rudolf Abeken, aber auch Goethe zu seinen Mitarbeitern. Einen durchaus wissenschaftlichen Habitus, jedoch mit einer gewissen Hinneigung zur Romantik, trugen die „Heidelbergischen Jahrbücher“, die seit 1808 in Heidelberg erschienen.

Ganz abgesondert von den geistigen Strömungen der Zeit stand das einzige litterarische Organ des österreichischen Kaiserstaats, Adolf Bäuerles „Wiener allgemeine Theaterzeitung, zensurfreies Organ für alle Erscheinungen des Tages, Originalblatt für Kunst, Litteratur, Musik und geselliges Leben“. Es erschien sechsmal wöchentlich und gewann dadurch, daß es vollständig davon absah, irgend welchen Standpunkt, irgend welche Grundanschauung zu vertreten, sondern einzig und allein nur dem Geschmacke des Publikums zu entsprechen suchte, nach und nach eine große Verbreitung. Sehr viele Familien-Zirkel in Österreich lasen bis in die vierziger Jahre des Jahrhunderts

hinein nur diese Zeitschrift.*) Der Gründer des Blattes, Adolf Bäuerle, geboren 1786 zu Wien, gestorben 1859 zu Basel, war ein gewandter und fruchtbarer Schriftsteller, der sich besonders durch seine Theaterstücke für die Wiener Volksbühne und seine humoristischen Romane bei einem großen Publikum sehr beliebt machte. Mit seinem „Staberl“ schuf er die Figur des drolligen Urwieners, der dann in Dutzenden von Volksstücken sein Wesen trieb. In seiner „Theaterzeitung“ wehte ebenfalls die Wiener Luft, aber diese Atmosphäre war doch entsetzlich weichlich. Es herrschte in dem Blatte einzig und allein der immer nur witzelnde, schäkernde und oft auch recht leichtfertige Plauderton des Salons. Wohl wurde alles berührt, aber nichts ernsthafter erörtert. „Bäuerle ist ein Redakteur comme il faut“, schreibt Seidlitz mit beißendem Spott. „Es gleicht ihm keiner in Deutschland, und sie könnten und sollten samt und sonders zu ihm in die Schule gehen. Besser wie Bäuerle versteht niemand die Launen des lesenden Publikums, niemand die schwachen Seiten der Abonnenten und Mitarbeiter. Bäuerle verspricht diesen das größte Honorar und jenen die interessantesten Erzählungen, die schönsten Kupfer, die pikantesten Notizen ꝛc., und das verspricht er jedes halbe Jahr mit ellenlangen Annoncen in sämtlichen deutschen Zeitschriften. Bäuerle ist der Wetterhahn auf dem Porzellanturme der deutschen Journalistik; kaum bläst der Wind, so dreht er sich flink um und kräht, zwar das alte Lied, aber auf einer neuen Stelle. Und neu ist seine Hauptsache ... Er will Nachrichten geben, und das geschieht in reichlichem Maße. Auf großem Quartformat mit kleinem Druck bringt die Theaterzeitung aus dem reichhaltigen Leben und Treiben der Residenzstadt, aus allen Provinzen, aus jedem nur irgend renommierten Orte der großen Monarchie schnell leichthingeworfene Notizen aus dem Reiche der Kunst, Nachrichten aus ganz Deutschland, Paris, London, Petersburg, und zwar eher, als jedes andere gleichartige Institut ... Über die Mitarbeiter läßt sich nicht viel sagen. Die Bericht-

*) Julius Seidlitz, Die Poesie und die Poeten in Österreich. Grimma 1837. Bd. II, S. 113.

erstatter verdienen kaum einer Erwähnung, da sie bloß facta melden." Doch liegt die Schuld an dieser Oberflächlichkeit keineswegs nur an Bäuerle. Er würde gewiß gern Gehaltvolleres gebracht und auch sich selbst vertieft haben, wenn nicht der furchtbare Zensurdruck auf ihm gelastet hätte. So, wie die Verhältnisse in Österreich lagen, war es ihm schlechterdings nicht möglich, einen anderen Ton anzuschlagen.

---

2. Die Zeitschriften mit politischer Grundstimmung. Die den vaterländischen Geist fördernden Journale. „Der preußische Hausfreund" von Heinsius, „Das Vaterland" von Gubitz. Cölns „Neue Feuerbrände" und „Friedenspräliminarien". Die „Löscheimer". Perthes' „Vaterländisches Museum". Kotzebues „Biene" und „Grille". Die „Deutschen Blätter" und die „Landwehrblätter". — Die napoleonisch gesinnten Journale. Winkopps „Rheinischer Bund" und Bentzel-Sternaus „Jason". Hebel als Mitarbeiter des „Jason".

Blieben schon die der universellen Bildung gewidmeten Journale hinter den berechtigten Anforderungen zurück, so gelang es den deutschen Zeitschriften mit politischer Grundstimmung noch weit weniger, sich zu irgend einer Bedeutung, geschweige denn zu einem Einflusse, zu erheben.

Sie sind in zwei Gruppen zu sondern: in solche, die den vaterländischen Geist fördern wollten, und solche, die im Dienste der napoleonischen Ideen standen.

Die patriotischen Zeitschriften leiden samt und sonders an großer Kümmerlichkeit. Sie erschienen auch nur in Norddeutschland. In Süddeutschland erstickte die napoleonische Macht jeden Versuch, ein solches Blatt herauszugeben, schon im Keime. Die Herausgeber dieser Zeitschriften waren auch nur Schriftsteller zweiten und dritten Ranges, denen das zündende Wort nur in bescheidenem Maße zur Verfügung stand.

Die Reihe eröffnet der Sprachforscher Th. Heinsius, ein Mann von edelster Gesinnung, aber ohne jede publizistische Befähigung. Er begann bereits im Frühjahr 1806 mit der Heraus-

gabe seines Blattes, das er „Berlin oder der preußische Hausfreund" nannte. In der ersten Nummer sprach er den Wunsch aus, das Blatt möchte „der großen Familie seines Vaterlandes" ein wahrer Hausfreund werden, und war denn auch angelegentlich bemüht, vor dem Kriege die erregten Gemüter zur Ruhe und Besonnenheit zu mahnen und nach den Niederlagen in den schweren Monaten der Besatzung den Trost- und Hoffnungslosen Mut und Standhaftigkeit einzuflößen. Diese Bestrebungen waren auch nicht vergebens; das Blatt fand Eingang in den Familien und gewann eine gewisse Verbreitung, sodaß Friedrich von Cölln, der damals einen „Preußischen Staatsanzeiger" (der aber offenbar kein amtliches Blatt war) in Berlin herausgab, diesen am 1. Januar 1807 mit dem „Hausfreund" verschmolz. Darauf sollte der „Hausfreund", der zur Zeit nur zweimal wöchentlich erschien, künftig dreimal zur Ausgabe gelangen. Doch kam es nicht dazu. Der Staatsrat de Bignon, der mit Daru die okkupierten preußischen Länder zu verwalten hatte, erteilte zu Anfang Februar nicht mehr das Imprimatur, da ihm wohl die verschiedenen Aufsätze über preußische Helden der Vergangenheit, allerlei Beispiele von Patriotismus, der zum Ausdruck gebrachte Wunsch, der König möge wieder nach Berlin zurückkehren, und andere derartige Äußerungen vaterländischer Gesinnung unbequem waren. Später, nach der Okkupation, ist dann der „Hausfreund" noch einmal hervorgetreten, hat aber auch unter den neuen Verhältnissen keine größere Bedeutung erlangt.

Ähnlich verhielt es sich mit der Zeitschrift „Das Vaterland", die F. W. Gubitz von 1807 bis 1809 in Berlin in zwanglosen Heften erscheinen ließ. Auch bei Gubitz war es mehr die Vaterlandsliebe, als die schriftstellerische Begabung, die ihm die Feder in die Hand drückte. Im ersten Hefte, das im Oktober 1807 zur Ausgabe gelangte, beantwortete er auf hundertundachtundzwanzig Druckseiten die Frage: „Sind die Vorwürfe gegründet, welche dem preußischen Staate von auswärtigen Kabinetten und in mehreren Schriften gemacht wurden?" und schilderte dann in der Beantwortung den preußischen Staat nach innen und außen von Friedrich dem Großen an bis zu den Schlachttagen von Jena

und Auerstädt. Natürlich gestalteten sich die Ausführungen zu einer Rechtfertigung und Verteidigung für König Friedrich Wilhelm III. Weiterhin besprach er die Tagesereignisse, brachte Mitteilungen über den königlichen Hof in Königsberg, das Freikorps des Leutnants von Hirschfeld, des Rittmeisters von Krockow u. dergl. Solche Nachrichten erregten aber bald das Mißfallen der französischen Verwaltungsbehörde, und Gubitz wurde im Mai 1808 verhaftet, kam aber, ebenso wie Heinsius, der ungefähr zur selben Zeit das gleiche Schicksal hatte, mit einigen Wochen gelinden Arrestes in der Hausvogtei davon.*)

Eine schärfere Tonart schlugen die „Neuen Feuerbrände" an, die der mit reichen Lebenserfahrungen und umfassender Geschäfts- und Weltkenntnis ausgestattete Kriegsrat Friedrich von Cölln (doch ohne sich zu nennen) in achtzehn zwanglosen Heften von 1807 bis 1808 herausgab, laut Angabe auf dem Titel bei Peter Hammer in Amsterdam und Köln, in Wahrheit bei Heinrich Gräff in Leipzig. Sie bildeten eine Art Fortsetzung der „Vertrauten Briefe über die innern Verhältnisse am preußischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II." von demselben Verfasser.

Friedrich von Cölln, geboren 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, betrat früh die preußische Beamtenlaufbahn, wurde 1800 Kriegs- und Steuerrat in Glogau, 1805 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin, geriet aber durch seine „Vertrauten Briefe", in denen er viele Mängel der preußischen Staatsverwaltung darlegte, in mannigfache Verwickelungen und kam 1808 auf die Festung Glatz. Von dort entfloh er aber 1810 nach Österreich und setzte von dort aus die Niederschlagung seines Prozesses durch. Darauf erhielt er wieder eine Anstellung im Büreau des Fürsten Hardenberg in Berlin und war nun dort bis zu seinem 1820 erfolgten Tode amtlich thätig.

Seine „Vertrauten Briefe" erregten großes Aufsehen, aber auch seine „Feuerbrände", die in feuerroten Umschlägen erschienen, wußten die Leser lebhaft zu fesseln. Zunächst zittert in ihnen noch die tiefe Erregung über die Katastrophen von 1806 nach.

*) Gubitz, Erlebnisse. Berlin 1868. Bd. I, S. 123 ff.

Rückhaltlos legte er die Mängel des preußischen Militärs dar, und scharf verurteilte er dessen Oberleitung, vor allem den Herzog von Braunschweig. Er scheute sich nicht, über die Schlacht bei Jena zu schreiben: „Es lief alles, was laufen konnte; besonders war die Kavallerie am schnellsten auf der Flucht, und es schien gerade so, als wenn der König sie bloß deshalb beritten gemacht hätte, um recht schnell davon zu kommen und alles in Unordnung zu bringen, denn dies war ganz der Fall" (I, 6). Diese offene Sprache rief natürlich sofort auf vielen Seiten Entrüstung hervor, sodaß sich Cölln in einem besonderen Artikel (III, 123) verteidigte. „Es muß jetzt niedergerissen und niedergebrannt werden", sagt er, „was an Mißbräuchen jetzt entblößt dasteht; es müssen die Staatsverräter öffentlich gebrandmarkt und bestraft werden; der König muß sich mit den Edelsten (nicht etwa Adel) umgeben, um aus dem alten Wust etwas Gehaltvolles aufzubauen. Darum die „Neuen Feuerbrände"! Ich werde übrigens es nicht dulden, daß jemand Unrecht geschähe, und wenn es ohne meine Schuld geschehen ist, so soll es berichtigt werden. Jetzt höre ich noch manche Stimme, welche mir zuruft: Welchen Verfolgungen setzest du dich aus? Wie wird man dich verleumden, wenn der König zurückkommt! Man wird dir den Prozeß machen, dich einkerkern, richten und beschimpfen. Daran kehre ich mich sehr wenig. Nennen werde ich mich dem Könige; Er, der Gerechte, mag über mich richten. Geduldig werde ich meinen Nacken jeder Strafe hinhalten; mein Trost wird dann sein: daß der Buchstabe nicht erlöscht. Kann man Anhänger des wahren, echten preußischen Staatssystems richten und bestrafen, so ist dies der größte Beweis, daß er nicht mehr existiert."

Und auch gegen die wendet er sich, die die alten Fahnen verlassen haben und zu dem Eroberer übergegangen sind. Besonders gießt er die Schale seines Spottes über Lange, den Herausgeber des franzosenfreundlichen „Telegraphen", aus. Er druckt (V, 141) das in Ergebenheit ersterbende Gesuch an Friedrich Wilhelm III. um Gestattung der Herausgabe des „Telegraphen" ab, in welchem die dort zur Schau getragene Gesinnung im grellsten Gegensatze zu der nunmehrigen Haltung des „Tele-

graphen" steht, und bemerkt dann mit grimmigem Hohn: „Die Tendenz ist von den Umständen ein wenig verändert worden."

Aber er ist doch auch nicht blind gegen die Größe Napoleons und spricht sich in einem Artikel „Was hat Napoleon für Deutschland gethan?" offen darüber aus (XIII, 137).

Angesichts der immer mehr zunehmenden Knebelung der Presse wagt er es, ein Wort zu gunsten der Zeitungen zu sagen (XVIII, 23). Er nennt sie die Dolmetscher der Gesetze, die Verkündiger nützlicher Einrichtungen und Erfindungen, die Erzähler des Rühmlichen wie des Unrühmlichen und erklärt, sie würden immer ein herrliches Hilfsmittel in den Händen der Regierungen für Beförderung ihrer heilsamen Zwecke und ein fruchtbringendes Depot für alle physischen und moralischen Bedürfnisse des Volkes, für die Nachwelt aber eine Musterprobe vom Geiste der Vorzeit sein. Und dann schließt er: „Wo ein solcher Dolmetscher fehlt, da wird weniger Vertrauen sein, aus Mangel an Kenntnis davon, was jeder Teil (der Anordnenden und der Befolgenden nämlich) eigentlich will; da wird mehr Mißbrauch einwurzeln, weil kein Licht zu fürchten ist, das die Gesetzlosigkeit beleuchten würde; da wird mehr Verwirrung, Eifersucht, Zwietracht, Monopolismus herrschen können, weil man sich in der Entfernung nicht verständigen, die Knoten nicht erkennen kann, die zu lösen sind. Publizität ist die Ägide der Wahrheit, die Rächerin des verletzten Gesetzes, der gekränkten Rechte, die Befreierin der gefesselten Freiheit."

Mit dem achtzehnten Hefte kamen die „Feuerbrände" zum Abschluß, an ihre Stelle trat die Zeitschrift „Friedenspräliminarien", zu deren Herausgabe sich Cölln mit P. A. Winkopp verband. Das Unternehmen hatte jedoch keinen Erfolg.

Als ein Gegenstück zu den „Feuerbränden" gab ein H. v. L. in Kiel von 1807 bis 1808 „Löscheimer" heraus, die die Angriffe Cöllns entkräften sollten und besonders das preußische Heer in Schutz nahmen. Doch wurden auch hier Reformen verlangt, so Geschworenengerichte, Ministerverantwortlichkeit, Preßfreiheit 2c. Hie und da verirrt sich dabei der Herausgeber aber etwas in die Idee des Weltbürgertums des achtzehnten Jahrhunderts. Im

Hinblick auf die Greuel der französischen Revolution ruft er einmal aus: „Um solchen Preis entsagt der Deutsche der Größe, Macht und Einheit seines Staatskörpers, bleibt ihm und seinen Mitbrüdern nur die Größe, Macht und Einheit seines Herzens, bleibt ihm nur das kosmopolitische Gefühl des edleren Menschen." Solche Grundanschauungen mußten den Menschen der napoleonischen Zeit aber nur zum stummen Dulder machen.

Mit der ganzen warmen Hingabe des edeln Patrioten suchte Friedrich Perthes in Hamburg durch die Zeitschrift „Vaterländisches Museum" den deutschen Geist zu kräftigen und zu heben. Als Deutschland zusammenbrach, nannte er den Untergang des Reiches eine gerechte Strafe, weil weder die deutschen Fürsten noch das deutsche Volk für das Ganze hätten leben und etwas opfern wollen. Zugleich aber war es ihm eine Herzenssorge, daß der nationale Geist nicht erstickte. Verlassen von unseren Fürsten, dahingegeben, ohne Verfassung, schrieb er nach dem Frieden von Tilsit, muß man sich nur in dem Hasse gegen den Unterdrücker vereinigen. Ein deutsches Bündnis müsse geschaffen werden, durch welches das Verständnis über das, was not thue, um wach und würdig zu sein, in weiten Kreisen gefördert werde. Um ein solches Bündnis anzubahnen, beschloß er, ein deutsches Journal zu gründen. „Es kommt jetzt", schrieb er an Johann Georg Jacobi, „da es nötig ist, zur rechten Zeit augenblicklich zu sprechen, viel darauf an, daß deutsche Männer wissen, wo sie für den Augenblick etwas zu Tage fördern können. Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindungen aller deutschgesinnten Männer erhält, ist dringendstes Bedürfnis. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kennen Sie, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation teils persönlich, teils durch diese oder jene Berührungspunkte und kann mir deren Beihülfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaktion dar, wie kein anderer es vermag. Aber, werden Sie vielleicht sagen, was hilft Euch Euer guter Wille. Dürft Ihr auch? Darauf antworte ich mit Jean Paul: Mit keinem Zwange entschuldigt die Furcht ihr Schweigen. Wir können auch unter

Napoleons Herrschaft vieles sagen, wenn wir nur die rechte Weise lernen, es zu sagen, und überdies wollen wir das Gute nicht verschmähen, was zugleich mit dem fremden Übel uns zuteil wird. Wahrlich, es sind gar viele heilsame Dinge, die wir von den Franzosen erlernen und erwerben können, und es ist echt deutsche Sinnesart, das Gute allenthalben zu erkennen. ‚Vaterländisches Museum' soll sich die neue Zeitschrift nennen. Sie soll nicht verboten werden, darum muß ihre Absicht und Richtung erkennbar für die Deutschen sein. Ich werde meinen Gang ruhig vorwärts gehen, in der festen Überzeugung, daß ich mein Ziel erreiche, und wahrlich ungestört."

Des weiteren wandte sich Perthes an alle bedeutenden Männer Deutschlands, von denen er hoffen durfte, daß sie die Verwirklichung seines Planes fördern würden. Jean Paul öffnete er sein ganzes Herz. Ein unverdächtiger Bund der deutschen Männer, welche von Gott zu geistigen Leitern ihres Volkes berufen seien, werde, so hoffte er, den Augen der Dränger verborgen ins Leben treten; jedes einzelne Mitglied könne nach Maß seiner Stellung und Bedeutung, ohne Aufsehen zu erregen, gleichgesinnte Männer an sich ziehen; ein Mittelpunkt, der einzige, welcher jetzt möglich sei, sei gegeben, und schnell könne sich, wenn die rechte Stunde komme, der wissenschaftliche Verein in einen Bund umsetzen, welcher zu kräftigen Thaten Kraft und Zusammenhang besitze. Damit der Verein eine so breite Unterlage wie möglich im Volksleben erhalte, solle keine Seite des deutschen wissenschaftlichen Lebens unvertreten bleiben.

Darauf liefen zahllose Antwortschreiben ein, von Schleiermacher, Friedrich Schlegel, Karl Friedrich Eichhorn, Thibaut, Savigny, Marheinecke, Planck, Sailer, Arnim, Fouqué, Brentano, Karl Ludwig von Haller, Franz Baader, Görres, Rumohr, den Gebrüdern Grimm, Heeren, Raumer und vielen anderen. Haller schrieb: „Ihr Unternehmen, hochverehrter Herr, sehe ich wie eine Fügung Gottes an. Nie darf man verzweifeln. Das einzige Mittel gegen das Unglück der Zeiten ist, bessere Grundsätze und bessere Gesinnungen in Kopf und Herz der Menschen zu bringen." In ähnlicher Weise äußerten sich die anderen; nur Gentz ant-

wortete ausweichend, und Goethe lehnte rund ab. Der erstere schrieb: „Wenn ich selbst mich nicht gleich bestimmt und unbedingt unter die Zahl Ihrer Mitarbeiter einschreibe, so hat das seinen Grund in meinen persönlichen Verhältnissen. An authentischen Aufschlüssen über die neueste Zeitgeschichte kann kein Schriftsteller so reich sein als ich. Aber gerade das Anziehendste, das Wichtigste von dem, was ich weiß, kann ich nur selten dem Publikum mitteilen, weil es mir unmöglich ist, Personen zu kompromittieren, die große Rollen auf dem Schauplatze der Welt spielen oder spielten, deren Vertrauen ich um keinen Preis mißbrauchen wollte, und an deren Freundschaft mir oft mehr gelegen ist, als an dem flüchtigen Beifall oder kalten Dank des Publikums. Auch ergreife ich diese Veranlassung, um Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen vielleicht in mancher Beziehung nicht uninteressant ist. Es hat sich nämlich seit den letzten österreichischen Friedensverhandlungen, ohne daß in meinen Grundsätzen oder in meinen Gesinnungen, oder in meiner übrigen Lage das geringste alteriert oder verändert worden wäre, in meinem Verhältnis zur französischen Regierung eine wesentliche Veränderung zugetragen, indem die Idee, welche der Kaiser Napoleon von mir gefaßt hatte, eine andere Gestalt gewonnen hat, und wenn Sie gleich nie von mir hören werden, daß ich meinen bisherigen Wandel und Charakter verleugne, so habe ich doch Gründe, zu glauben, daß es in französischen Blättern forthin keine Ausfälle gegen mich mehr geben wird. Den eigentlichen Zusammenhang der Sache kann ich einem Briefe nicht anvertrauen." Und Goethe erwiderte: „Ich muß, obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute teilzunehmen. Ich habe persönlich alle Ursache, mich zu konzentrieren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaßen gewachsen zu sein, und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gerne eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen."

Durch diese beiden Absagen wurde natürlich das Unternehmen keineswegs gefährdet; im Frühjahr 1810 trat das „Vaterländische Museum" ins Leben und brachte Beiträge von Jean Paul, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Claudius, Fouqué, Heeren, Sar-

torius, K. v. Hüllmann, Friedrich Schlegel, Görres, Arndt u. a. Neben der Kräftigung des Nationalsinnes war auch die Besserung der ökonomischen Lage ins Auge gefaßt, und es wurde dabei oft eine sehr energische Sprache geredet. In einem Aufsatze „Über das Verderbnis im deutschen Charakter, nachgewiesen am Verfall des nationalen Gewerbefleißes" ruft der Verfasser seinen Landsleuten zu: „Ihr Deutschen arbeitet, um wohlfeil, der Engländer, um gut zu arbeiten; diese erfinden dadurch, gut und wohlfeil zugleich zu sein. Ihr verlernt beides. Ihr arbeitet auf Schlechtigkeit los in dem, was Ihr macht, und auf Verdorbenheit in denen, die es machen." „Über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker" schrieb Heeren, „Über unsere Sprache" Leopold von Stolberg. Eine kühne Rede, „Preußen werde Groß-Deutschland", gehalten in der deutschen Gesellschaft in Königsberg, läßt K. von Hüllmann veröffentlichen. Dieser bringt weiterhin auch eine Abhandlung „Volk und Sprache müssen Deutschland verewigen", in der er ausführt, daß das deutsche Volk, wenn auch bürgerlich unter sich entfremdet, doch eng durch ein starkes, ehrwürdiges Band, durch gemeinschaftliche Sprache verbunden sei, und sich schließlich zu dem Ausruf erhebt: „Die Sprache werde gepflegt mit Sorgfalt und Liebe, daß die großen in ihr niedergelegten Schätze, das Gesamteigentum des Deutschen, in jedem Gedränge als Familienmitglieder uns vereint halten und viele davon auch das Volk an die Zeiten der Blüte und der Früchte erinnern, es mit Hoffnung und Mut beleben!"

Diese Haltung des „Vaterländischen Museums" erwarb ihm rasch viele Freunde; der Absatz übertraf alle Erwartungen; aber schon am Schlusse des Jahres 1810 langte das Journal am Ende seiner Laufbahn an. Kurz vor Weihnachten wurde in Hamburg der Beschluß des französischen Senates bekannt gemacht, nach welchem die drei Hansestädte zugleich mit dem ganzen nordwestlichen Deutschland zu einem Bestandteile des französischen Reiches erklärt wurden, und da war es denn Perthes unmöglich, sein Ziel in der bisherigen Form zu verfolgen; er gab die Zeitschrift auf; nur sieben Hefte waren erschienen.

„Wer jetzt, so viele Jahre später, den Inhalt des ‚Vater-

ländischen Museums' überblickt", schreibt Clemens Theodor Perthes in der Biographie seines Vaters, „wird wohl den Eindruck deutscher Tüchtigkeit und Redlichkeit empfangen; aber nur wenige, die sich den Druck jener Zeit in seiner ganzen Furchtbarkeit lebendig vor die Seele zu bringen vermögen, werden es erklärlich finden, daß das Aufhören jener Zeitschrift inmitten der ungeheuren Ereignisse als ein nationales Unglück von allen Seiten betrachtet werden konnte." *)

Mit ganz anderen Mitteln, mit satirischen Geißelhieben, bekämpfte August von Kotzebue die französische Invasion und besonders den ihm so verhaßten Usurpator. Von einem russischen Versteck aus gab er zunächst die Quartalsschrift „Die Biene" 1808 (3 Bde.) und 1809 (4 Bde.) ohne Angabe des Druckortes und dann „Die Grille" von 1811 bis 1812 heraus. Um nachdrücklicher auf die Massen zu wirken, brachte er ein buntes Allerlei, Novellen, Skizzen, Anekdoten, historische Aufsätze, touristische Plaudereien, und dabei war er bald rührselig, bald prickelnd witzig und wohl auch lasciv und frivol, wie in seinen Schwänken und Lustspielen. Doch alles, was er heranzog, mußte ihm Gelegenheit geben, hier eine Anspielung, dort eine satirische Bemerkung anbringen zu können und auch zuweilen mit der ganzen Heftigkeit seines Zorns hervorzubrechen. So knüpfte er an eine Plauderei über Bauchredner die Bemerkung, daß auch im politischen Leben viel Bauchrednerei getrieben werde. „Hier kommt es aber nicht darauf an", fuhr er sodann fort, „Esel reden zu lassen, sondern vernünftige Menschen zum Schweigen zu bringen; hier kommt es nicht darauf an, die Köpfe zu erhalten, und wären es Heiligenköpfe, sondern sie womöglich abzuschlagen, wenn sie sich zu denken unterfangen. Es gab zu allen Zeiten große politische Bauchredner, und es giebt deren auch noch. Bald scheint die Stimme aus einer Zeitung zu kommen, bald aus einem Briefe, der nie geschrieben worden, bald aus einer Senats- oder gar aus einer Volksversammlung; aber der Zeitungs-

*) Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes Leben. 4. Aufl. Gotha 1857. Bd. I, S. 174.

schreiber weiß nicht ein Wort davon, der Senat hat weder gedacht noch gesprochen, das Volk hat stumm und betäubt zugesehen, es waren immer nur die Stimmen des Bauchredners, die sich so geschickt zu vervielfältigen, ja sogar bisweilen die Stimmen von 50000 auf dem Schlachtfelde Gebliebener nachzuahmen wußten, um dadurch zu überreden, sie lebten noch." Alle Stimmen, so schloß er, könnten diese Bauchredner täuschend hervorbringen, nur eine nicht, die Stimme der Nachwelt. Ein andermal giebt ihm der sprichwörtliche Ausdruck „er lügt wie ein Fleischverkäufer" Gelegenheit zu der Glosse: „Vielleicht meinte er eine andere Art von Fleischverkäufern, welche Herden von Hunderttausenden auf die Schlachtbank liefern, und die auch noch jetzt mit der Wahrheit so wenig zu schaffen haben mögen, daß man in der Regel stets die Hälfte davon, was sie sagen, für eine Lüge halten darf."

Diese Stiche und Geißelhiebe verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht, und daher beschwerte sich alsbald der französische Gesandte in Berlin, St. Marsan, bei dem preußischen Minister des Auswärtigen, dem Grafen von der Goltz, über diese beständigen Angriffe, worauf der Minister versprach, dagegen einzuschreiten. Es ergab sich aber bei der Untersuchung, daß die Zeitschrift nicht in den preußischen Staaten gedruckt wurde; es konnte also nur ihre Einführung verboten werden, und das hatte wenig Erfolg. Die Hefte kamen nach wie vor nach Preußen, besonders nach Berlin, und trugen nicht unwesentlich dazu bei, den Mut zur Abschüttelung der Fremdherrschaft zu wecken. Und darum ist es auch nur eine wohlverdiente Anerkennung, wenn Ludwig Geiger in seiner Darstellung der Franzosenzeit in Berlin sagt: „Es soll Kotzebue unvergessen bleiben, daß er zu einer Zeit, da andere wohlbedächtig schwiegen, sehr kühn zu reden wagte."*)

Als dann schließlich die Fremdherrschaft zu Ende ging, traten noch zwei Zeitschriften hervor, die bereits in der Hauptsache dem Befreiungskriege gewidmet waren, die „Deutschen Blätter", die F. A. Brockhaus auf Befehl des Feldmarschalls Fürsten von Schwarzenberg in Leipzig und Altenburg vom

*) Berlin. Bd. II, S. 284.

14. Oktober 1813 bis 13. April 1815 herausgab, und Böttigers „Landwehrblätter", von denen aber nur 15 Nummern im Herbst 1813 erschienen. Eine gewisse Bedeutung hat nur das erstgenannte Journal. Es sollte nach der Anweisung Schwarzenbergs „alle von seiten der hohen Alliierten teils schon erschienenen, teils in der Zukunft noch zu erscheinenden Nachrichten und offiziellen Schriften durch den Druck bekannt machen". Es sind daher in den „Deutschen Blättern" viele offizielle Berichte, besonders von Schwarzenberg und dem Kronprinzen von Schweden, zu finden; später wendet sich das Blatt auch der Weckung des Gemeinsinns zu und erklärt, es werde alles thun, was dazu führen könne, „über Deutschlands künftige politische Verfassung im allgemeinen und im besonderen gemeinnützige und aufgeklärte Ideen zu verbreiten". Die Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß gestalteten sich aber bekanntlich sehr bald so unerquicklich und trostlos, daß jeder Vorschlag für eine Verfassung verstummen mußte, und auf die „Deutschen Blätter" fiel der Mehltau der Enttäuschung.

Von den Zeitschriften napoleonischer Observanz sind nur zwei zu nennen, „Der Rheinische Bund" und „Jason, eine Monatsschrift".

„Der Rheinische Bund, eine Zeitschrift historisch-politisch-statistisch-geographischen Inhalts", wurde von Peter Adolf Winkopp herausgegeben, einem Manne, der schon eine bewegte Vergangenheit hinter sich hatte, als er zur Herausgabe des „Rheinischen Bundes" schritt. 1759 in Sachsen geboren, wurde er zunächst Mönch, verließ dann aber das Kloster und schrieb zunächst eine lange Reihe von Romanen im Stile der damals beliebten Ritter- und Räubergeschichten. Dabei kam er nach der Schweiz, wo er in Zürich von 1785 bis 1789 die politisch-religiöse Zeitschrift „Der deutsche Zuschauer" herausgab, mit dem er aber an vielen deutschen Höfen, besonders am Pfälzer und Mainzer, Anstoß erregte. Weiterhin rief er das „Magazin für Geschichte, Statistik, Litteratur und Topographie der sämmtlichen deutschen geistlichen Staaten" ins Leben, das ebenfalls in Zürich, und zwar von 1790 bis 1791 erschien. Darauf kam er nach Deutsch-

land zurück, wo es ihm 1796 gelang, die Stelle eines kurmainzischen Hofkammerrates in Erfurt zu erlangen. Doch folgte er auch hier seiner Vorliebe für journalistische Unternehmungen und gab von 1802 bis 1803 in Offenbach, einen früheren Titel wieder aufgreifend, die Zeitschrift „Der deutsche Zuschauer, oder Archiv aller merkwürdigen Vorfälle, welche auf die Vollziehung des Luneviller Friedens Bezug haben“, heraus. Diese drei Journale waren jedoch alle sehr unbedeutend, erst mit der Herausgabe des „Rheinischen Bundes“, mit welchem er ein für die Geschichte und das Bundesrecht des Rheinbundes unentbehrliches Archiv geschaffen hat, erwarb er sich einen Platz in der Geschichte des deutschen Journalismus. Die Zeitschrift erschien in Frankfurt a. M. von 1806 bis 1814 in 20 Bänden, und als Ergänzung hierzu kam noch die „Allgemeine Staatscorrespondenz mit besonderer und beständiger Hinweisung auf die Staaten des rheinischen Bundes“ zu Offenbach von 1812 bis 1814 in drei Bänden heraus. Noch bevor der Rheinbund vollständig zusammengebrochen war, starb Winkopp am 26. Oktober 1813 zu Aschaffenburg.

Den Inhalt der Zeitschrift bilden besonders Artikel über den Ausbau des Rheinbundes, die Einführung des Code Napoleon 2c. Vielen Artikeln sieht man an, daß sie von Paris beeinflußt, ja womöglich direkt von dort eingesandt worden sind. Im großen und ganzen haben sie einen nüchternen, geschäftsmäßigen Ton, sodaß sie also nur durch das Sachliche anziehen, was sie bringen.

Anders verhält es sich mit der Zeitschrift „Jason“. Hier tritt uns in dem Herausgeber ein begeisterter Verehrer Napoleons entgegen, der ganz und gar im Banne des Genies des großen Eroberers steht und ihm sicherlich in durchaus ehrlicher Weise huldigt. Es ist der Graf Christian Ernst von Bentzel-Sternau, geboren 1767, gestorben 1849. Schon früh widmete sich Bentzel-Sternau dem Staatsdienste, doch fand er daneben auch noch Muße für litterarische Produktion. Am bekanntesten wurden seine Romane „Das goldene Kalb“, „Lebensgeister aus dem Klarfeldschen Archiv“, „Pygmäenbriefe“ und „Der steinerne Gast“, die er von 1802 bis 1808 herausgab, und in denen er

in Jean Paulscher Manier mit einer starken Dosis von Schwärmerei und Empfindsamkeit die Thorheiten und Verirrungen des gesellschaftlichen Lebens schilderte. Seine Monatsschrift „Jason" ließ er von 1808 bis 1811 merkwürdigerweise in Gotha bei Zacharias Becker erscheinen, der bekanntlich nichts weniger als ein Verehrer Napoleons war.

Bentzel-Sternau war von der Ansicht erfüllt, daß Preußen sich nicht wieder erheben könne, und meinte in einem Artikel „Scheideblicke auf Preußens Monarchie", daß es zum Wohle von ganz Europa und insbesondere von Deutschland gefallen sei. Dagegen erblickte er im Rheinbunde den festen Kern für das neue Deutschland. „Der echte Patriot", rief er im Julihefte von 1808 aus, „kann in dem neugeschaffenen Rheinbunde nur den in Jugendkraft wieder auflebenden Phönix seines Vaterlandes sehen". Sein Vertrauen in die göttliche Mission Napoleons hatte keine Schranken. „Gott gab ihm die Kraft und den Willen", sagte er im Februarheft von 1809, „alles Hindernis zu übersteigen, welches die Bösen dem Guten in den Weg legen". Bei dem Kampfe der Tiroler vertrat er die Anschauung, daß sich dort ein Kampf der alten Ideen gegen die neuen abspiele, ein Streit des Fanatismus und der Verblendung gegen die Aufklärung und den Fortschritt.

Einer seiner eifrigsten Mitarbeiter war der alemannische Dichter Johann Peter Hebel, der viele Geschichtchen lieferte, in denen der „große Held" Napoleon gefeiert wurde, und allerlei Anekdoten und Szenen aus dem Kriegsleben schrieb, in denen aber, wenn Franzosen mit Preußen zusammentrafen, der Verrat und die Gemeinheit immer auf seiten der letzteren, dagegen Großmut und Edelsinn stets bei den Galliern zu finden war. Doch mag immerhin nicht unerwähnt bleiben, daß Hebel nur eine sehr geringe politische Bildung, einen äußerst kleinen politischen Horizont besaß. Konnte er doch in dem politisch so bewegten Jahre 1805 schreiben: „Ich bin in diesem Kriege so neutral, wie mein zahmes heimliches Hausmäuslein, das auch, wie ich, keine Zeitung liest" und im Jahre 1807 konnte er ausrufen

wie ein echter Kirchturmpolitiker: „Ich wünsche dem Napoleon Sieg, damit es doch wieder einmal Ruhe wird!“ *)

---

3. Die Unterhaltungsjournale. Der neue „Freimüthige“. Zschokkes „Erheiterungen“. Die „Salina“, der „Erzähler“, die „Erinnerungsblätter“, das „Kurpfalzbaierische Wochenblatt“ und Wests Wiener „Sonntagsblatt“. — Schlußbetrachtung.

Am kümmerlichsten sah es mit den Unterhaltungsjournalen aus. Hier zeigte sich die allgemeine Niedergeschlagenheit, Trostlosigkeit und Erschöpfung der Nation am grellsten. Nirgends Geist und Witz, nirgends auch nur ein frischer Hauch. Trivialität und Banalität allerwärts.

In Berlin ließ der Schriftsteller August Kuhn von 1808 ab wieder einen „Freimüthigen“ mit dem Untertitel „Unterhaltungsblatt für gebildete, unbefangene Leser“ erscheinen; das Blatt hatte indessen nichts mit dem ehemaligen Kotzebue-Merkelschen Journale zu thun, ist aber immerhin zu beachten, weil es sich in den späteren Jahrzehnten noch günstig entwickelte und weiterhin unter der Redaktion von Willibald Alexis eine nicht unbedeutende Rolle im geistigen Leben Berlins spielte. Eine gewisse Ähnlichkeit hatte der neue „Freimüthige“ mit dem alten jedoch immerhin: er war ebenfalls ein Gegner der Romantiker. Der Herausgeber August Kuhn (geb. 1784 zu Eckartsberga, gest. 1829 zu Berlin) war nur ein Schriftsteller von geringem Talent, der außer verschiedenen Übersetzungen eine Anzahl Romane und Novellen geliefert hat, die sich über die Mittelmäßigkeit nicht erheben. Auch der Inhalt seines „Freimüthigen“ war unbedeutend und diente nur dem oberflächlichsten Geschmacke.

Etwas mannigfaltiger und auch etwas gehaltvoller waren die von Heinrich Zschokke (geb. 1771 zu Magdeburg, gest. 1848 zu Aarau) im Verein mit Karl Graß, J. von Ittner,

---

*) Hebels Werke, herausgegeben von O. Behaghel. Stuttgart o. J. Bd. I, S. V und XXXI.

August von Kotzebue u. a. herausgegebenen „Erheiterungen“*). Sie erschienen von 1811 ab bis 1827 in Aarau und brachten viele von Zschokkes Novellen, die damals sehr beliebt waren, so z. B. „Tantchen Rosmarin“, „Das Loch im Ärmel“, „Der Blondin von Namur“ u. a. Von den sonstigen Mitarbeitern, deren Namen man heute noch kennt, sind nur Karoline Pichler, Karoline von Beulwitz (Schillers Schwägerin) und J. G. Seidl zu nennen. Allmonatlich erschien ein Heft in Oktav.

Ähnliche Ziele, aber mit weniger Glück, verfolgte die Zeitschrift „Salina, oder Unterhaltungsblatt für die leselustige Welt“, die A. G. Eberhard (der sich später durch sein Idyll „Hannchen und die Küchlein“ so viel Beifall erwarb) mit dem schreibseligen Romanschriftsteller August Lafontaine im Jahre 1812 und dann noch einmal 1816 in Halle herausgab. In Oschatz hatte man von 1808 bis 1810 einen „Erzähler für den Bürger und Landmann“, und in Zwickau erschienen „Erinnerungsblätter für gebildete Leser aus allen Ständen“, herausgegeben von den Gebrüdern Schumann, deren einer der Ahne des Komponisten Robert Schumann war. Diese Blätter führten bisweilen eine etwas burschikose Sprache. So schrieben sie u. a. im März 1813: „Der Wiener Theaterdichter Körner ist mit einigen seiner jungen Freunde zu dem neuen Freikorps nach Breslau abgegangen. Welche Wohlthat für unsere Litteratur, wenn noch einige Tausend schlechter und mittelmäßiger Schriftsteller diesem Beispiele folgten!“ München besaß von 1800 bis 1815 eine Zeitschrift, die erst „Kurpfalzbaierisches Wochenblatt“, dann (von 1806 ab) „Königlich baierisches Wochenblatt“ hieß, von 1809 bis 1810 „Münchner Miszellen zu Nutz und Vergnügen für alle Stände“ und endlich von 1811 bis 1815 „Gesellschaftsblatt für gebildete Stände“ genannt wurde. Von 1800 bis 1810 brachte das Blatt, das in dieser Zeit einmal wöchentlich erschien, neben seinem litte=

*) Die Zeitschrift erschien zwar in der Schweiz, wurde jedoch von einem in Deutschland geborenen Schriftsteller redigiert, erhielt ihre meisten Beiträge von Schriftstellern, die in Deutschland lebten, und war auch hauptsächlich für die Lesewelt Deutschlands bestimmt; sie durfte also mit Recht hier unter den deutschen Journalen aufgeführt werden.

rarischen Inhalte auch einige politische Nachrichten, besonders während der Redaktionsführung von Lorenz Hübner (1800 bis 1807); seit 1811, in welchen Jahren es zweimal wöchentlich herauskam, war es eine rein litterarische Zeitschrift. Wien erhielt 1807 durch Thomas West (Pseudonym für Josef Schreyvogel, 1768—1832) ein „Sonntagsblatt" im Stile des englischen Spectators, dem nur der Geist Addisons fehlte. West redigierte das Blatt bis 1818.

* * *

Als eine trostlose Öde zeigte sich also schließlich in der napoleonischen Epoche das weite Gebiet der deutschen Zeitungslitteratur. Unter dem brutalen Fuße des Eroberers war nach und nach alles niedergetreten worden, was in dem regen achtzehnten Jahrhundert sich entwickelt, und was beim Beginn der Fremdherrschaft sich da und dort noch hervorgewagt hatte.

Kein einziges Blatt konnte mehr — auch in der bescheidensten Weise nicht — seine eigene Meinung äußern. Der Kerker war jedem Redakteur gewiß, der es wagte, auch nur das Geringste von dem zu sagen, was dem Imperator nicht gefiel. Und darum geben denn auch die Zeitungen der Epoche nichts weniger als das Abbild ihrer Zeit wieder; im günstigsten Falle sind es Zerrbilder, was sie bieten, oft genug aber Trugbilder, die das Gegenteil von dem zeigen, was auf dem Welttheater sich abspielt, was die Herzen der Menschen bewegt. Aber gerade darum sind sie doppelt wichtige Dokumente jener unendlich traurigen Zeit. Sie zeigen uns klarer als jede historische Abhandlung, in welche Verwirrung die politisch unerzogene Nation beim Eindringen der Franzosen geriet, wie sie mitten im Drange der Ereignisse und unter dem unmittelbaren furchtbaren Drucke Napoleons sich mit den Thatsachen abzufinden suchte und doch trotz alledem im tiefsten Innern die Hoffnung nicht aufgab, sich aus der Knechtschaft wieder emporzuringen. Das tritt glänzend sofort nach den Tagen von Leipzig hervor. Unmittelbar nach dem Eintreffen der Siegesnachricht werfen alle Zeitungen die verhaßte Maske ab, und laut offenbart sich in ihnen die jubelnde Volksseele.

Leider verstanden es die Berufenen zunächst nicht, das heilige

Feuer der Begeisterung weiter zu nähren; eine Zeit der Enttäuschung kam, in der die nationalen Bestrebungen zu neuen Bedrängnissen führten, bis endlich durch die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches sich der Traum der Väter erfüllte. Der deutschen Presse fiel in dieser Zeit des langen und harten Ringens von 1814 bis 1870 eine besonders schwere Aufgabe zu. Wie sie dieser gerecht wurde, und wie sie sich nach und nach zu einer hervorragenden Förderin des nationalen Gedankens emporschwang, das wird der dritte Band zu schildern versuchen.



Verzeichnis der Zeitungen.

Namenregister.

